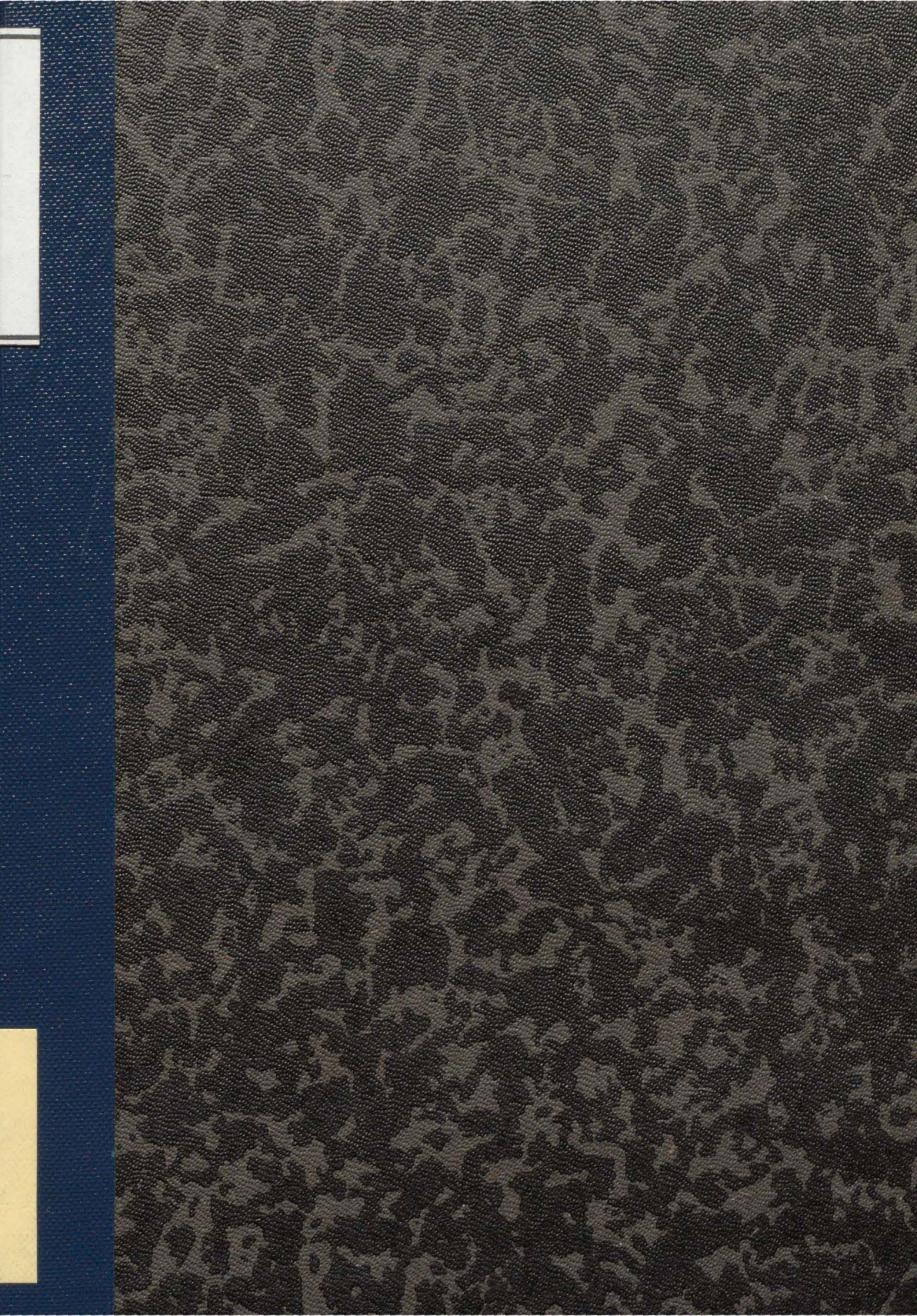




2 1078 - 87
2003

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



Jahrbuch 2003



Württembergisch Franken

Band 87

**Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken**



**Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
2003**

Württembergisch Franken

Band 87

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



P1

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch
unter Mitarbeit von Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen
zeichnen die Verfasser verantwortlich

Satz und Repro: satzwerkstatt Manfred Luz, Neubulach

Druck und Weiterverarbeitung: Röhm TYPOfactory Marketing GmbH, Sindelfingen

Vorwort

Wie seine Vorgänger in den letzten Jahren versammelt auch der 87. Jahrgang des Jahrbuchs Württembergisch Franken Beiträge aus allen historischen Bereichen und mit ganz unterschiedlichen methodischen Zugängen. Eberhard Knoblauch, einer der verdienten Autoren von Württembergisch Franken, dem die Stadt Öhringen viele Ergebnisse zur Baugeschichte verdankt, ist vor wenigen Wochen verstorben. Sein letzter Aufsatz behandelt die Tätigkeit des Hans Spryss aus Zaberfeld in Hirsau.

Seine Aufsatzserie zur Alchemie an den Hohenloher Höfen setzt Jost Weyer mit dem Beitrag über die chemisch-alkemischen Experimente Graf Wolfgangs II. von Hohenlohe fort. In die Baugeschichte führt der Beitrag von Michael Goer über den „Schwarzen Hof“ in Ingelfingen, der im 16. Jahrhundert als Adelspalais entstand und in den letzten Jahren mustergültig restauriert wurde. Otto Reinhard Metzzenius kam als Orgelmacher nach Hall. Seinen Lebensweg zeichnet Hans F. Pfeiffer aus zahlreichen, bislang unbekannten Quellen nach, die zum Teil völlig neue Beziehungen zwischen den verschiedenen Orgelmachern in einem weiten regionalen Umfeld erkennen lassen.

Hans Müller beschreibt das Eingreifen der Heilbronner Turnerwehr in die Revolution 1849 in Baden, das das demokratische Engagement auch einfacher Bürger in diesen bewegten Zeiten nachvollziehbar werden lässt. Die Villa Hohenlohe in Baden-Baden ist das Thema von Raimond Selke. Sie wurde als „Schweizerhaus“ für die englische Königin errichtet. Die Lebensgeschichten von Auswanderern sind oft Erfolgsgeschichten (vom Tellerwäscher zum Millionär), während von denen, die weniger erfolgreich waren oder gar gänzlich scheiterten, wenig oder nichts bekannt ist. Diese spielen in der historischen Erinnerung auch kaum eine Rolle. Daniel Stihler vollzieht anhand des Lebensweges von Georg David Weber ein solches Scheitern nach. Die zugrundeliegenden Dokumente wurden bei der Erschließung der Inventuren und Teilungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall neu entdeckt.

Die Haller Industrialisierung ist keine uneingeschränkte Erfolgsgeschichte. Mit welchen Schwierigkeiten eine Firma zu kämpfen hatte, mit welchem auch persönlichen Engagement des Besitzers Krisen überwunden wurden, zeigt Liselotte Kratochvil anhand der hundertjährigen Geschichte von Zapf und Lang, der chemischen Fabrik im Wettbach in Schwäbisch Hall. Die Biographie seines Großvaters mit einem Verzeichnis seiner und der von ihm verlegten Schriften beschreibt Rüdiger German. Wilhelm German war Buchhändler, Verleger, Stadtarchivar und Autor in Schwäbisch Hall. Seine Bedeutung für die Stadtgeschichte und die Selbstbewusstwerdung der Stadt Schwäbisch Hall lassen sich kaum überschätzen.

Ein außerordentlich interessantes Stück Schulgeschichte thematisiert Michael Knoll. Die Schloß-Schule Kirchberg entwickelte sich 1914–1933 unter mancherlei Schwierigkeiten aus einer älteren Lateinschule. Ein düsteres Kapitel der Gelbinger und Haller Geschichte wird in den persönlichen Erinnerungen von Elisabeth Pfisterer deutlich, die 1941–1952 Pfarrfrau in Gelbingen war.

Wie in jedem Band runden die Rezensionen auch dieses Jahrbuch ab.

Die finanzielle Krise der Stadt Schwäbisch Hall zwang im letzten Jahr zu drastischen Einschnitten, die unter anderem auch zum Abzug von Mitarbeiterinnen aus dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall führten. Da die Aufgaben keineswegs reduziert wurden, ergibt sich eine Überlastung der verbleibenden Kollegen und Kolleginnen, was es dem Stadtarchiv unmöglich macht, weiterhin die Redaktion des Jahrbuchs Württembergisch Franken, die seit dem Jahresband 1994 bei ihm lag, fortzusetzen. Entstanden sind in zehn Jahren zehn Bände mit zusammen mehr als 4.700 Druckseiten. Diese entsprachen über 6.000 Manuskriptseiten, die gelesen, redigiert und vereinheitlicht werden mussten, woran sich die zweimalige Durchsicht und die Korrektur in den Druckfahnen und im Umbruch schloss. Schließlich lagen auch noch Versand der Pflicht- und Tauschexemplare (immerhin nahezu 200 Stück), die nach Europa und Nordamerika gingen, sowie die Rechnungsstellung beim Stadtarchiv Schwäbisch Hall.

Allen, die sich in diesem Zeitraum für das Jahrbuch Württembergisch Franken engagierten, gebührt der Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, insbesondere Herrn Archivar Daniel Stihler und den Archivangestellten Birgit Eckart-Siller, Gerlinde Eymann und Emmy Kunz.

Dr. Christoph Philippi

Vorsitzender des Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Dr. Andreas Maisch

Schriftleiter

Der Baumeister Hans Spryss von Zaberfeld in Hirsau

VON † EBERHARD KNOBLAUCH

Am 1454 begonnenen Öhringer Stiftschor (Bauinschrift) finden sich nur zehn Steinmetzzeichen, und zwar vornehmlich an den Diensten von diesem markgräflisch badischen Baumeister. Ein Gewölbeschlußstein mit seinem Meisterzeichen fehlt jedoch, sodaß ihm eine leitende Funktion nicht zugesprochen werden kann¹. Keine Zeichen von ihm finden sich in der Krypta, die ein Jahr früher als der Chor begonnen wurde. Dort fanden sich allerdings 37 Zeichen $\bar{\text{L}}$, 34 Zeichen $\bar{\text{N}}$ und 29 Zeichen $\bar{\text{T}}$ anderer Art². Diese Zeichen sind alle mit der Eßlinger Bauhütte verwandt³. Weitere Zeichen des Hans Spryss treten am Läuturm und der alten Sakristei auf, also an Bauteilen, die nach dem Öhringer Chor entstanden⁴. Durch Stilvergleiche fand ich weitere Bauwerke, an denen Hans Spryss beteiligt war, wie in den 1453 begonnenen Stiftschor von Baden-Baden, wo ein bis jetzt unbekannter Meister tätig war. Ferner begann Spryss 1461 den Pforzheimer Stiftschor, wo er sein Selbstportrait auf dem östlichen Schlußstein darstellte, jedoch seitenverkehrt gegenüber seinen einfachen Steinmetzzeichen⁵.

Diese beiden Chöre weisen nun wichtige Merkmale des Öhringer Chores auf, wie im Grundriß drei rechteckige Joche mit 5/8-Schluß und ein doppeltes Springrautengewölbe. Dieses ist in Pforzheim noch durch eine Längsscheitelrippe und Querrippen an den Jochgrenzen bereichert. Sodann sind die gleiche Triangulation und die Maßwerkfenster zu nennen.

In Baden-Baden liegt eine Notiz des Rats der Stadt Eßlingen vor, der zur Planung des dortigen Kirchenschiffs Hans Beblinger in den Dienst der Markgrafschaft beurlaubte, dieser arbeitet seit 1439 an der Eßlinger Frauenkirche und verstarb 1482⁶.

Weiter konnte ich die Chöre von Eutingen (1490) und Ettlingen für H. Spryss nachweisen. 1475 erhielt der Meister das Privileg für sämtliche Bauten in der

1 E. Knoblauch: Die Baugeschichte Öhringens bis zum Ausgang des Mittelalters, Textband, 1970, S. 308 ff.

2 Ebd., S. 345–354.

3 Badische Meister leiteten die Eßlinger Bauhütte anfangs des 15. Jh., und noch im 16. Jh. standen die Markgrafen von Baden mit ihr in Verbindung; enge Beziehungen bestanden zwischen ihnen und Friedrich I. von Hohenlohe (Kanoniker in Krems), dem Sohn Krafts II.

4 E. Knoblauch (wie Anm. 1), S. 345–354, 365–375.

5 Ebd., S. 366–370.

6 C. Weis: Die wechselvolle Geschichte der Stiftskirche „Unserer lieben Frau“ zu Baden-Baden, o. D., S. 11.

Markgrafschaft Baden; er lebte von 1420/30 bis nach 1490. – A. Seeliger-Zeiß hat ähnliche Untersuchungen veranstaltet⁷ und konnte noch weitere Bauwerke von Spryss finden. Sie verwendete meine Ergebnisse⁸. Der Meister scheint an der Herrenalber Klosterkirche beteiligt gewesen zu sein. Ihr nördlicher Nebenchor hat ein vereinfachtes Gewölbemuster des EG im Öhringer Blasturm⁹. Sie machte erstmals mit gekreuzten Gewölbeanfängern (schwalbenschwanzförmige Rippenstücke) an Spryss-Bauten bekannt. Schon bisher war Spryss einer der Meister des 1474–94 erbauten Hirsauer Kreuzgangs¹⁰. Sie widmete ihm dort besondere Aufmerksamkeit¹¹. Dieses an der Südseite der berühmten Klosterkirche liegende Bauwerk umfaßte den Gartenhof und gilt als einer der größten Kreuzgänge in Deutschland. Die Abmessungen des Westflügels betragen 3,50 m × 52,50 m. Im NO ragt das südliche Querhaus der Kirche hinein, sodaß der Nordflügel in zweimaliger Brechung dem Wandverlauf folgt.

Dieser Kreuzgang wurde 1692 von den Truppen Ludwigs XIV. durch Brand zerstört. Erhalten blieben die Innenwände in Resten des aufgehenden Mauerwerks¹², mit Toren, Maßwerkfenstern und den Gewölbeansätzen; doch verblieben nirgends die wertvollen Gewölbe. Der Fundort des runden Meisterschlußsteins des Hans Spryss ist zwar nicht mehr zu lokalisieren¹³, doch sind die weiteren erhaltenen Schlußstein-Rundkörper mit Blattwerk auf Grund ihrer Rippenstumpf-Profile im Vergleich mit den Rippenanfängern dem 1483 vollendeten Ostflügel zuzuordnen¹⁴. Nachdem dort auch gekreuzte Gewölbeanfänger vor dem Einschneiden in die Wand erstmals auftreten, ergibt sich eine enge Verwandtschaft mit den Rippenpaaren des Hirsauer Ostflügels, wo sich zwei Rippenpaare in flachem Winkel überschneiden und eine fünfte Rippe in größerer Höhe ansetzt. Für diesen Flügel werden Maschennetzgewölbe rekonstruiert, die auf die Figuration des Pforzheimer Lettners hinweisen. Auch die Gewölbefiguration über der ehemaligen Vierung der Öhringer Stiftskirche kann davon abgeleitet werden. Das Hirsauer Rippenquadrat ist dort als Knickrippen-Achteck ausgebildet. Ungewöhnliche Steinbearbeitung ist für diesen Flügel maßgebend.

Über dem Hirsauer Westflügel wurde nun allerdings das für Spryss typische doppelte Springrautengewölbe rekonstruiert, das durch Scheren mit Querrippen bereichert ist. Sollte dieser Flügel etwa auch von Spryss stammen? Ob allerdings die einheitliche Planung aller Gewölbe der Kreuzgangflügel Spryss zuzuschreiben ist,

7 A. Seeliger-Zeiß: Studien zur Architektur der Spätgotik, in: Hirsau St. Peter und Paul, hrsg. vom Landesdenkmalamt, Stuttgart 1991, S. 265–315.

8 E. Knoblauch: Zur Baugeschichte der Öhringer Stiftskirche, in: Schwäbische Heimat 1967, S. 106–110.

9 A. Seeliger-Zeiß (wie Anm. 7), S. 329 ff.

10 Ebd., S. 349 f.

11 Ebd., S. 265–315.

12 Den Abschluß bildet heute als denkmalpflegerische Sicherheitsmaßnahme eine Plattenabdeckung.

13 Der Rundkörper mit Blattwerk wurde im 2. Weltkrieg im Landesmuseum Stuttgart zerstört (Seeliger-Zeiß S. 353).

14 A. Seeliger-Zeiß (wie Anm. 7), S. 353, Ia 4.

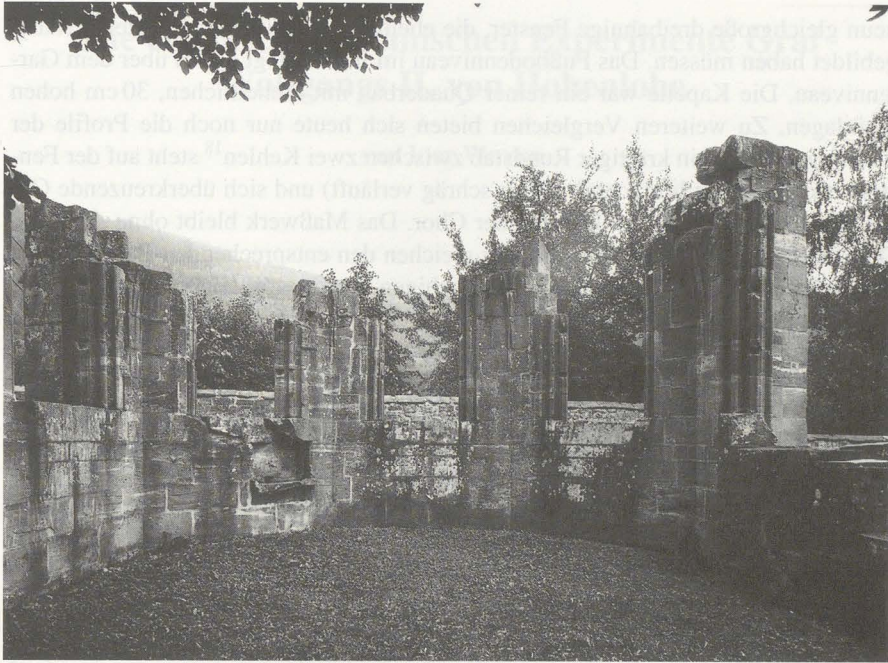


Abb. 1 Allerheiligen-Kapelle. Innenansicht der Ruine nach Osten.

wie Seeliger-Zeiß vermutet¹⁵, wird bei dem heutigen Erhaltungszustand dieser Bauteile nicht mehr zu beantworten sein. Spryss konnte das Vertrauen des Abtes Bernhard für die Ausführung des Klosterbaues gewinnen. Immerhin waren in Hirsau außer dem badischen Meister noch der bekannte württembergische Meister Peter von Koblenz und Martin von Urach (neuerdings in Frage gestellt) beteiligt¹⁶. Besonders typisch für Spryss ist der Verzicht auf eine Wandgliederung oder ein umlaufendes Kaffgesims im Innern des Klausurbaues. Als weiteres Bauwerk des H. Spryss vermutet Seeliger-Zeiß die 1484–87 entstandene Hirsauer Allerheiligen-Kapelle, die als Grabkapelle des 1503 dort beigesetzten Abtes Blasius diente. Sie liegt im Winkel zwischen nördlichem Nebenchor und nördlichem Querhaus der Klosterkirche. Sie wurde, wie der Kreuzgang, 1692 weitgehend zerstört. Sie ist in ihrer heutigen Knechtsgestalt schlecht zu beurteilen und blieb bisher als spätgotischer Bauteil unbeachtet¹⁷.

Im Grundriß bilden drei rechteckige Joche mit 5/8-Schluß eine 8 m × 15,75 m große Fläche, die heute nur noch von 7 m hohen Außenwänden eingefast wird, die ungliedert ohne Sockel aufsteigen. Zu erkennen sind in diesen Wänden noch

15 Ebd., S. 313.

16 E. Knoblauch (wie Anm. 1), S. 350.

17 A. Seeliger-Zeiß (wie Anm. 7), S. 320–327.

neun gleichgroße dreibahnige Fenster, die ehemals einen lichtdurchfluteten Raum gebildet haben müssen. Das Fußbodenniveau im Innern liegt 70 cm über dem Gartenniveau. Die Kapelle war ein reiner Quaderbau mit einheitlichen, 30 cm hohen Steinlagen. Zu weiteren Vergleichen bieten sich heute nur noch die Profile der Fenstergewände (ein kräftiger Rundstab zwischen zwei Kehlen¹⁸ steht auf der Fensterbank, die innen horizontal, außen schräg verläuft) und sich überkreuzende Gewölbeanfänger an, wie am Herrenalber Chor. Das Maßwerk bleibt ohne Aussage. Die steil gekreuzten Gewölbeanfänger gleichen den entsprechenden Bauteilen am Kreuzgang-Ostflügel. Mit einem engmaschigen Netzgewölbe ist zu rechnen. Die Strebenpfeiler enden mit einer Verdachung und einem kleinen Giebel. Von den wenigen Steinmetzzeichen tritt allerdings keines der H. Spryss auf, doch haben die Inhaber zweier Steinmetzzeichen bereits an der Stiftskirche in Pforzheim gearbeitet. Die Mauertechnik ist mit der am Ostflügel des Kreuzgangs vergleichbar¹⁹. Nächstverwandt ist der Herrenalber Chor als Quaderbau aus rotem Sandstein. Hinsichtlich der Schönheit übertrifft die Allerheiligenkapelle alle anderen Hirsauer Bauten der Spätgotik¹⁹.

18 Ebd., S. 326, vergleichbar dem Chor und der Sakristei der Pforzheimer Stiftskirche.

19 Ebd., S. 320.

Die chemisch-alchemischen Experimente Graf Wolgangs II. von Hohenlohe

von JOST WEYER

Im 16. und frühen 17. Jahrhundert war die Alchemie an deutschen Fürstenhöfen weit verbreitet. Berühmte Beispiele sind Kaiser Rudolf II. von Habsburg (1552–1612), der an seinem Hof in Prag zahlreiche Alchemisten beschäftigte, und Herzog Friedrich I. von Württemberg (1557–1608), der für seine alchemische Leidenschaft Tausende von Gulden ausgab. Alchemisten oder alchemische Ärzte stiegen in einflußreiche politische Stellungen auf, Fürsten besaßen fundierte chemische Kenntnisse und standen oft selbst im Laboratorium. Die Intensität, mit der die Alchemie betrieben wurde, reicht vom mehr zufälligen Einlassen mit einem betrügerischen Goldmacher bis zum Ausüben im großen Stil, als eine Art von organisierter Forschung.

Nicht so prominent wie seine beiden fürstlichen Standeskollegen ist Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610), jedoch ist seine alchemische Tätigkeit inzwischen besser untersucht als bei Kaiser Rudolf und Herzog Friedrich, was vor allem der ausgezeichneten Quellenlage zu verdanken ist¹. Wolfgang von Hohenlohe residierte von 1587 bis 1610 in Weikersheim, nachdem er vorher ab 1574 seinen Sitz in Langenburg gehabt hatte. In Weikersheim ersetzte er die baufällige Wasserburg durch ein Schloß im Stil der Renaissance und errichtete auch ein Laboratorium. Dort führte er, unterstützt durch einen Laboranten, alchemische Experimente aus.

Die Dokumente über Graf Wolfgangs Beschäftigung mit der Alchemie sind im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein aufbewahrt, und diese sind so reichhaltig und vielfältig, daß hier zum ersten Mal der alchemische Alltag an einem Fürstenhof der Renaissance in allen seinen Aspekten sichtbar wird. Nur die Informationen über Wolfgangs chemisch-alchemische Experimente waren spärlich. Hierbei sollen unter Experiment im weiteren Sinn alle zielgerichteten chemischen Umsetzungen verstanden werden, sei es, daß sie zur Herstellung des Steins der Weisen, eines Medikaments oder eines praktisch verwertbaren Stoffes dienten oder aber zur Reinigung oder Analyse einer Substanz. Fischer erwähnt in seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe Schreibkalender, in denen Wolfgang Notizen über seine alche-

1 J. Weyer: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (Forschungen aus Württembergisch Franken 39), Sigmaringen 1992. – Dort auch ausführliche Informationen über die chemischen Stoffe, die Geräte, Wolfgangs Laboratorium und einige der Experimente einschließlich der entsprechenden Quellennachweise.

mischen Experimente machte², jedoch waren diese zur Zeit der Abfassung des Buches über Wolfgang von Hohenlohe und die Alchemie verschollen. Inzwischen sind die Schreibkalender aus dem Nachlaß eines früheren Archivleiters ans Hohenlohe-Zentralarchiv zurückgekehrt. Die dort in Kurzfassung notierten Experimente sollen im vorliegenden Aufsatz vorgestellt und, soweit möglich, interpretiert werden.

Ferner wurde inzwischen im Hohenlohe-Zentralarchiv an einer von der Signatur her völlig unerwarteten Stelle eine umfangreiche chemisch-alchemische Rezeptsammlung entdeckt, die unter anderem Informationen über Wolfgangs experimentelle Fertigkeiten liefert. Auch diese soll berücksichtigt werden, und zur Abrundung der Thematik kommen auch die drei Beispiele noch einmal kurz zur Sprache, die im Buch bereits ausführlicher behandelt worden waren: Erzanalysen für Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, der Transmutationsprozeß eines betrügerischen Goldmachers und die Untersuchung eines angeblich resistenten Silbers, das ihm Herzog Friedrich von Württemberg geschickt hatte.

Da chemische und alchemische Experimente untrennbar mit chemischen Stoffen, Verfahren und Geräten verbunden sind und da es auch sonst hierfür einige Rahmenbedingungen gibt, sollen der Erörterung der Experimente einige Themen vorausgeschickt werden: chemische Stoffe, die Wolfgang zur Verfügung standen, chemische Geräte und Verfahren, Wolfgangs Laboratorium sowie theoretische und praktische Voraussetzungen für sein Experimentieren.

Chemische Stoffe

Die im 16. und frühen 17. Jahrhundert verwendeten Chemikalien lassen sich in mehrere Gruppen unterteilen: Metalle, Mineralien und Erze, künstlich hergestellte mineralische Stoffe, Salze und organisch-chemische Stoffe. Aus den Rechnungen der Weikersheimer Hofhaltung geht hervor, welche chemischen Stoffe für Schloß Weikersheim gekauft wurden, wobei im Einzelfall nicht zu unterscheiden ist, ob diese für Wolfgangs Laboratorium bestimmt waren oder für die Schloßapotheke, die unter der Leitung von Wolfgangs Gemahlin Magdalena, geborene Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen, (1547–1633) stand.

Zu den Metallen, die in den Weikersheimer Rechnungen aufgelistet wurden, gehören die sieben „traditionellen“ Metalle Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Blei und Quecksilber. Vertreter der Gruppe der Mineralien sind mineralischer Schwefel, Zinnober, Auripigment, Realgar („Sandarach“), Galmei und Spießglanz („Antimonium“). Von den künstlich hergestellten mineralischen, das heißt anorganischen Stoffen werden in den Dokumenten Bleiglätte („Silberglätte“), Bleiweiß, Menige, Grünspan und Tutia genannt; auch gebrannter Kalk gehört zu dieser Gruppe. Bei den Salzen werden Kochsalz, Salpeter, Salmiak, Eisenvitriol, Zinkvitriol,

2 A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. 2. Teil, 1. Hälfte, Stuttgart 1868, S. 124.

Alaun, Pottasche und Sublimat (Quecksilberchlorid) aufgeführt, während Soda und Borax in den Rechnungen fehlen. Auch einige Stoffe aus dem Bereich der organischen Chemie standen ihm zur Verfügung, ohne daß sie in den Rechnungen als Chemikalien spezifiziert werden: Kohlenstoff (in Form von Holzkohle), Essig, Weinstein und Leinöl.

Da in der Aufzählung keine wesentlichen Grundchemikalien fehlen, kann man sagen, daß Wolfgang für seine alchemischen Experimente den gesamten Chemikalienschatz seiner Zeit zur Verfügung hatte. Kleinere Mengen bis zu einigen Pfund bezog er von Apothekern in Mergentheim und Rothenburg ob der Tauber, größere Mengen von Handelshäusern in Nürnberg und Augsburg. Die für das Experimentieren wichtigen Mineralsäuren kaufte er nicht, sondern stellte sie aus den entsprechenden Ausgangsstoffen selbst her: Salpetersäure, Salzsäure, Schwefelsäure und „Königswasser“ (ein Gemisch aus Salz- und Salpetersäure).

Aus den Angaben in den Rechnungen ließ sich auch eine Preisliste für chemische Stoffe erstellen (Liste 1). Die teuren Chemikalien kosteten zwischen 1 und 2 Gulden, die billigen etwa 5 bis 15 Kreuzer je Pfund. Bei den unedlen Metallen lag der Pfundpreis unterhalb 1 Gulden. Für Silber betrug er dagegen 20 Gulden und für Gold sogar 232 Gulden. Konkretere Vorstellungen von diesen Preisen gewinnt man, wenn man weiß, daß ein Maurer oder Steinmetz für einen Taglohn von 15 Kreuzern arbeitete.

Liste 1. Preise für Chemikalien um 1600

Gold (Au)	235 fl
Silber (Ag)	20 fl
Kupfer (Cu)	18 kr
Zinn (Sn)	12 kr
Blei (Pb)	3 kr
Eisen (Fe)	2 kr
Quecksilber (Hg)	1 fl
Schwefel (S)	4 kr
„Silberglätte“ (PbO)	4 kr
Mennige (Pb ₃ O ₄)	6 kr
Bleiweiß (bas. Pb-CO ₃)	13 kr
Grünspan (bas. Cu-CH ₃ COO)	1 fl
Galmei (ZnCO ₃)	32 kr
Tutia (hpts. ZnO)	2 fl 35 kr
Zinnober (HgS)	2 fl 10 kr
Auripigment (As ₂ S ₃)	1 fl 30 kr
Sandarach (As ₄ S ₄)	2 fl 16 kr
Antimonium (Sb ₂ S ₃)	11 kr
Kochsalz (NaCl)	1 kr
Salpeter (KNO ₃)	5 kr
Salmiak (NH ₄ Cl)	1 fl 10 kr
Vitriol (meist FeSO ₄ ·7H ₂ O)	4 kr
Alaun (KAl(SO ₄) ₂ ·12H ₂ O)	6 kr

alle Preise bezogen auf 1 Pfund = 467,7 g

1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (kr)

Die chemischen Geräte

Die chemischen Grundoperationen wie Lösen, Filtrieren, Schmelzen, Auskristallisieren, Destillieren, Sublimieren und Extrahieren waren bereits seit dem Altertum bekannt, und zu Wolfgangs Zeit gab es hierfür ein reichhaltiges Instrumentarium. Welche von diesen Geräten Graf Wolfgang besaß, ist ebenfalls den Weikersheimer Rechnungen zu entnehmen, auch wenn die so erstellte Liste möglicherweise Lücken enthält.

Von den zahlreichen Öfen, die in den Dokumenten erwähnt werden, sind folgende näher bezeichnet: eine Esse mit Schlotmantel, Destillieröfen, ein achteckiger Herd, ein Probierofen (zum „Probieren“, das heißt zur Analyse von Metallen und Mineralien) und ein Windofen (mit Luftzufuhr ohne Blasebalg). Zu den Glasgeräten zählten Kolben, Helme (Destillationsaufsätze) und Vorlagen verschiedener Größe, Retorten, „Pelikane“ (Gefäße mit henkelförmigen Röhren zum Erhitzen unter Rückfluß), Phiolen, „Philosophische Eier“ (eiförmige, in der Mitte geteilte Gefäße), Flaschen, Bechergläser, „Zuckergläser“ (zylinderförmige Gefäße zum Aufbewahren fester Stoffe), Harngläser (Weithalskolben) und Trichter. Aus Keramik bestanden Retorten, Pelikane, Destillations- und Sublimationsgefäße, Muffeln, Tiegel, Treibscherven und Töpfe („Häfen“) verschiedener Größe. Hinzu kamen an weiteren Geräten eine große Waage aus Messing, Apothekerwaagen und Gewichte, ein Mörser aus Messing, große und kleine Blasebälge, ein Kupferkessel und ein kupfernes Gießfaß. Über das Aussehen dieser Geräte sind wir durch Abbildungen in Werken des 16. und frühen 17. Jahrhunderts informiert.

Die Glasgeräte wurden bei einer Glashütte in Fischbach in den Löwensteiner Bergen in Auftrag gegeben. Die übrigen Geräte wurden meist von einheimischen Handwerkern angefertigt, so die Öfen und Keramikgeräte von einem Töpfer („Häfner“) aus Weikersheim, die Geräte aus Kupfer von einem Kupferschmied aus Mergentheim. Waagen, Gewichtssätze und Mörser wurden von einem Handelshaus in Nürnberg bezogen. Aufgrund der zahlreichen Preisangaben in den Rechnungen war es möglich, ähnlich wie bei den Chemikalien aus den Einzeldaten eine Preisliste für chemische Geräte zusammenzustellen (Liste 2).

Liste 2. Preise für chemische Geräte um 1600

Destillierkolben aus Glas, klein	1–2 kr
Destillierkolben aus Glas, mittelgroß	2–4 kr
Destillierkolben aus Glas, groß	4–10 kr
Destillierhelm aus Glas	3–4 kr
Retorte aus Glas	3–4 kr
Phiole aus Glas	1–4 kr
„Philosophisches Ei“ aus Glas	1–4 kr
Flasche	1–2 kr
„Zuckerglas“ für feste Stoffe	2–4 kr
Trichter aus Glas	1–2 kr
Ofen aus Keramik	30–45 kr

Retorte aus Keramik	3–8	kr
Waldenburgische Retorte aus Keramik	20–25	kr
„Pelikan“ aus Keramik	30	kr
Sublimiergeschirr aus Keramik	3–4	kr
Destillierkolben und -helm aus Kupfer, 13 Pfund	4 fl	
Kessel aus Kupfer, 22 Pfund	6 fl	40 kr
Mörser aus Messing, 23 ½ Pfund	4 fl	42 kr
Waage, groß, aus Messing mit Balken	4 fl	30 kr
Destillierkolben und -helm aus Zinn, 10 Pfund	2 fl	
Apothekergewichtssatz	1–2 fl	
Apothekerwaage	10–20	kr
Blasebalg	24	kr

1 Pfund = 467,7 g

1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (kr)

Das alchemische Laboratorium in Schloß Weikersheim

Schon kurz nach seinem Umzug nach Weikersheim etablierte Wolfgang von Hohenlohe im Schloß ein einfach ausgestattetes alchemisches Laboratorium, über dessen Aussehen die Quellen kaum etwas aussagen. Im Jahr 1602, als der Neubau des Schlosses dem Ende zuzuging, ließ er ein neues Laboratorium erbauen. In diesem Fall sind die Informationen in den Bauakten und Rechnungen so detailliert, daß eine Rekonstruktion in Grund-, Auf- und Seitenriß und als Modell möglich war³.

Es handelte sich um einen zweigeschossigen, an das Schloß angelehnten Bau auf dem Gelände des ehemaligen Burgzwingers. Im Erdgeschoß befand sich ein Raum mit Tonnengewölbe, der wohl zur Aufbewahrung von Chemikalien und chemischen Geräten diente. Im ersten Stock war das eigentliche Laboratorium untergebracht, unterteilt in zwei Räume mit Kreuzgewölbe. Eine Altane mit einer Balustrade umgab den oberen Gebäudeteil von drei Seiten. Über einen achteckigen Treppenturm mit einer Welschen Haube gelangte man vom Erdgeschoß zunächst auf die Altane und von dort in die Laboratoriumsräume. Oben im Treppenturm befand sich eine kleine Stube – wahrscheinlich Wolfgangs Studierstube, wo er seine alchemischen Experimente planen und auswerten konnte.

Über die Inneneinrichtung der beiden Laboratoriumsräume geben die Akten weniger Auskunft, jedoch kann man das Fehlende durch Abbildungen von chemisch-technischen Laboratorien in zeitgenössischen Werken ergänzen. Dokumentarisch belegt sind ein zentraler Schornstein für alle Öfen, eine Esse mit großem Blasebalg, ein Sandsteinpfeiler, Rauchabzugsöffnungen über den Fenstern, ein Ausguß aus Sandstein, einige Öfen ohne nähere Kennzeichnung, ein Kupferkessel,

3 Siehe Abb. 1.

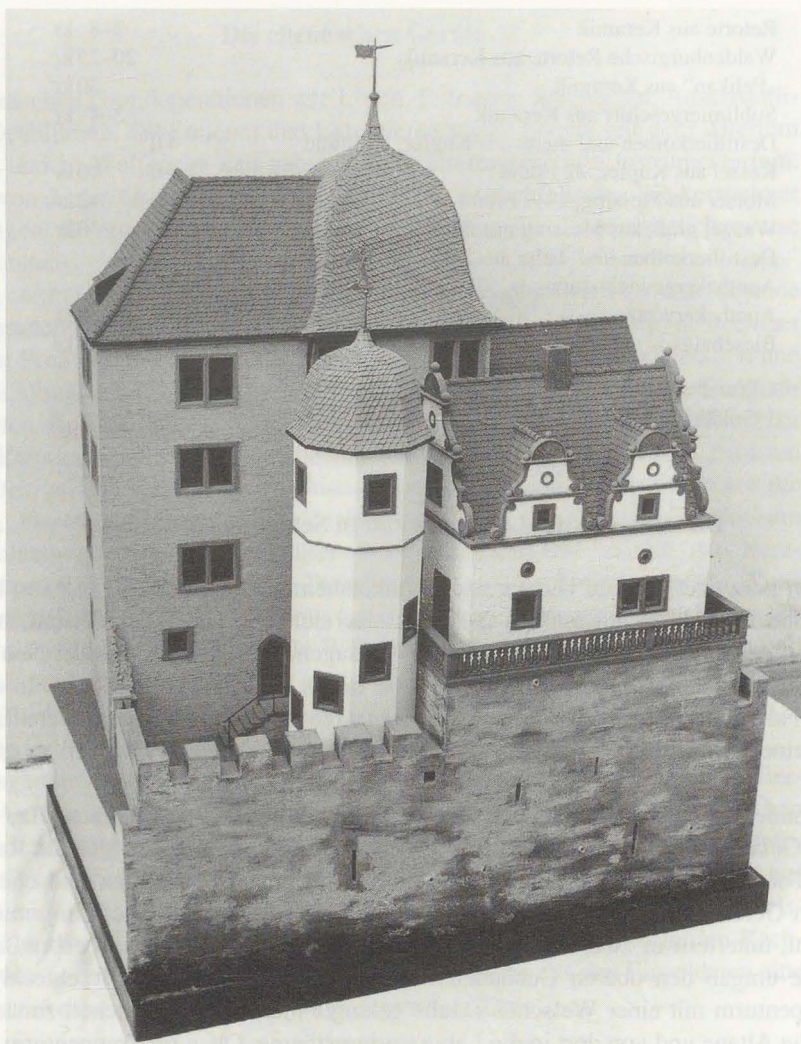


Abb. 1 Modell des rekonstruierten Laboratoriums von Wolfgang von Hohenlohe (Alchemie-Ausstellung in Schloß Weikersheim. Entwurf und Ausführung: Erwin Stuhlmann, Hamburg. Foto: Robert Schuler, Weikersheim).

Schränke, Regale und zahlreiche – im vorigen Abschnitt erwähnte – chemische Geräte⁴.

4 Siehe Abb. 2. Das Fenster rechts mit der Rauchabzugsöffnung darüber zeigt zum Burggraben, die Tür links führt zum zweiten Laboratoriumsraum.

Theoretische Voraussetzungen für Graf Wolfgangs alchemische Experimente

Die Ausübung der Alchemie bedeutete kein unsystematisches Herumprobieren, sondern es gab ein theoretisches Fundament, das allem alchemischen Experimentieren zugrundelag. Wichtigste Materietheorie – nicht nur für die Alchemisten – war auch im 16. Jahrhundert noch die Vier-Elemente-Lehre von Aristoteles. Nach Aristoteles ist alle Materie aus den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer aufgebaut, und diese bestehen ihrerseits aus Urmaterie und je zwei Ureigenschaften, nämlich warm, kalt, trocken und feucht. Jedes der vier Elemente konnte nach aristotelischer Anschauung durch Änderung der Ureigenschaften in jedes der drei anderen Elemente umgewandelt, transmutiert werden.

Diese Elementenlehre war für die Alchemisten die theoretische Rechtfertigung dafür, daß eine Transmutation der unedlen Metalle in Silber oder Gold möglich war, denn die Metalle sollten ja wie alle anderen Stoffe aus den vier Elementen aufgebaut sein. Auf dieser Basis entwickelten die Alchemisten einen Transmutationsprozeß, bei dem die unedlen Metalle oder andere geeignete Ausgangsstoffe auf die eigenschaftslose Urmaterie zurückgeführt wurden. Diese Urmaterie wurde dann durch Zuführung der betreffenden Eigenschaften stufenweise so verändert, bis die Stufe des Silbers oder des Goldes erreicht war. In vielen Fällen konzentrierten sich

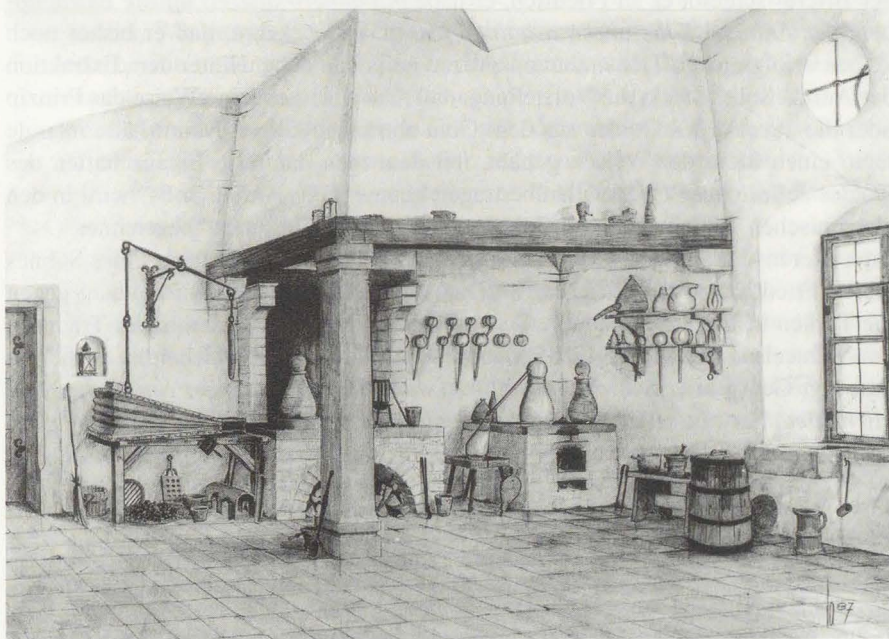


Abb. 2 Innenansicht des rekonstruierten Laboratoriums von Wolfgang von Hohenlohe (Zeichnung: Karl-Ernst Sauer, Schäfersheim).

die Bemühungen der Alchemisten darauf, eine Substanz herzustellen, welche die Transmutation der unedlen zu den edlen Metallen bewirkte und bereits in geringer Menge wirksam war, also als eine Art Katalysator fungierte. Man nannte diese Substanz den Stein der Weisen, aber auch das Elixier oder die Tinktur.

Seit dem arabischen Mittelalter gab es eine Spezialtheorie für die Metalle, die Schwefel-Quecksilber-Theorie. Nach dieser Theorie waren die Metalle in erster Stufe aus den vier Elementen aufgebaut, die in zweiter Stufe zu den beiden Prinzipien „Schwefel“ und „Quecksilber“ zusammentraten, und aus diesen bildeten sich in unterschiedlichem Mengenverhältnis und Reinheitsgrad die einzelnen Metalle. „Schwefel“ und „Quecksilber“ sollten Träger bestimmter Eigenschaften sein. Vereinzelt gab es daneben eine reine Quecksilber-Theorie, bei der das Prinzip „Quecksilber“ als der letztlich entscheidende Bestandteil aller Metalle angesehen wurde. Auch Wolfgang besaß in seiner Bibliothek ein Werk, das letztere Theorie vertrat⁵, und es mag sein, daß er in seinen theoretischen Überlegungen davon beeinflusst wurde. Paracelsus (1493/94–1541), mit seinen Werken in Wolfgangs Bibliothek reichhaltig vertreten, fügte der Schwefel-Quecksilber-Theorie das Prinzip „Salz“ hinzu und schuf damit eine-Drei-Prinzipien-Lehre, die nicht nur für die Metalle, sondern für alle Stoffe Gültigkeit haben sollte.

Über Wolfgangs alchemische Theorien und Leitlinien erfährt man einiges aus einem Briefwechsel mit Herzog Friedrich von Württemberg im Jahr 1597⁶. In einem der Briefe⁷ schreibt er an Friedrich, er habe *biß anhero allezeit uff die Extractionem der Animam Solis allain arbeitenn lassen*, und bekennt, daß er bisher noch keinen erfolgreichen Transmutationsprozeß gefunden habe. Hinter der „Extraktion der Anima Solis“ steckt die Vorstellung, daß man auf irgendeine Weise das Prinzip oder die „Seele“ des Goldes aus dem Gold abtrennen könne. Damit hätte man de facto einen Stein der Weisen gehabt, mit dem man dann die Eigenschaften des Goldes auf die unedlen Metalle übertragen konnte. Die „Anima Solis“ wird in den alchemischen Texten auch als „Goldferment“ oder „Goldsamen“ bezeichnet.

Im weiteren Verlauf des Briefes kommt Wolfgang auf ein Schreiben seines Sohnes Georg Friedrich zu sprechen, der im Dienst des Kaisers an einem Feldzug gegen die Türken in Ungarn teilnahm⁸. Georg Friedrich hatte dort einen in der Tradition von Paracelsus stehenden Arzt kennengelernt, der zugleich Alchemist war. Von ihm sagt Georg Friedrich: *Habe viell mitt ihme discurreret; gibet vor, daß er auß allen Metallen ain vivum Mercurium und ohne Abgang deß Gewichtß machen*

5 Bernhardus Trevisanus: Von der Hermetischen Philosophia, das ist vom Gebenedeiten Stain der weisen, Straßburg 1582.

6 HZAN (Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein), Partikulararchiv Öhringen 4/3 (Korrespondenz der Grafen und Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein mit den Grafen, Herzögen und Königen von Württemberg 1480, 1519–1839).

7 Brief Wolfgang von Hohenlohe an Herzog Friedrich von Württemberg, 22. Okt. 1597, HZAN (wie Anm. 6).

8 Auszug aus Brief Georg Friedrich an seinen Vater Wolfgang von Hohenlohe, Ungarn, 25. Aug. 1597, HZAN (wie Anm. 6).

wolle. Der „Mercurius vivus“ ist eine Bezeichnung für das Prinzip „Quecksilber“, wie es in der Schwefel-Quecksilber-Theorie, der reinen Quecksilber-Theorie und der paracelsischen Drei-Prinzipien-Lehre vorkommt. Wie die „Anima Solis“, so betrachtete man auch den „Mercurius vivus“ als eine Art Stein der Weisen.

Georg Friedrich fährt in seinem Bericht fort: *Sagt auch, daß es gar ain schlecht Ding seye, die Animam Solis zu extrahiren, Silber, Bley und Quecksilber darmitt zu tingiren. Aber kein Gewinn sey darbey, verlihre an 1000 Ducaten 16. Wer aber solches machen wolle, der muesse daß Goldt in ainen schönen grünen Vitrioll redigiren oder bringen, alßdan solchen Vitrioll durch ain gewisses Aquam Regis (welches er mir nicht nennen wollen) solviren und darnach in Balneo daß Wasser abziehen. Alßdann pleybe ain klain braun Pulverlin dahinden ligen, dasselb seye die extrahirte Anima Solis, mitt welcher er tingire.* Der hier beschriebene Prozeß ist nicht mehr nachzuvollziehen, aber im Prinzip wird es sich bei dieser „Anima Solis“ um irgendeine Goldverbindung gehandelt haben.

Wolfgang hatte von den betreffenden Stellen aus dem Brief seines Sohnes eine Abschrift anfertigen lassen und legte sie dem Schreiben an Friedrich bei. Er bemerkt in seinem eigenen Brief hierzu: *... so hieltte ich fürwahr solche Stückh mitt dem Mercurio Metallorum und Anima Solis, da ihme also wehre, für die hochste und fürnehmste Stückh in der Alchimia, darauß ainer endtlich könte erfahren, ob ettwas Gewiß und Richtiges an den Künsten wer oder nicht.* Der „Mercurius Metallorum“ bedeutet dasselbe wie der „Mercurius vivus“, nämlich das Prinzip Quecksilber. Wir gewinnen durch diesen Brief einen tiefen Einblick in Wolfgangs theoretische Zielsetzung. Er teilt seinem Briefpartner mit, daß er sich bei seinen Transmutationsversuchen ausschließlich mit der Extraktion der Seele des Goldes befaßt habe und daß er es als höchstes Ziel der Alchemie betrachtete, den „Mercurius Metallorum“ oder die „Anima Solis“ aus den Metallen auszuziehen. Wenn dies gelinge, dann werde sich herausstellen, ob die Theorie von der Umwandlung der Metalle in Silber oder Gold richtig sei oder nicht.

Es gibt noch eine zweite Informationsquelle über Wolfgangs theoretische Vorstellungen, nämlich Randnotizen und Unterstreichungen in Büchern aus seiner Bibliothek. Das einzige noch heute bekannte Buch, das nachweislich aus seinem Besitz stammt, ist eine Sammelhandschrift, die vorwiegend Abhandlungen von Paracelsus enthält⁹. Besonders ist in diesem Zusammenhang das 6. Buch der *Archidoxa Magiae* mit der Überschrift *De compositione metallorum* zu nennen, das vermutlich nicht von Paracelsus stammt, aber zumindest in seinem Geist geschrieben wurde¹⁰.

9 Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift aus dem Besitz Wolfgangs von Hohenlohe, zweite Hälfte 16. Jh., Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Cod. alchim. 192. – J. Paulus: Eine unbeachtete Paracelsus-Handschrift aus Franken, in: J. Telle (Hrsg.): *Parerga Paracelsica*. Paracelsus in Vergangenheit und Gegenwart, Stuttgart 1991, S. 141–147.

10 Liber VI Archidoxis Magiae de compositione metallorum, in: Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift (wie Anm. 9), Bl. 50^a–54^b. – Edition: K. Sudhoff (Hrsg.): Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: Sämtliche Werke, Abt. I, Bd. 14, München und Berlin 1933, S. 486–491.

Der Autor sagt dort an einer Stelle, daß die Metalle unter Mithilfe der Gestirne in einen viel höheren Zustand als den natürlichen übergeführt werden könnten, und fährt dann fort: *Dan ir sehent ein Exempel vom Goldt unnd Mercurio vivo. So diese zway Metal durch das Amagamma in der Coniunctio Solis unnd Mercurius zusammen verainigt werden, wan auch Soll in der Coniunctio Herr ist uber den Mercurium, mögen sie hernach leichtlich miteinander gefixirt werden, also das sie ain Tinctur geben auf den Mercurium vivum.* Diese Zeilen wurden von Wolfgang bis also unterstrichen und zu Beginn der Unterstreichungen mit der Randnotiz versehen: *Nota bene vom ☿ unndt ☉*¹¹.

Der Autor schreibt weiterhin, daß man Gold oder Silber auch mit normalem Quecksilber umsetzen könne, indem man das betreffende Edelmetall über das Quecksilber hänge. Dann mache der Quecksilberdampf das Gold oder Silber weiß, brüchig und leicht schmelzbar. Auch diese Passage unterstrich Wolfgang teilweise und fügte am Rand ein *Nota bene vom ☿ vulgi* hinzu. Unterstrichen wurde auch die Aussage, daß der Mercurius ein „metallischer Geist“ sei und daher alle Metalle bezwinke. Festzuhalten bleibt, daß auch hier vom „Mercurius vivus“ die Rede ist und daß die Vereinigung von Quecksilber mit Gold oder Silber zu einem Amalgam eine gewisse Rolle spielt.

Praktische Voraussetzungen für Graf Wolfgangs alchemische Experimente

Jeder praktizierende Alchemist benötigte neben Chemikalien, chemischen Geräten, einem Arbeitsplatz und theoretischen Kenntnissen auch eine praktische Anleitung, damit der die vielfältigen chemischen Operationen ausführen konnte. Wolfgang war sich dieser Voraussetzung bewußt, als er in der erwähnten Sammelhandschrift die folgende Stelle teilweise unterstrich, die eigentlich den „spagyrischen“ Ärzten galt: ... *sondern befeissen sich allein, im Feur zu arbeiten unnd die Gradus der Kunst Alchimia zu lernen, als da ist Distillieren, Resolvieren, Purificirn, Extrahieren, Calcionieren, Reverberieren, Sublimieren, Separieren, Reducirn, Coagulirn, Tingieren und dergleichen.* Der Passus stammt aus dem 8. Buch des Traktats „De natura rerum“, der wohl ebenfalls nicht von Paracelsus herrührt, jedoch an der zitierten Stelle die Gedanken von Paracelsus unverfälscht wiedergibt¹².

Paracelsus war der Begründer einer neuen Richtung, der Chemiatrie, deren Ziel es war, Medikamente mit Hilfe von chemischen Methoden herzustellen. Er vertrat die Ansicht, daß die Alchemie nicht die Transmutation zu Silber oder Gold zum Ziel haben solle, sondern die Herstellung von Heilmitteln, und forderte vom Arzt,

11 Liber VI Archidoxis (wie Anm. 10), Bl. 53^a. – ☿ ist das alchemische Symbol für Quecksilber oder Merkur, ☉ das Symbol für Gold oder Sonne.

12 Zway Bücher von Naturalichen dingem, in: Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift (wie Anm. 9), Bl. 161^a–197^b, hier Bl. 169^a. – Sudhoff (wie Anm. 10), Bd. 11, München und Berlin 1928, S. 360–403.

daß er sich gründliche chemische Kenntnisse erwerben müsse. Ein „spagyrischer“ Arzt ist ein in der Tradition von Paracelsus stehender, das heißt chemiatischer Arzt. Wolfgangs Leibarzt Eucharius Seefridt (1544–1610) gehörte zu den bekannten chemiatischen Ärzten seiner Zeit, und für Wolfgang, der dieser Richtung nahestand, war er sein wichtigster Gesprächspartner in chemischen Fragen. Unterstützt wurde Wolfgang bei seinen Arbeiten im Laboratorium durch einen Laboranten, Adam König, der zwanzig Jahre in seinen Diensten stand. Das bedeutet mit anderen Worten, daß Wolfgang bei seinen chemischen Experimenten selbst Hand anlegte, während sein Laborant für die Hilfsarbeiten zuständig war.

Es ist unbekannt, durch wen Wolfgang in die Laborpraxis der Alchemie eingeführt wurde. Es gibt jedoch einen undatierten Vertragsentwurf aus seiner Langenburger Zeit mit einem Arzt Andreas Orthelius aus Rudolstadt in Thüringen¹³. Ein Passus in diesem Vertrag lautet: ... *Das nemlichen besagter Orthelius nicht allain uns seine Experientz inn den gehabten chymischen Laboribus die Artzney betreffendt (ausserhalb der metallischen [und] Transmutationssachen, so beides seinem Verstandt zu hoch und auch seiner Erfahrung unwissendt seindt) gantz treulich und erbarlich mitt allen Handgrieffen eröffnen und entdecken, auch jederzeit uff unser Begeren und Vorlag ins Wergk richten und thätlich praestiren, sondern auch ...* Er solle von Wolfgangs *Materialien, Instrumenten und Kohlen* das erhalten, was er für seine Arbeiten benötige. Diese Stelle ist wohl so zu interpretieren, daß Wolfgang bereits praktisch-chemische Erfahrungen besaß, jedoch ein Interesse daran hatte, bei der Herstellung von Medikamenten experimentell noch einiges dazuzulernen. Orthelius war vermutlich ein „Empiricus“, das heißt ein Arzt, der kein Universitätsstudium absolviert hatte; im Jahr 1607 wurde er bei Wolfgang anstelle des verstorbenen Adam König als Laborant eingestellt. Ob der genannte Vertrag zustandekam, bleibt offen.

Hatte Wolfgang erst einmal einen Grundstock an experimentellen Erfahrungen, dann konnte er aus den praktisch-chemischen Werken in seiner Bibliothek Nutzen ziehen. Dazu gehörten Berg-, Kunst-, Probier- und Destillierbücher sowie als gesonderte Gattung die Berg- und Hüttenbücher. Letztere Gruppe war repräsentiert durch die Werke *Vom Bergkwerck XII Bücher* von Georg Agricola (1557) und *Beschreibung Allerfürnemisten Mineralischen Ertzt unnd Bergkwercks arten* von Lazarus Ercker (1580) – beide von hoher Qualität und für die chemische Praxis hervorragend geeignet. Neben gedruckten Werken besaß Wolfgang auch Manuskripte mit Anleitungen zur Ausführung chemischer Reaktionen, darunter ein – heute nicht mehr vorhandenes – *Handtbuch uber allerley ausserlesene Alchimeystück*. Nicht zu vergessen sind zwei Wörterbücher zur Erklärung paracelsischer Fachbegriffe, eines davon mit einem Verzeichnis der für die Praxis verwendeten alchemischen Symbole¹⁴. Schließlich sind noch chemische und alchemische Rezepte zu

13 HZAN, Gemeinschaftliches Archiv Langenburg, Bü 351, Nr. 6 (Bestallung von Ärzten in der Grafenschaft Hohenlohe-Langenburg).

14 Siehe Abb. 3.

erwähnen, ferner alchemische Werke im engeren Sinn, von denen jedoch die meisten für die chemische Praxis nicht brauchbar waren¹⁵.

Erzanalysen für Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1588)

Das erste detaillierte Beispiel für Graf Wolfgangs Experimente fällt nicht in den Bereich der Alchemie, sondern der praktischen Chemie. Diese Unterscheidung ist jedoch, was die Praxis betrifft, nicht so wichtig, da die Stoffe, Geräte und Methoden in beiden Fällen dieselben waren. Es ging hierbei um das „Probieren“ von Erzen, das heißt um die analytische Untersuchung ihres Metallgehalts. Diese Thematik ist Gegenstand eines Briefwechsels zwischen Wolfgang und Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach im März und April 1588¹⁶. Dem ersten Brief legte Georg Friedrich drei Erzproben aus seinen Bergwerken bei und bat, diese zu Schlich zu ziehen und zu probieren. Schlich ist das fein vermahlene und durch Waschen von Verunreinigungen befreite Erz. Georg Friedrich bezeichnet Wolfgang in dem Brief als *einen guten Probierer des Ertztes*. Das besagt, verbunden mit der Tatsache, daß der Markgraf ihm die Erzanalysen anvertraute, daß Wolfgang bereits zu Beginn seiner Weikersheimer Zeit als ein in der Chemie erfahrener Praktiker galt.

Wolfgang reinigte zunächst das fein vermahlene Erz in der angegebenen Weise. Da Georg Friedrich keinerlei Angaben über die Art des Erzes gemacht hatte, mußte Wolfgang die Erze qualitativ auf ihre Bestandteile untersuchen. Vielleicht wußte er durch das Aussehen der unvermahlenden Erze, daß es sich dabei um Bleierze handelte. Dann reduzierte er das Erz mit Kohle und einem Flußmittel im Probierofen zum Metall und ermittelte das Gewicht des gebildeten Bleis mit der Probierwaage. Bei Bleierzen lag es nahe, das Blei auch auf seinen Gehalt an Silber oder Gold zu untersuchen. Daher wurde das Blei von ihm auf einer Aschekupelle „abgetrieben“, wobei ein Silber- oder Goldkügelchen übrigblieb, das er ebenfalls wog.

Die Ergebnisse der Analyse teilte er Georg Friedrich am 12. März mit¹⁷: *Das Ertz mit No. 1 helt der Zentner, zu Schliche gezogen, dreiundzwaintzig Pfundt zwei Lot Pley; solches Pley helt 3 Lot Goldt, das doch noch Silber bey sich hat. – Das Ertzt mit No. 2 helt der Zentner, zu Schliche gezogen, sechsunddreissig Pfundt und vierundzwaintzig Lot Pley. Solches Pley helt drey Lot und 1 Quint Silber. – Das Ertzt mit No. 3 helt der Zentner, zu Schliche gezogen, achtundfunffzig Pfundt, zehen Lot Pley. Solches Plei helt Silber 2 Lot 1 Quint*¹⁸.

15 J. Weyer: Die praxisorientierte chemisch-alchemistische Literatur in der Bibliothek Graf Wolfgangs II. von Hohenlohe, in: WFr, Jahrbuch 85 (2001), S. 189–226.

16 HZAN, Partikulararchiv Öhringen 140/1/5 (Korrespondenz Wolfgang von Hohenlohe mit Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach 1588).

17 Brief Wolfgang von Hohenlohe an Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, 12. März 1588, HZAN (wie Anm. 16).

18 Siehe Abb. 4.

nen. Von den Schreibkalendern, die Graf Wolfgang besaß und benutzte, sind nur noch zwei erhalten geblieben, und einer von ihnen, verfaßt für das Jahr 1590, enthält Eintragungen über seine alchemischen Experimente. Verfasser dieses Schreibkalenders ist Georg Caesius, Hofprediger, Hofastrologe und Kalendermacher von Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach¹⁹.

Die Notizen über Wolgangs alchemische Experimente sind keine einfache Lektüre. Zum einen ist Wolgangs Schrift schwer zu lesen, ferner bereiten die alchemischen Symbole Schwierigkeiten, und schließlich läßt die freie Fläche des Schreibkalenders nur für kurze Eintragungen Platz. Dennoch ist es lohnend, sich mit diesem wenigen auseinanderzusetzen, was glücklicherweise noch erhalten geblieben ist. Zur Deutung der alchemischen Symbole lassen sich Verzeichnisse derartiger Symbole verwenden. Besondere Bedeutung haben in dieser Hinsicht die *Alchimistischen Caracteres*, die in dem noch existierenden handschriftlichen Wörterbuch paracelsischer Fachbegriffe enthalten sind, denn Wolfgang besaß dieses Manuskript ja in seiner Bibliothek²⁰. Auch das als Manuskript vorliegende *Handbuch uber allerley ausserlesene Alchimeystück, darin begriffen sindt Alchimistische Caracteres unnd wörtter mit deren bedeutung*, ... enthielt laut Titelangabe in Wolgangs Bücherverzeichnis eine solche Zusammenstellung, jedoch ist das Handbuch, wie gesagt, verschollen.

Die erste Eintragung über alchemische Experimente ist die am schwierigsten zu entziffernde und zu deutende. Sie ist auf den 24. April datiert²¹ und lautet: *Uff heut Dato heb ich zugesammengedon 1 ☉⊕, außgesipt undt gluet, darzue geriben 3 ☿☿ $\frac{9}{16}$ 7 Dag [...] selbigen, woll durcheinander. Dernach 1 ☉⊕, wie obgemelt, derunder geriben 3 ☿☿ $\frac{1}{16}$ vom ☿, den ich 3 Dag $\frac{1}{16}$ heb. Daß erst Glaß hat gewogen 10 Lot $\frac{1}{2}$ ☿ $\frac{1}{16}$, daß ander Glaß hat gewogen 12 Lot 1 ☿ $\frac{1}{16}$.*

Die im Rezept angegebenen Formeln und Gewichtsangaben haben folgende Bedeutung:

☉ Gold

☿ Quecksilber

☿☿ Mercurius sublimatus, Sublimat, Quecksilber(II)-chlorid, HgCl₂

$\frac{1}{16}$ Sublimieren

☿ Quantlein (3,727 g als Apothekergewicht)

Lot (14,91 g als Apothekergewicht); 1 Lot = 4 Quantlein

19 G. Caesius: Alter vnd Newer Schreib Kalender. Mit den Aspecten aller Planeten Auff das Jar nach Christi Geburt MDLXXXX Gestellt Vnd zu glückseliger Regierung Dedicirt Dem Durchleuchtigsten, Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Georg Friderichen, Margrafen zu Brandenburg ..., HZAN, ohne Signatur.

20 Onomastica. Das ist Gründliche erklerung unnd offenbarung heimlicher verborgner Paracelsischer worter und namen, ..., in: Chemisch-chemiatischer Sammelband (wie Anm. 9), Bl. 135^a–159^b, hier Bl. 157^b–159^a. – Siehe auch Abb. 3 (Bl. 158^b).

21 Im Schreibkalender findet man jeweils zwei Daten, die um zehn Tage differieren. Die erste Datumsangabe bezieht sich auf den neuen, gregorianischen Kalender, die zweite auf den älteren, julianischen Kalender. Brandenburg-Ansbach als evangelisches Territorium behielt ebenso wie Hohenlohe die alte Zeitrechnung.

Das Kreuz rechts vom Symbol des Goldes und vielleicht auch der zweite Querstrich unter dem Symbol des Quecksilbers könnten den Genitiv bedeuten, hier nach der Maßangabe Quentlein (also ☉+ für Auri und ☿ für Mercurii). Auch die späteren Eintragungen im Schreibkalender sprechen für diese Version, wo am 5. Oktober eine entsprechende Form mit Kreuz beim Silber (☽+ für Lunae) vorkommt.

Bei dem Experiment wurden drei Stoffe verwendet: Gold, das in Pulverform vorgelegen haben muß, da es durchgeseiht und geglüht wurde, Quecksilber und Sublimat, das heißt Quecksilberchlorid. Wolfgang machte zwei Ansätze mit gleichen Gewichtsmengen – 1 Quentlein Gold, 3 Quentlein Quecksilber und 9 Quentlein Sublimat – und verrieb die Stoffe gut miteinander in einem Mörser. Bevor er sie in zwei Glasgefäße einfüllte, bestimmte er deren Gewicht, das umgerechnet je etwa 150 g betrug. Beim zweiten Ansatz hatte er das Quecksilber offenbar vorher 3 Tage lang destilliert bzw. sublimiert, während er beim ersten Ansatz vielleicht das Sublimat (oder das Quecksilber) 7 Tage lang einer Prozedur – hier fehlt das zu entziffernde Wort – unterworfen hatte.

Manche Indizien deuten darauf hin, daß es bei diesem Experiment darum ging, die „Anima Solis“ aus dem Gold zu extrahieren. Hierzu wurde zunächst – wie es die Alchemisten verstanden – das Metall „geöffnet“, was unter anderem durch vorsichtiges Glühen des pulverisierten Metalls erfolgen konnte. In dem Text ist anscheinend nicht von einer Sublimation oder Destillation des Reaktionsgemisches die Rede, aber es ist vorstellbar, daß sich ein solcher Schritt anschloß. Da Gold nicht sublimiert, meinte man, daß man einen sublimierbaren Hilfsstoff wie Quecksilber oder Sublimat zusetzen könne, damit überhaupt etwas Festes aufstieg. Gold siedet erst bei 2660°, Quecksilber siedet bei 357°, und Sublimat schmilzt bei 280° und siedet bei 303°, was bei diesem engen Temperaturintervall einem Sublimieren gleichkommt. Manche Details müssen offenbleiben, so etwa die Frage, weshalb das Zeichen für Sublimieren einmal unterhalb und einmal oberhalb des Quecksilber-Symbols steht, aber im großen und ganzen könnte die beschriebene Deutung zutreffen²².

In der nächsten Eintragung vom 2. Mai heißt es lakonisch: *Den 2. Maji heb ich die ☿ Arbeit wider eingesetzt*. Acht Tage waren inzwischen vergangen, und wahrscheinlich bezog sich die „Mercurii Arbeit“ auf den Versuch vom 24. April, jedoch läßt sich nicht mehr rekonstruieren, welche chemischen Operationen dabei ausgeführt wurden. Am 15. Juni notierte Wolfgang: *Heb ich mein Werk wider eingerichtet. Von Schonberger 7 Dag distilirt. 1, 2, 4*. Mit „Werk“ bezeichnete man die Gesamtheit der alchemischen Operationen einer Versuchsreihe; das „Große Werk“ führte zum Stein der Weisen oder zum Gold. In diesem Fall ist nicht einmal klar, ob es sich um die Fortsetzung des Experiments vom 24. April handelte. Fest steht nur,

22 Entscheidende Hilfen bei der Interpretation dieser Eintragung verdanke ich Herrn Wolfgang F. Graeter, Rosengarten/Württ., sowie Herrn Oliver Humberg, Elberfeld.

daß irgendetwas sieben Tage lang destilliert wurde, wobei es sich auch um eine Destillation unter Rückfluß gehandelt haben kann. Ungewiß ist auch die Bedeutung der Ziffern; vielleicht war es die Zahl der Tage, deren Summe gerade sieben ergibt. „Der Schönberger“ hieß eigentlich Hans Franz von Schönberg und war Notscheinlich bezog sich die „Mercurii Arbeit“ auf den Versuch vom 24. April, jedoch läßt sich nicht mehr rekonstruieren, welche chemischen Operationen dabei ausgeführt wurden. Am 15. Juni notierte Wolfgang: *Heb ich mein Werk wider eingerichtet. Von Schonberger 7 Dag distilirt. 1, 2, 4.* Mit „Werk“ bezeichnete man die Gesamtheit der alchemischen Operationen einer Versuchsreihe; das „Große Werk“ führte zum Stein der Weisen oder zum Gold. In diesem Fall ist nicht einmal klar, ob es sich um die Fortsetzung des Experiments vom 24. April handelte. Fest steht nur, daß irgendetwas sieben Tage lang destilliert wurde, wobei es sich auch um eine Destillation unter Rückfluß gehandelt haben kann. Ungewiß ist auch die Bedeutung der Ziffern; vielleicht war es die Zahl der Tage, deren Summe gerade sieben ergibt. „Der Schönberger“ hieß eigentlich Hans Franz von Schönberg und war Notar in Weikersheim. Er hatte an irgendeiner Stelle im Schloß ein Gewölbe, wo er im Auftrag von Wolfgang chemische oder alchemische Experimente ausführte – vielleicht als eine Art „freier Mitarbeiter“ des Grafen.

Am 5. Oktober findet man im Schreibkalender eine ausführlichere Notiz²³: *Daß ☉ und ☿ mit sampt dem ☿ eingesetzt. Ist gewesen deß ☉+ 1 ☿, ☿+ 2 ☿, ☿ 4 ☿. Hatt nigs dohn wellen, sich nur ☿ und nicht wider solvirt.* Als neues Zeichen kommt lediglich ☿ als Symbol für Silber hinzu, wobei das Kreuz rechts daneben wohl den Genitiv bedeutet. Es wurden also 1 Quentlein Gold, 2 Quentlein Silber und 4 Quentlein Quecksilber miteinander umgesetzt. Es trat keine chemische Reaktion ein (*Hatt nigs dohn wellen*), das heißt, selbstverständlich verband sich das Quecksilber mit dem Gold und Silber zu einem Amalgam, aber sonst tat sich chemisch nichts. Lediglich das Quecksilber sublimierte bzw. destillierte beim Erhitzen (☿ bedeutet hier sublimiert), während sich das Gold und Silber nicht wieder darin lösten. Auch bei diesem Experiment ging es vermutlich darum, die „Anima Solis“ zu extrahieren.

Unklar ist die nächste Eintragung vom 23. Oktober²⁴: *Heb ich 1 ☿ ☉+ wider 7 ☿ und distlirten ☿, welgeß ist gewesen 4 ☿ gerissen A.* Fest steht lediglich, daß er 1 Quentlein Gold und 4 Quentlein destilliertes Quecksilber verwendete und daß irgendetwas sublimiert wurde. *Gerissen A* bedeutet, daß das betreffende Gefäß mit dem Buchstaben A gezeichnet wurde (vgl. den Begriff Grundriß). Die letzte datierte Eintragung vom 4. November bezieht sich auf die vorige Notiz: *Heb ich daß Werck wider eingesetzt, mit A forn gezeichnet, undt 2 ☿ ☿ darzu gedon.* Hier wurden also zu dem Ansatz vom 23. Oktober 2 Quentlein Quecksilber hinzugefügt.

Auf einer unbedruckten Seite nach den Tabellen der Monate notierte Wolfgang die Ausbeuten bei der Destillation eines unbekannten Stoffes, wovon nur die ersten

23 Siehe Abb. 5.

24 Siehe Abb. 5.

Historia		Weinmon hat XXXI. Tag.	
Den 2. October / Ist Philip Ludwig Pfalzgraf am Rhein/ Herzog Wolffgangs Son gebo- ren im Jar 1547.	11 1 12 2 13 3		
Den 7. October / hat Don Jor- an de Austria / die Türken auff dem Meer / mit einem herrlichen Sieg überwunden / im Jar 1571.	14 4 15 5 16 6		
Den 12. October / wirdt Graf Rudolph von Habsburg / Land- graf inn Elßß / zu Franckfurt Rö- mischer Keyser erklet im Jar 1272. seines alters im 55.	17 7 18 8 19 9 20 10		
Den 14. October / heilt Augus- tus Churfürst zu Sachsen / Hoch- zeit zu Thorgau / mit Fräwlein An- na / geborne Königin auß Dennes- marck / Anno 1543.	21 11 22 12 23 13		
Den 15. October / ist Heinrich Julius / des Herzogen Julij zu Braunschweig Sohn geboren / im 1564. Jar.	24 14 25 15 26 16		
Den 18. October / im Jar 1502. Ist die Universitet zu Wittenberg inn Sachsen / gestiftet / vom Chur- fürsten Friedrich etc.	27 17 28 18 29 19 30 20		
Den 24. October / Ist zu Meining gestorben / Albrecht Marggraf zu Brandenburg / Churfürst zu Meining vnd Cardinal / Anno 1545. seins alters 55.	31 21 1 22 2 23		
Den 29. October / Ist Chris- tianus Herzogen Augustij Chur- fürst zu Sachsen Son geboren / im Jar 1560.	3 24 4 25 5 26 6 27 7 28 8 29 9 30 10 31		
Der Weinmon vns gut Wildprät gibt / Geist Gäng vnd Vögel schaden nicht.		Doch laß das mit maß vnd ziel / Denn vbertüllen schad dir viel.	

Abb. 5 Seite aus einem Schreibkalender von 1590 (HZAN).

beiden Eintragungen zitiert werden sollen: 1. $92\frac{1}{2}$ ist gewesen deß Distollat, so 7 Mell distilirt ist worden. – 2. 52 ist gewesen deß Distollat, so 6 Mell distilirt ist worden. Aus einer dritten derartigen Eintragung geht hervor, daß es sich bei den Zahlenangaben um Lot handelte. Die Ausbeuten, die sich bei den Destillationen ergaben, wurden von ihm addiert.

Der Transmutationsprozeß des Betrügers Polhaimer (1595)

Wolfgang von Hohenlohe wurde einmal von einem betrügerischen Goldmacher hintergangen. Dieser versprach, den Grafen einen Transmutationsprozeß zu lehren, bei dem man aus zwei Pfund Quecksilber zehn Lot feines Silber erhalten sollte. Es wurde ein Vertrag aufgesetzt, jedoch floh der Betrüger bereits in der kommenden Nacht mit einem Vorschuß von über hundert Gulden. Polhaimer wurde wenige Tage später gefangengenommen, saß zwei Jahre in Schloß Weikersheim ein und wurde nach seiner Freilassung in der gräflichen Kanzlei als Schreiber angestellt, bis er bei einem Duell ums Leben kam²⁵. In seiner Kriminalakte befinden sich zwei Zettel mit Rezepten, die sich auf diesen Transmutationsprozeß beziehen²⁶.

Das erste, kürzere Rezept wurde von Wolfgang eigenhändig geschrieben, wahrscheinlich unmittelbar nach seiner Unterredung mit Polhaimer. Es lautet: *Auß zwey lb ♀ 24 Lott ♂ soll bleyben uber das ♂, so man darzue duet. Uff dem Test bestendig. 10 Lott ♂ uber alle Uncost soln heraußen kommen.* Das Zeichen lb bedeutet Pfund, wobei 1 Pfund (467,7 g) 32 Lot entspricht. Das alchemisch hergestellte Silber sollte *uff dem Test bestendig* sein, das heißt, es sollte wie das normale Silber beim Erhitzen auf dem Testscherben oder Probierscherben, einem schüsselartigen Tiegel, unverändert bleiben. Es handelte sich bei dieser alchemischen Prozedur um eine sogenannte „Vermehrung“ von Silber, wobei man von normalem Silber ausging, das durch geeignete Methoden „vermehrt“ werden sollte. Da 1 Pfund Quecksilber 1 Gulden kostete, 1 Pfund Silber 20 Gulden²⁷, hätte man aus Quecksilber im Wert von 1 Gulden Silber im Wert von 3 Gulden 8 Kreuzer erhalten.

Das zweite Rezept stellt die eigentliche Versuchsbeschreibung dar, genauer gesagt, den ersten Teil hiervon:

Zuer Eßentz hat man genommen

Zwey Lott geschlagen Silber; solches ist in ein Kolben, dene man verlutieren kan, erstlich gethan. Volgends darzue gethan 8 Lott ♀ und vier Lott Wasser. Das Glaß, darin solches ist, wigt bloß $11\frac{1}{4}$ Loths. Summa wigt alles zesamen $29\frac{1}{4}$ Lott. Darzue kombt noch 4 Lott Öhl. Undt 2 Lott ♂ uffs Oleum gossen.

25 HZAN, Schloßarchiv Weikersheim B I/56/76 (Kriminalakte Michael Polhaimer 1595–1598). – Näheres zu dieser Kriminalgeschichte siehe Weyer (wie Anm. 1), S. 228–271.

26 Siehe Abb. 6.

27 Siehe Liste 1.

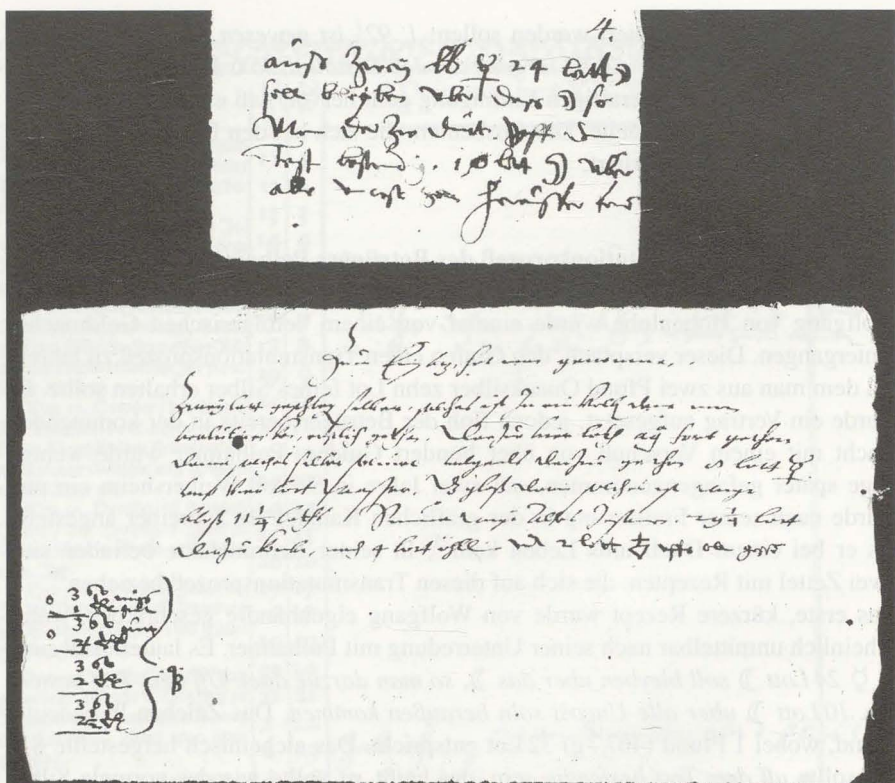


Abb. 6 Zwei Zettel mit alchemischen Rezepten (HZAN).

$$\begin{array}{r}
 0 \quad 3 \text{ } \textcircled{66} \text{ nigs} \\
 \hline
 1 \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \text{ gutt} \\
 \hline
 0 \quad 3 \text{ } \textcircled{66} \\
 1 \frac{1}{2} \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \text{ gutt} \\
 \hline
 3 \text{ } \textcircled{66} \\
 \hline
 2 \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \\
 \hline
 3 \text{ } \textcircled{66} \\
 \hline
 2 \frac{1}{2} \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66}
 \end{array}
 \left. \vphantom{\begin{array}{r} 0 \quad 3 \text{ } \textcircled{66} \text{ nigs} \\ 1 \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \text{ gutt} \\ 0 \quad 3 \text{ } \textcircled{66} \\ 1 \frac{1}{2} \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \text{ gutt} \\ 3 \text{ } \textcircled{66} \\ 2 \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \\ 3 \text{ } \textcircled{66} \\ 2 \frac{1}{2} \text{ } \nabla \text{ } \textcircled{66} \end{array}} \right\} \text{ } \textcircled{66}$$

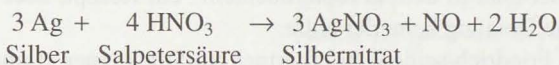
Das Rezept wurde bis ... *noch 4 Lott Öhl* von einem Kanzlisten geschrieben; das übrige stammt von Wolfgangs eigener Hand.

Drei alchemische Symbole sind neu und müssen erklärt werden. Die Symbole ∇ und $\nabla\oplus$ bedeuten Aqua fortis, das heißt Salpetersäure. Das Zeichen $\odot$ kommt in den bekannten Lexika alchemischer Symbole nicht exakt in dieser, aber in ähnlicher Form vor und bedeutet dort gewöhnliches Öl. Das war damals meist Leinöl.

was chemisch keinen Sinn gibt, aber wahrscheinlich handelte es sich nicht um normales Öl, sondern um eine ölarartige Substanz von unbekannter Zusammensetzung²⁸. In dem Rezept ließ Wolfgang die Bestandteile und deren Menge protokollieren, wobei auch das Gewicht des Glaskolbens berücksichtigt wurde:

Silber	2 Lot
Aqua fortis	4 Lot
Quecksilber	8 Lot
Wasser	4 Lot
Glaskolben	$11\frac{1}{4}$ Lot
zusammen	$29\frac{1}{4}$ Lot
„Öl“	4 Lot
Aqua fortis	2 Lot

Das Silber löste sich in der Aqua fortis entsprechend der Reaktionsgleichung:



Nimmt man eine 40%ige Salpetersäure an, dann reichten die 4 Lot gerade aus, um die 2 Lot Silber aufzulösen, so daß das anschließend zugesetzte Quecksilber nicht mehr von der Säure angegriffen werden konnte.

Die auf das Rezept folgenden „chemischen Formeln“ lassen sich in der Weise interpretieren, daß Wolfgang die Mengen von „Öl“ und Aqua fortis im kleinen Maßstab (Quentlein statt Lot) ausprobierte, indem er sie variierte, und zwar in den Verhältnissen 3 : 1, 3 : $1\frac{1}{2}$, 3 : 2 und 3 : $2\frac{1}{2}$. Beim Mengenverhältnis 3 : 1 notierte er *nigs gutt*, beim Verhältnis 3 : $1\frac{1}{2}$ *gutt*, und damit erübrigte sich eine Fortsetzung der Versuchsreihe. Dieses Mengenverhältnis übernahm er im Rezept, indem er den 4 Lot „Öl“ 2 Lot Aqua fortis hinzufügte.

Die „Luna fixa“ Herzog Friedrichs I. von Württemberg (1597)

In der Zeit zwischen August 1597 und Januar 1598 führten Graf Wolfgang und Herzog Friedrich I. von Württemberg (1557–1608) einen Briefwechsel über alchemische Experimente. Am 25. August schickte Friedrich einen Brief an Wolfgang²⁹, in dem es unter anderem heißt: *Wir überschickhen dir hiemit ein Stuckh Luna fix mit gunstigem Begehren, du wellest selbiges probieren und unns zu wüssen machen, ob du es gradieren khönnest, damit wir auch diß unnd annderß halben mit dir zu conferieren desto beßrer Gelegenheit.* Unter einer „Luna fixa“ (wörtlich: beständiges Silber) verstand man ein Silber, das – wie das Gold – chemisch stabil

28 Beispiele für derartige „Öle“ siehe Abb. 3.

29 Brief Herzog Friedrich von Württemberg an Wolfgang von Hohenlohe, Marbach, 25. Aug. 1597 (wie Anm. 6).

war, das heißt, sich beispielsweise bei langem Erhitzen an der Luft nicht veränderte und in Salpetersäure nicht löste. „Gradieren“ bedeutete, daß ein Stoff in seinen Eigenschaften wie Farbe, Gewicht und Beständigkeit stufenweise verändert wurde – in diesem Fall also das Silber in Richtung auf das Gold hin. Von unserem heutigen Kenntnisstand her wissen wir, daß dies bei einem chemischen Element wie dem Silber nicht möglich ist.

In einem gedruckten „Probierbüchlein“, das sich auch in Wolfgangs Bibliothek befand³⁰, ist unter der Überschrift *Silber zu gradiern und schwer machen* angedeutet, was man sich damals unter dem Gradieren vorstellte: *Thu ihm, wie nachfolgt, so gewint es Goldtschwer, unnd wann Silber also gemacht wirdt, so ist es gut damit zu gradiern, und zumal, wann es dem Goldt zugesetzt wird, so greifft es das Wasser nicht bald an.* Im eigentlichen Rezept wird dann Silber mit Stoffen umgesetzt, die wahrscheinlich Zinkverbindungen enthielten, doch hier ist nur die Vorstellung von Interesse, daß man Silber so schwer wie Gold machen könne. Auch über die „Fixierung“ von Silber findet man in dem „Probierbüchlein“ ein Rezept, aber dieses bietet für die theoretische Deutung keinerlei Hilfe.

Festzuhalten bleibt, daß Friedrich seinem Briefpartner ein Stück einer „Luna fixa“ schickte und ihn bat, diese zu gradieren. Ferner legte er dem Brief eine Probe einer bereits gradierten „Luna fixa“ bei. Diese beiden Substanzen entsprachen offenbar nicht den Anforderungen, die man an die Qualität eines solchen Präparates stellte, denn am 15. Oktober schrieb Friedrich von Stuttgart aus einen Brief³¹ und legte erneut eine „Luna fixa“ bei. Inzwischen hatte ein Treffen der beiden alchemietreibenden Fürsten in Neuenstadt am Kocher stattgefunden, und dabei war dieses Problem zur Sprache gekommen. Friedrich beteuerte in seinem Brief, es sei dieses Mal eine *warhaffte Luna fixa* und sie enthalte absolut kein Gold. Er bat darum, auch dieses Präparat zu probieren und ihm das Ergebnis mitzuteilen, damit man das Problem eventuell gemeinsam weiterbearbeiten könne. Wenn er aber *ein andere gewißere Kunst* habe, möge er ihn darüber informieren.

Wolfgang antwortete am 22. Oktober³²: *Auff deroselben vom 15. dises an mich abgangen es gnediges Schreyben hab ich dinstlich nicht underlassen, Euer Gnaden gnedigem Begehren nach die zugleich mitt überschickhte Lunam fixam zu probiren. Von deren ich ein halb Quintlin genohmen und ain gemain Aqua fort darüber gegossen und solches in der Wärm, wie gebreuchig, uffsolviren lassen. So hett aber bemelt Aqua fort die Lunam fixam also gefressen und uffgeloeset, daß nicht gar der vierte Thaill davon alß ain schwarzer Kalg ligengepliben, welches ich außglüet und Gold befunden, wie Euer Gnaden dasselb Goldt in beygeschlossnem Papirlin gnediglich zu empfangen haben.* Wolfgang nahm also etwas von der „Luna fixa“ und behandelte sie in der Wärme mit Salpetersäure. Dabei löste sich

30 Probier Büchlein auff Goldt, Silber, Ertz unnd Methal, Frankfurt am Main 1574 und 1580, Bl. 40^a.

31 Brief Herzog Friedrich von Württemberg an Wolfgang von Hohenlohe, Stuttgart, 15. Okt. 1597 (wie Anm. 6).

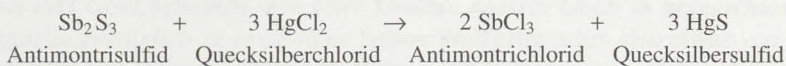
32 Wolfgang an Friedrich (wie Anm. 7). – Siehe Abb. 7.

das angeblich „fixe“ Silber zum größten Teil auf³³, und es blieb weniger als ein Viertel hiervon als ein schwarzes Pulver („Kalk“) zurück, das sich beim Glühen als Gold erwies. Elementares Gold ist nämlich in fein verteilter Form schwarz und zeigt erst als größeres Metallkügelchen das typische Aussehen von metallischem Gold. Die „Luna fixa“ war also nichts anderes als eine Gold-Silber-Legierung. Aufgrund des Ergebnisses schrieb Wolfgang in seinem Brief: *Ob nuhn mehrberürte Luna fixa gerecht und warhaftig seye oder nicht, daß gibe ich denjhenigen zu dijudicieren und zu erkennen haim, welche zuvor derselben Gebrauch wissen, dan ich für meine Person bißhero nie kheine gesehen.* Auf Friedrichs Anfrage, ob er ein andere gewißere Kunst habe, bekannte Wolfgang, daß er selbst ein solches brauchbares Verfahren benötige, und es folgt dann der bereits zitierte Passus, daß er bisher nur auf die Extraktion der „Anima Solis“ hin gearbeitet habe, jedoch ohne Erfolg³⁴.

Chemische Rezepte und Prozesse

Die eingangs erwähnte, im Hohenlohe-Zentralarchiv unter der Signatur „Kirchberger Behälter 50/1“ aufbewahrte Sammlung chemisch-alchemischer Rezepte bietet einige zusätzliche Informationen über Graf Wolfgangs Experimente und experimentelle Fähigkeiten³⁵. Dabei handelt es sich nicht um Aufzeichnungen seiner chemisch-alchemischen Experimente, sondern um einen indirekten Bericht eines chemischen Versuches, eine Zusammenstellung von chemischen Rezepten, in deren Ausführung Wolfgang unterrichtet worden war, ein Rezept, das er selbst abgeschrieben hatte, und Rezepte mit eigenhändigen Korrekturen und Zwischenüberschriften. Einige dieser Rezepte dienten der Herstellung von Medikamenten auf chemischem Weg, das heißt, sie standen als sogenannte chemiatriische Rezepte in der von Paracelsus begründeten Tradition der Chimiatrie.

Das erste zu erörternde Thema ist die Darstellung von Antimonöl, die in einem Brief von Wolfgangs Leibarzt Eucharius Seefridt an den Grafen, verfaßt am 12. Mai 1603, zur Sprache kommt³⁶. Antimonöl oder Oleum Antimonii ist Antimontrichlorid (SbCl_3), das in reiner Form bei 73° schmilzt und bei 223° siedet. Dargestellt wurde es zu Wolfgangs Zeit meist durch Vermischen von „Antimonium“ (Antimontrisulfid Sb_2S_3) mit Sublimat (Quecksilberchlorid HgCl_2) und anschließende Destillation entsprechend der Reaktionsgleichung:



33 Zur entsprechenden Reaktionsgleichung siehe S. 31.

34 Siehe S. 18.

35 Sammlung chemisch-alchemischer und chemiatriischer Rezepte aus dem Besitz Wolfgangs von Hohenlohe, HZAN, Archiv Langenburg, Kirchberger Behälter 50/1.

36 Brief Eucharius Seefridt an Wolfgang von Hohenlohe, Öhringen, 12. Mai 1603 (wie Anm. 35).

Das Antimonöl konnte zur Reinigung erneut destilliert und zusammen mit anderen Ingredienzien als Medikament verwandt werden. Beim Eingießen des Antimonöls in Wasser fiel eine Antimonverbindung mit der Formel $2 \text{ SbOCl} \cdot \text{Sb}_2 \text{O}_3$, genannt „Mercurius Vitae“, als weißes Pulver aus. Auch dieses fand medizinische Anwendung, war also ein chemiatisches Präparat.

Wie aus dem Brief von Seefridt an Wolfgang hervorgeht, hatte Wolfgang Antimonöl nach dem genannten Verfahren aus Antimonium und Sublimat dargestellt. Dabei hatte es Schwierigkeiten gegeben, denn es war zu viel nicht umgesetztes Antimonium am Boden der Retorte liegengeblieben. Daher kann die Ausbeute an Öl, das er zu Mercurius Vitae weiterverarbeiten wollte, nicht sehr groß gewesen sein. Wolfgang schilderte seine Probleme in einem Brief an Seefridt, der nicht erhalten ist, und legte eine Probe des nicht umgesetzten Antimoniums bei. Seefridt wandte sich daraufhin, wie er in dem Brief schreibt, an seinen Schwager³⁷, den im hohenlohischen Dienst stehenden Waldenburger Sekretär Ludwig Gottfried Ottmann, und schilderte ihm Wolfgangs experimentelle Probleme, als ob es seine eigenen gewesen seien: *Alß ich ihm diserwegen, als wan ich obgedachten Proceß hiezzwischen selber versucht hette, zugeschriben und Bericht begert, ob der zugesetzte ☿ium im Herubertreiben deß Öls auß ihm undt dem ☿ ihm auch alß dahinten gebliben sey, hierauff antwortet ehr mihr, wie Euer Gnaden auß seinem Schreiben hie beygelegt gnädig zu vernemen.* (☿ ist das alchemische Symbol für Antimonium.)

Ottmanns Brief an Seefridt vom 11. Mai ist erhalten geblieben³⁸. Auch Ottmann hatte bei der Darstellung des Antimonöls seine Schwierigkeiten gehabt, da ein Teil des Sublimats beim Destillieren mit übergegangen war und von dem Öl abgetrennt werden mußte. Zu den experimentellen Problemen Wolfgangs, die er ja für die Seefridts hielt, äußerte er sich wie folgt: *Bin der Maynung, der Herr Schwager wird ine mit dem Δ zue wenig gethon haben, daß so vill dahindenblyben, dann es will letzlichen gar starckh Δ haben, sonsten gehet es nit fort.* (Δ ist das Symbol für Feuer.)

Seefridt bemerkte hierzu in seinem Brief an Wolfgang: *Meiner Einfalt nach aber will es mich beduncken, es nicht deß schwachen Feuers werde schuld sein gewesen, daß Euer Gnaden so vil vom Zusatz deß Antimonii widerumb am Boden deß Retortten dahinten gefunden, sodann, daß der Sublimat, weil derselbig (als wan Euer Gnaden ich unterthenig verstanden) vilmals uffsublimiert worden, alzu fluchtig wurt gewesen sein und bey dem ☿o lang nicht im Δ verharren können, damit derselbig zugleich mogen herubersteigen.* Er habe sonst normales Sublimat mit rohem Antimonium destilliert, und dabei sei ein sehr dickes Öl übergegangen.

Die Probleme, die Wolfgang bei der Darstellung des Antimonöls hatte, werden

37 „Schwager“ muß nicht ein Verwandtschaftsverhältnis im heutigen Sinne sein, sondern bedeutet ein enges persönliches Verhältnis.

38 Brief Ludwig Gottfried Ottmann, Waldenburgischer Sekretär, an Eucharius Seefridt, 11. Mai 1603 (wie Anm. 35).

verständlich, wenn man die Siedepunkte der an der Reaktion beteiligten Substanzen beachtet. Wie erwähnt, siedet Sublimat bei 303° ³⁹, Antimonöl bei 223° . Der Siedepunkt des Antimonöls liegt deutlich unter dem des Sublimats, aber wenn zu stark erhitzt wurde, verflüchtigte sich das Sublimat, bevor es mit dem Antimonium reagiert hatte. Auch spielt die stöchiometrische Zusammensetzung der Ausgangsstoffe eine Rolle. Setzt man in der Reaktionsgleichung die entsprechenden Molekulargewichte ein, dann reagieren 340 g Sb_2S_3 mit 815 g HgCl_2 . Zu Wolfgangs Zeit wußte man aber noch nichts von Atom- und Molekulargewichten, sondern machte lediglich beim Experimentieren die Erfahrung, daß bei bestimmten Mengenverhältnissen die Ausbeuten besonders gut waren. Wich das Verhältnis stark von den angegebenen Zahlen ab, dann blieb im Kolben nicht umgesetztes Antimonium oder Sublimat, das bei weiterem Erhitzen in die Vorlage überging. Nach der obigen Reaktionsgleichung bildet sich auch Quecksilbersulfid (Zinnober), was in den beiden Briefen nicht erwähnt wird. Bei Erhitzen unter Luftzutritt („Rösten“) wird es in Quecksilber (Siedepunkt 357°) und gasförmiges Schwefeldioxid zerlegt. Die Akte „Kirchberger Behälter“ enthält auch eine umfangreiche Sammlung chemischer Rezepte, welche die Überschrift trägt: *Künst, so D. Niedtheimer mein gnedigen Herrn gelernet*⁴⁰. Dieser unscheinbare Passus ist von großer Bedeutung, denn er besagt, daß man hier etwas über Wolfgangs experimentelle Fähigkeiten erfährt. Vielleicht führte er nicht alle diese chemischen Prozesse, in denen er unterrichtet worden war, später aus, aber zumindest entsprachen sie seinem Niveau. Die Rezeptsammlung ist undatiert, aber es gibt einen zeitlichen Anhaltspunkt, da es in der Akte ein einzelnes Rezept von Niedtheimer für Laudanum Opiatum gibt, das im Februar 1604 geschrieben wurde⁴¹. Da auch Niedtheimers Sammlung ein Rezept für Laudanum Opiatum enthält, das aber ausführlicher ist, dürfte sie nach dem Februar 1604 abgefaßt worden sein. Damals stand Wolfgang das neue Laboratorium zur Verfügung, das spätestens im Juli 1603 vollständig eingerichtet war. Vielleicht war die reichere apparative Ausstattung ein Anlaß dafür, daß Wolfgang, der ja kein chemischer Anfänger mehr war, einige neue Rezepte und Verfahren kennenlernen wollte. Da Niedtheimer, über dessen Person bisher nichts Näheres bekannt ist, in den Rezepten auch auf die medizinische Anwendung der Präparate achtete, war er wohl von Beruf Arzt.

Die Sammlung umfaßt 16 Rezepte, deren Umfang von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten reicht. Die wichtigsten der ausführlicheren Rezepte seien hier genannt: Umwandlung von Kupfer, Eisen und Silber in die entsprechenden Sulfate (*Wie man Kupffer, Eisen unndt Silber zu Victriol machen soll*), Herstellung von konzentrierter Schwefelsäure aus den Sulfaten (*Wie man daß Victriolöl auß allen Metallen, auch sonsten von Victriol machen soll*), Auflösen von Gold ohne Mine-

39 Vgl. S. 26.

40 Chemische Rezepte und Prozesse, die Dr. Niedtheimer Wolfgang von Hohenlohe gelehrt hatte, undatiert, HZAN (wie Anm. 35).

41 Rezept für Laudanum Opiatum, von Dr. Niedtheimer an Wolfgang von Hohenlohe geschickt, Eingangsdatum Weikersheim, 28. Febr. 1604, HZAN (wie Anm. 35).

ralsäuren (*Goldt ohn starckhe Waßer uffzulöesen*), Zubereitung des „Antimoniums“ zu einem Medikament (*Etliche Weg, daß Antimonium zu praeparirn, das es in Leib zu nehmen ist*), Darstellung des Regulus Antimonii, das heißt von elementarem Antimon (*Regulum Antimonii zu machen unndt zu sublimirn*), Herstellung von Laudanum Opiatum, einem zu medizinischen Zwecken verwendeten Opium-Präparat (*Laudanum Opiatum*).

Diese Prozesse erforderten experimentelle Geschicklichkeit, völlige Vertrautheit mit den chemischen Grundoperationen und ein gutes Instrumentarium. Niedtheimer beschreibt die Prozesse ausführlich, klar und nachvollziehbar. Er gibt sogar genaue Anweisungen für den Häfner, wie die entsprechenden Öfen zu bauen seien, und liefert hierfür die Maße.

Als Beispiel für die Art und das Niveau der Rezepte soll ein Textabschnitt aus dem Rezept zur Umwandlung von Kupfer, Eisen und Silber in die Sulfate zitiert werden. Bei diesem Prozeß werden zunächst die Metalle in Folienform durch Erhitzen mit Schwefel zu den Sulfiden umgesetzt, die anschließend pulverisiert und durchgeseibt werden. Diese Sulfide sind die „Materie“, von der im folgenden die Rede ist: ... *Nimb alsdann zu gemelter Materi 3 Loth Schwefel, der auch gar rein gestoßen oder geriben (zum Silber muß man sublimirten Schwefel nehmen), menge solchen Schwefel mit gemelter Materi ufs allerbeste, daß wohl durcheinander kome, thue die obgemelte Materia in den Hafen. Laß den Schwefel allgemach durch die Materia brennen, biß er kein Flam mehr gibt. Rühre es alsdann mit dem darzu gehörigen Eysen, damit es uff der Seitten dickher lige. Dann unden in der Mitte mach das Feuer im Ofen, das der Haf uff allen Seitten gleiche Wärme habe. Doch must acht nehmen, daß das Feuer in der erste nicht zu groß seye, uff daß der Schwefell nicht zu baldt verbrenne oder verrieche, sondern in der Materi desto besser wirckhen könne.* Bei diesem Verfahren wird das Sulfid (z. B. Eisensulfid FeS) allmählich in das Sulfat (z. B. Eisensulfat FeSO_4) umgewandelt.

Das Erhitzen wird fortgesetzt: *Wann der Schwefel verrochen ist, so gib im alsdann Hitz, biß glüendt würdt, wann die Materi vom Kupffer warm würdt. Laß so lang brennen undt rührs alles wohl undereinander, biß sichs bulversiert hat, und wann man ein wenig heraußnimbt undt kaldt last werden und das Kupffer braunroth, das Silber aber schwartz aschenfarb undt das Eysen auch braunroth sehet, so ist es gnug.* Die Farbe des Produkts gibt also an, ob die Reaktion erfolgreich verlaufen ist. Als nächstes folgt die Extraktion mit Wasser: *Schuttes alles glüendt in ein Hafen mit zwo Maß distilirtem Regenwaßer allgemach hinein, doch daß daß Waßer zuvor auch warm sey, rührs woll rumb, daß sich der Victriol heraußerziehe. Laß sich fein gemacht setzen, schütt das Waßer herab in ein andern Hafen durch Maculaturpapier undt Viltrirtrechter und thue die hinderstellige Materien in ein Hafen. Thue den Hafen über ein Feuer, rührs wohl herumb mit einem Eysen, das die Feuchtigkeit wol darfon rieche.* Der Rückstand wird erneut pulverisiert, mit Schwefel erhitzt und mit Wasser extrahiert – insgesamt neunmal. Die Filtrate mit dem Sulfat werden so weit eingedampft, bis sich auf der Lösung eine Haut bildet; nach dem Abkühlen kristallisiert dann das Sulfat aus.

Es bleibt noch die Untersuchung der Rezepte aus dem „Kirchberger Behälter“, die Wolfgangs Handschrift aufweisen. Ob er diese Prozesse auch selbst ausgeführt hat, bleibt Spekulation, aber auf jeden Fall zeigen die Dokumente sein besonderes Interesse an den dort erwähnten Stoffen und Verfahren. Insgesamt handelt es sich um sechs Dokumente mit jeweils einem bis zu mehreren Rezepten, von denen die chemisch relevanten Rezepte kurz zur Sprache kommen sollen. Eines der Dokumente in Wolfgangs Handschrift, überschrieben mit: *Wie man Golt soll durg den ☿i gießen*, handelt von der Reinigung von Gold mit Hilfe von Antimon⁴². Es ist ein sehr anspruchsvolles chemisches Verfahren, das ähnlich ausführlich und sorgfältig wie in der Rezeptsammlung von Niedtheimer beschrieben ist. Ein anderes Dokument, das von Wolfgang mit Korrekturen und einer Zwischenüberschrift versehen wurde, befaßt sich mit der Rückgewinnung von Gold und Silber aus Antimon und damit zusammenhängenden Operationen⁴³. In der Überschrift ersetzte er den bergmännischen Ausdruck Spießglas durch das chemische Symbol ☿ für Antimonium. Den Passus am Ende des ersten Rezeptes: *Es ist gewiß undt gut* strich er und fügte hinzu: *undt abgetrieben*, was nicht erwähnt worden war. Dem nächsten Textabschnitt gab er die Zwischenüberschrift: *Wie man daß ☿ auß dem ☿i bringen soll*. Als drittes ist aus einer Zusammenstellung von Rezepten eine präparative Vorschrift zu erwähnen, welche dieselbe Thematik behandelt wie das ausführlich zitierte Rezept in Niedtheimers Sammlung, nämlich die Umwandlung von Metallen in ihre Sulfate, nur viel kürzer und pauschaler; es wurde vollständig von Wolfgang geschrieben⁴⁴.

Zur Kategorie der eigenhändigen Aufzeichnungen oder Bemerkungen gehören auch Randnotizen und Unterstreichungen in der erwähnten Sammelhandschrift aus Wolfgangs Besitz⁴⁵. Diese Randnotizen beziehen sich auf die beiden Traktate *De longa vita* von Paracelsus⁴⁶ und *Zway Bücher von naturlichen Dingen*, letzterer das 8. und 9. Buch der Abhandlung *De natura rerum*, das vielleicht nicht von Paracelsus stammt, damals aber für echt gehalten wurde⁴⁷.

In *De longa vita* notierte er im Kapitel über das Gold am Rand: *Nota bene von wegen des Aquae Regiße im ☉ deß kein Schaden duet*⁴⁸. Aqua Regis oder Königswasser ist eine Mischung aus Salz- und Salpetersäure. In den *Zway Bücher[n] von na-*

42 Rezept für die Reinigung von Gold durch Antimon, undatiert (wie Anm. 35). – Faksimile-Abbildung einer Seite siehe Weyer (wie Anm. 15), S. 218.

43 Metallurgische Rezepte, unter anderem für die Rückgewinnung von Gold und Silber aus Antimon, undatiert (wie Anm. 35). – Siehe Abb. 8.

44 Chemische und chemiatriische Rezepte von Dr. Joseph Michael aus England, undatiert (wie Anm. 35).

45 Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift (wie Anm. 9). – Siehe S. 19.

46 *De longa vita*. Fünff Bücher unbernaturlicher unnd unerhörter Dingen, In: Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift (wie Anm. 9), Bl. 57^a–88^a. – Edition des lateinischen Textes: Sudhoff (wie Anm. 9), Bd. 3, München und Berlin 1930, S. 247–292.

47 *Zway Bücher von naturlichen Dingen*, in: Chemisch-chemiatriische Sammelhandschrift (wie Anm. 9), Bl. 161^a–197^b. – Edition: Sudhoff (wie Anm. 9), Bd. 11, München und Berlin 1928, S. 360–403.

48 *De longa vita* (wie Anm. 46), Bl. 76^a.

turlichen Dingen gibt es drei derartige eigenhändige Randnotizen: *Von allerley Scheydung in Aqua fortis*, *Von Scheidung mitt den Cementis* und *Waß under einen jeglichen Gradt des Feurs gehert*⁴⁹.

Schlußbetrachtungen

Graf Wolfgang von Hohenlohe hat keine Labortagebücher hinterlassen, jedoch gibt es andere Quellen sehr unterschiedlicher Art, die ein wohl einigermaßen zutreffendes Bild von seinen chemischen und alchemischen Aktivitäten ergeben. Man kann sie mit Mosaiksteinen vergleichen, die – zusammengefügt – Lücken aufweisen, aber doch das ursprünglich Dargestellte in seinen Umrissen erahnen lassen. Über die Chemikalien, die chemischen Geräte und das neue Laboratorium liefern die Weikersheimer Burgvogteirechnungen reichlich Informationen. Als Quelle für seine alchemischen und chemischen Experimente dienen Schreibkalender, einzelne Rezepte sowie Randnotizen und Unterstreichungen in Manuskripten. Wolfgang hatte für seine Experimente die zu seiner Zeit gebräuchlichen Chemikalien zur Verfügung, ebenso war er mit Geräten – soweit den Dokumenten zu entnehmen – gut ausgerüstet. Nachdem er bereits kurz nach seinem Umzug nach Weikersheim im Schloß ein Laboratorium eingerichtet hatte, ließ er 1602 ein neues alchemistisches Laboratorium erbauen, das sicher, ohne aufwendig zu sein, allen Anforderungen für das Experimentieren entsprach. Ein Laborant unterstützte ihn bei seinen Arbeiten. Seine experimentellen Erfahrungen erwarb er sich teils durch gedruckte Bücher und Manuskripte zur praktischen Chemie, die er in seiner Bibliothek besaß, teils durch praktische Anleitungen, wobei die Ärzte Ortelius und Niedthheimer eine gewisse Rolle gespielt haben mögen. Wichtigster Gesprächspartner in chemischen Fragen war sein Leibarzt Seefridt.

Daß Wolfgang die chemischen Grundoperationen wie Destillieren, Sublimieren, Extrahieren usw. beherrschte, versteht sich von selbst. Auch mit der Probierkunst, das heißt der analytischen Untersuchung von Metallen und Erzen, war er wohlvertraut, so daß er schon zu Beginn seiner Weikersheimer Regierungszeit als ein „guter Probieres des Erzes“ bezeichnet wurde. Zu den komplizierten Verfahren, die er praktizierte oder in denen er unterrichtet worden war, gehören die Umsetzung von Kupfer, Eisen und Silber zu ihren Vitriolen (Sulfaten), die Darstellung von konzentrierter Schwefelsäure, Antimonöl (Antimonchlorid), des Regulus Antimonii (elementares Antimon) und von Laudanum Opiatum sowie die Reinigung von Gold mit Hilfe von Antimon.

Ziel seiner alchemischen Experimente war die „Extraktion der Anima Solis“, das heißt die Abtrennung des Prinzips oder der „Seele“ des Goldes aus dem Gold. Diese „Seele“ des Goldes hätte dann als Stein der Weisen fungiert, und man hätte mit ihr die Eigenschaften des Goldes auf die unedlen Metalle übertragen können.

49 Zway Bücher ... (wie Anm. 47), Bl. 166^b, 167^a, 169^b.

Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen – ein Adelspalais der Renaissance

VON MICHAEL GOER

Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen zählt zu den herausragenden Fachwerkbauten der Renaissance im Hohenlohekreis. Der Besucher erlebt den baukünstlerischen Rang dieses einstigen Adelspalais augenfällig bereits im malerischen Innenhof mit seinen farbig gefaßten Zierfachwerkfassaden und lebhaft gestalteten Laubengängen. Der Gang durch die Obergeschosse vermittelt ihm eindrucksvoll die hohe Raumqualität der historischen Innenstruktur und den umfangreich überlieferten Bestand an Dekorationsmalereien des 16. Jahrhunderts. Hochwertige Türen und aufwendige Treppengeländer ergänzen die bauzeitliche Innenausstattung.

Forschungsstand

Während die anspruchsvollen Malfassungen noch bis in die jüngste Zeit unter Putz und Tapeten verborgen waren, führte die Gesamtqualität des Außenbaus bereits in den 1920er Jahren zu einer Unterschutzstellung des Anwesens. Eine erste Würdigung erfuhr der „Schwarze Hof“ 1962 durch Georg Himmelheber im Inventarband „Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau“¹. Die wissenschaftlich-hauskundliche Beschäftigung mit dem Objekt begann vor etwa 10 Jahren. Der Architekt und Bauhistoriker Walther-Gerd Fleck beschäftigte sich 1992 bis 1995 im Auftrag der Stadt Ingelfingen mit der Baugeschichte dieses bedeutenden Profanbaus. Er hielt den überlieferten Bestand in Grundrissen und Schnitten fest und führte Kernbohrungen zur Jahresringdatierung durch. Die dendrochronologische Auswertung der Bohrproben erfolgte durch das Labor Hofmann in Nürtingen². Die damaligen Ergebnisse ermöglichten eine erste zeitliche Einordnung und Rekonstruktion einzelner Bauphasen, lieferten jedoch keine umfassenden Ergebnisse. Die Restauratoren Stefan Mäule und Holger Krusch aus Ludwigsburg untersuchten stichprobenartig sämtliche Wand- und Deckenoberflächen³. In den

1 Georg Himmelheber: Die Kunstdenkmale des ehemaligen Oberamts Künzelsau, Stuttgart 1962, S. 181f.

2 Jutta Hofmann: Auswertungsbericht vom 10. Januar 1995 unter Auftragsnummer 091294/3; Auflistung der Bohrproben vom 02. Dezember 1994, Walther-Gerd Fleck.

3 Stefan Mäule, Holger Krusch: Voruntersuchungsbericht vom 20. Dezember 1992 mit Fundstellenplänen und umfangreicher Fotodokumentation.

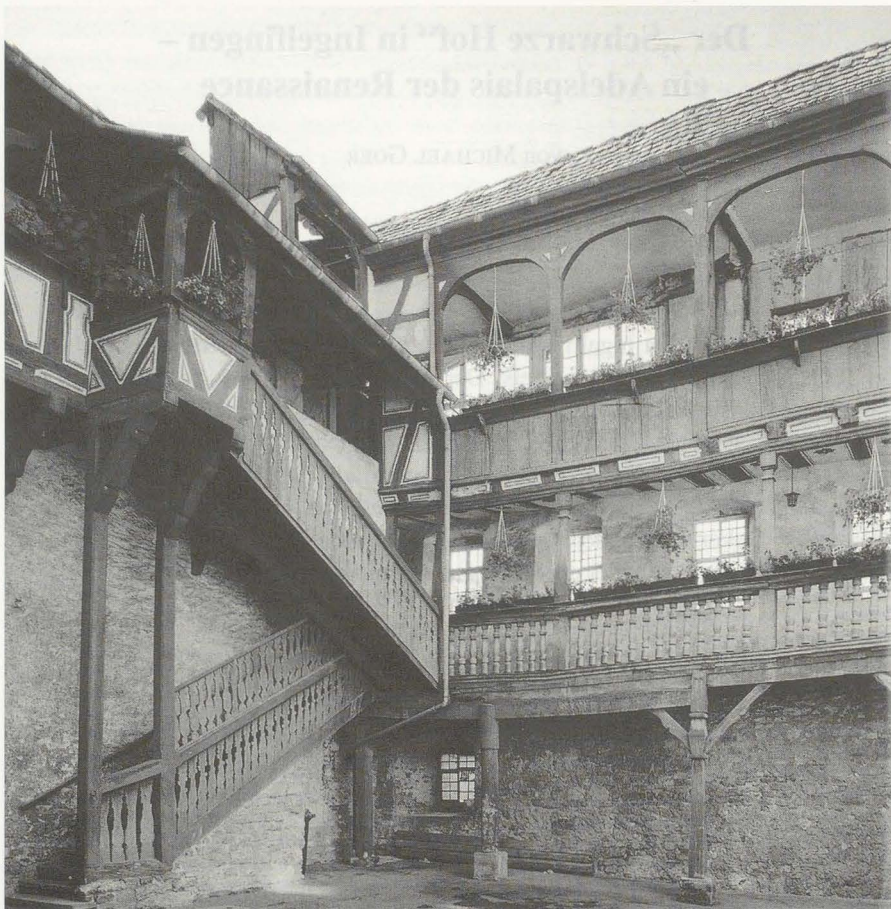


Abb. 1 Treppen und Laubengänge des 17. und 18. Jahrhundert im Innenhof (Andrea Würth, Fotografin, LDA Stuttgart) [im Folgenden A. W. abgekürzt].

zahlreichen kleinen Untersuchungsfeldern wurden erstmals Umfang, Dichte und Qualität der Fachwerkbemalung erkennbar. Die herausragende Bedeutung der Raumfassungen sollte dann erst im Zuge der späteren Restaurierungsarbeiten vollständig erlebbar werden. Im September 1995 legte Fleck mit seinem Beitrag „Der Schwarze Hof in Ingelfingen und das Kutschenhaus“⁴ eine erste beschreibende Baudokumentation und bauhistorische Würdigung dieses herausragenden Kulturdenkmals vor. Dabei konnte er allerdings noch keine bauzeitlichen archivalischen Quellen berücksichtigen. Erstmals Licht in die Besitzergeschichte vor allem des 16. und 17. Jahrhunderts erbrachte die Quellenauswertung durch Kreisarchivar

4 Walther-Gerd Fleck, Maschinenschriftlicher Bericht vom 30. September 1995.

Rainer Gross. Seine Ergebnisse⁵ standen der Hausforschung und der Baudenkmalpflege 1997 zur Verfügung und sind an anderer Stelle ausführlich dargelegt.

Historisches Umfeld

Schon aufgrund seiner spezifischen Lage auf der Stadtmauer zwischen spätgotischer Pfarrkirche und dem „Unteren Schloß“ als Amtssitz der Hohenloher, an dessen Stelle später das barocke Residenzschloß der Linie Hohenlohe-Ingelfingen treten sollte, kommt dem „Schwarzen Hof“ eine besondere Rolle innerhalb der Stadt Ingelfingen zu. Der Weinbauort im Kochertal gehört der frühesten fränkischen Siedlungszeit an und wird urkundlich erstmals 1080 erwähnt. Damals gehörte Ingelfingen zum Territorium der in Wülfigen (nahe des späteren Forchtenberg) ansässigen Kochergaugrafen. Schon früh erhielt das Benediktinerkloster Comburg



Abb. 2 Renaissance­tür im kleineren Repräsentationszimmer des 2. OG, 1597/98, die Sondagen zeigen die schwarz befundene Malschicht des „Schwarzen Hofes“ (LDA, A. W.).

⁵ Rainer Gross, Maschinenschriftlicher Bericht vom Januar 1997 mit Kopie des Bauplans von 1720 zum Kutschenhaus.



Abb. 3 Renaissance-Festerwände im EG des straßenseitigen Nordflügels, als S-Schnecke gedrehtes Akanthusblatt, Detailaufnahme (LDA, B. H.).

Güter und Rechte in Ingelfingen, daneben werden zahlreiche Niederadelsfamilien genannt. Ortsherren waren im 13. Jahrhundert zunächst die Edelfreien von Krautheim, die vor 1251 die Burg Lichteneck oberhalb des Ortes erbauten, dann seit 1287 als ihre Erben die Hohenloher. 1334 zur Stadt erhoben, gewann Ingelfingen unter den Grafen von Hohenlohe zunehmend an Bedeutung, vor allem auch nach der sogenannten Hauptlandesteilung von 1553–1555. Im Jahre 1701 schließlich wurde sie Residenzstadt der Linie Hohenlohe-Ingelfingen.

Der Bauherr

Die archivalisch greifbare Geschichte⁶ des „Schwarzen Hofes“ reicht in die Bauzeit des Anwesens zurück. Um 1594 kaufte Seyfried von Mühlen zu Weißach an der Stelle des heutigen Hauptflügels ein Haus von dem hohenlohischen Vogt Georg Ludwig Heber. Dieser hatte das Gebäude zu einem bisher nicht näher bestimmten Zeitpunkt von einer Witwe des Hochadelsgeschlechts derer von Helfenstein erworben. Bald danach brachte Seyfried von Mühlen auch das östlich angrenzende Grundstück in seinen Besitz. Unter teilweiser Weiterverwendung bestehender Bausubstanz ließ er bis 1598 die Zweiflügelanlage in ihrer heutigen Gestalt errichten. Bauherr Seyfried von Mühlen, in einer Bauinschrift am Nordflügel ge-

6 Angaben nach Gross (wie Anm. 5) und ders.: Vom Stadtadelshof zum Haus der Weingärtnergenossenschaft, in: *Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stadt Ingelfingen* (Hrsgg.): Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen – ein Adelspalais der Renaissance, Ingelfingen 2001, S. 10–19.

nannt, stammte aus einem sächsischen Adelsgeschlecht und war seit etwa 1560 als Hofmeister und Rat in Diensten der Hohenloher Grafen Ludwig Casimir und dessen Sohn Graf Wolfgang II. 1585 erhielt Seyfried von Mühlen ein Lehen, zu dem Güter in Ober- und Unterbalbach gehörten und das zugleich mit einem Kapital von 11.000 fl ausgestattet war.

Der Bauherr starb bereits 1601, nur wenige Jahre nach der Fertigstellung seines Anwesens. Seine Urenkel Moritz Adolf und Heinrich Ernst verkauften das „Mühlensche Haus“ 1697 an die Herrschaft Hohenlohe. Die spätere Bezeichnung „Schwarzer Hof“ findet sich in Schriftquellen des 19. Jahrhunderts, ist volkstümlich aber wohl schon länger gebräuchlich. Sie geht sicherlich auf den ursprünglich schwarzen Anstrich von Türen und Treppen im Haupttrakt des Anwesens zurück. In einem Kammerbericht von 1752 wurde gebeten, bei den anstehenden Reparaturarbeiten mögen auch die Wünsche des im Westflügel wohnenden Geheimrats „nach Streichung aller Türen in einer anderen Farbe als schwarz berücksichtigt werden“⁷. Die Bitte von damals fand bei der Herrschaft kein Gehör. Erst zu einem späteren Zeitpunkt kam es zu einer Überfassung der Türen. Die noch bis zuletzt an den Treppen sichtbare Schwarzfassung konnte im Rahmen der restauratorischen Voruntersuchung auch auf den Renaissancetüren nachgewiesen werden.

Baubeschreibung und Bauanalyse

Das repräsentative Anwesen kann aufgrund der Lage, des Haustyps und seines Bau- und Ausstattungsaufwands als Stadtadelshof qualifiziert werden. Es wendet



Abb. 4 Straßenfront des „Schwarzen Hofes“ nach seiner Instantsetzung (LDA, B. H.).

7 Gross (wie Anm. 5).

seine Hauptschaufseite dem Kochertal zu. Die beeindruckende Wirkung der Südfassade beruht auf der massiv aufgeführten, großzügig durchfensterten Giebelfront über der Stadtmauer und der sich zum Schloß hin anschließenden Galerieverglasung des zweiten Obergeschosses. Nach der zutreffenden Beobachtung von Fleck endet der Giebel „heute sehr knapp über den Fenstern, hatte früher jedoch sicherlich Staffeln, Voluten o. ä.“⁸. Der Giebelbau wird durch sandsteinerne Doppelfenster mit umlaufendem Ladenfalz und in Voluten endenden Karniesprofilen geprägt. Während die Fenstergewände im Giebeldreieck von Anfang an lediglich mit Holzläden verschlossen wurden, stellen die Obergeschoßfenster der repräsentativen Haupträume des „Schwarzen Hofes“ eine ausgesprochene Rarität dar. Der vierflügelige, fein profilierte und bleisprossierte Fensterbestand ist nach Einschätzung von Herman Klos⁹ noch in die Zeit um 1680 zu datieren. Damit gehören sie zu den ältesten Fenstern in der Region Hohenlohe-Franken. Lediglich vom Nordflügel des Weikersheimer Schlosses existieren noch sechs ältere Fenster, und zwar von 1586. Diese sind jedoch längst ausgebaut und stehen somit nicht mehr im historischen Raumzusammenhang.

Der westliche Haupttrakt mit hofseitig erschlossenem Gewölbekeller grenzt im Norden an die Schloßstraße und wird östlich durch einen traufständigen, anspruchsvollen Flügelbau mit großer Hofeinfahrt erweitert. Die sandsteinernen Tür- und Fenstergewände im massiven Erdgeschoß übertreffen in der Qualität ihrer sorgfältig gehauenen Schmuckprofile noch diejenigen an der Südfront des Anwesens. Nach den bauhistorischen und restauratorischen Befunden dürfte der dortige Erdgeschoßraum¹⁰ als anspruchsvolle Eingangshalle zu interpretieren sein. Die heute verputzten Obergeschosse des einstigen Stadtadelshofs erhielten gegen Westen und Norden in barocker Zeit große Fenster in klarer, achsialer Anordnung. Der überlieferte Altbestand an zehn vierflügeligen Fenstern mit kräftigen Kämpfern und je acht Feldern weist konstruktiv kleinere Unterschiede auf. Er stammt aus dem späten 18. bis frühen 19. Jahrhundert.

Am Torbau wird der Wandel der Architekturauffassungen besonders anschaulich. Auf das bauzeitlich farbgefaßte Sichtfachwerk aus Eichenholz von 1597/98 wurde eine anspruchsvolle Quaderbemalung mit Diamantierung aufgetragen. Nach den restauratorischen Befunden beschränkte sie sich keineswegs auf die dortige Gebäudekante, sondern erstreckte sich in italienischer Manier über die gesamte Fassade. Im späten Barock verschwand die in der Region singuläre Renaissancefasung unter einer rot gestrichenen Putzschicht.

Durch das große Sandsteinportal gelangt der Besucher in den prächtig gestalteten Innenhof mit seinen Zierfachwerkfassaden und Laubengängen. Der auf den ersten Blick einheitliche Westflügel mit seinen kräftigen Bundständern, Dreiviertelstre-

8 Fleck (wie Anm. 4), S. 2.

9 Herman Klos: Das Fenster vor 1700; unveröffentlichtes Manuskript vom 03.04.2001.

10 Auf den Bestandsplänen von 1819 als Remise bezeichnet, s. Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen (wie Anm. 6), Buchinnenklappe.

ben, Kopfstücken und Andreaskreuzen in den Obergeschossen setzt sich tatsächlich aus zwei aneinander gereihten Baukörpern zusammen. Beide sind jeweils zweischiffig und dreizonig mit Mittelflur konzipiert. Dabei wurden die jeweils äußeren Zonen im Süden bzw. Norden mit ihren großen Wohnräumen deutlich breiter angelegt. Diese „echte Dreizonigkeit“¹¹ ist signifikant für Bauten der Oberschicht bzw. Sonderbauten wie Pfarr-, Amts- oder Gasthäuser. Nach den dendrochronologischen Ergebnissen¹² stammt das Kerngerüst des Hauptflügels im nördlichen Teil aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1504 bis 1532), im südlichen Teil aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (1554 bis 1566 ff). Einer deutlich älteren Bauphase gehören der kleine Gewölbekeller unter dem Nordteil und die im Süden in den Baukomplex integrierte Stadtmauer aus der Zeit vor 1357 (Erstnennung des Oberen Tores¹³) an. Aufgrund weiterer dendrochronologischer Daten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sowohl in beiden Teilen des Hauptflügels als auch im Nordflügel (1540 ff bzw. 1559/60) ist davon auszugehen, daß Seyfried von Mühlen bei der Vollendung seines Stadtadelshofes in der gesamten Zweiflügelanlage auf bestehende Baustrukturen zurückgreifen konnte. Die über den hofseitigen Fenstern im 1. Obergeschoß des Nordflügels verlaufende Bauinschrift *Anno 1597 hat Seifert von Müen Dis Haus / Mit Gottes Hilff Von Neuem / Angefangen zubenauen Und In Anno 1598 Auch mit Got / des Hilff Vollendet* stützt diese Auffassung der Baugeschichte ebenso wie auch die Datierungen eines Ständers im Ostgiebel des Nordflügels in den Winter 1595/96.

Der Nordflügel des „Schwarzen Hofes“, in dessen Erdgeschoß die ursprüngliche Eingangshalle anzunehmen ist, wurde im zweiten Obergeschoß mit einem stützenfreien Saal ausgestattet. Erschlossen durch einen vorgelagerten Laubengang von 1597/98 mit nasenbesetzten Andreaskreuzen, Balustern und Fußstreben weist er einen überraschenden Baubefund auf. Nach der Entfernung jüngerer Fachwerkhölzer an den dortigen Eckzonen des Saals wurde aufgrund fehlender Zapfenlöcher deutlich, daß an den Saalenden zum Laubengang hin geschoßhohe und 1,65 bzw. 1,90 Meter breite Durchgänge bestanden. Waren hier ehemals große, zweiflügelige Türen eingebaut oder handelt es sich hier sogar um einen bauzeitlich ungeheizten Sommersaal?

Die heutigen Laubengänge im Süden entlang der mittelalterlichen Stadtmauer entstanden in zwei Abschnitten. Für das erste Geschoß mit seinen profilierten Balustern ist stilistisch das 17. Jahrhundert anzunehmen (frühestes Fälldatum des westlichen Pfostens ist das Jahr 1667), für das zweite Geschoß mit seinen geschlossenen Brüstungszonen und den Korbbögen das ausgehende 18. Jahrhundert. Die zweigeschossige Südgalerie wurde nicht nur von den Bewohnern des „Schwarzen Hofes“, sondern zugleich von der hohenlohischen Herrschaft als überdachter Ver-

11 Heinrich Winter: Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar, Tübingen 1961, S. 292 f.

12 Hofmann (wie Anm. 2).

13 Walther-Gerd Fleck: Das Ingelfinger Schloß, die Baugeschichte eines bedeutenden Bauwerks, in: Das Ingelfinger Schloss, einst Residenz heute Rathaus, Ingelfingen 1999, S. 65.



Abb. 5 Hofeinfahrt. Oberhalb sind die drei historischen Wandauffassungen erkennbar, die das Fachwerk des Mühlenschen Baus (1597/98), die darauf folgende Phase der Diamantierungsmalerei und die Putzfassung der Barockzeit zeigen. Rechts davon liegt der ursprüngliche Zugang zur Eingangshalle im Erdgeschoß (LDA, B. H.).

bindungsgang zwischen Schloß und Pfarrkirche benutzt. Es ist durchaus denkbar, daß dieses Durchgangsrecht in das 15. Jahrhundert zurückgeht, als erstmals ein hohenlohischer Amtssitz in der Stadt selbst errichtet wurde. Er diente zugleich der Herrschaft als Absteigequartier¹⁴. Spätestens nach dem Bau des „Unteren Schlosses“ 1625–27 unter Graf Philipp Ernst von Hohenlohe-Langenburg dürfte ein überdachter Kirchgang entlang der Stadtmauer vorhanden gewesen sein.

Innenräume des Stadtadelshofes

Der gestalterisch hohe Anspruch der Bauherren spiegelt sich in eindrucksvoller Weise im Inneren des „Schwarzen Hofes“ wider. Sämtliche Fachwerkwände der Ober- und Dachgeschosse sind bemalt. Die Erstfassung¹⁵ des 16. Jahrhunderts trägt eine Dekoration aus aufgemalten gelben Bänderungen mit schwarzen Be-

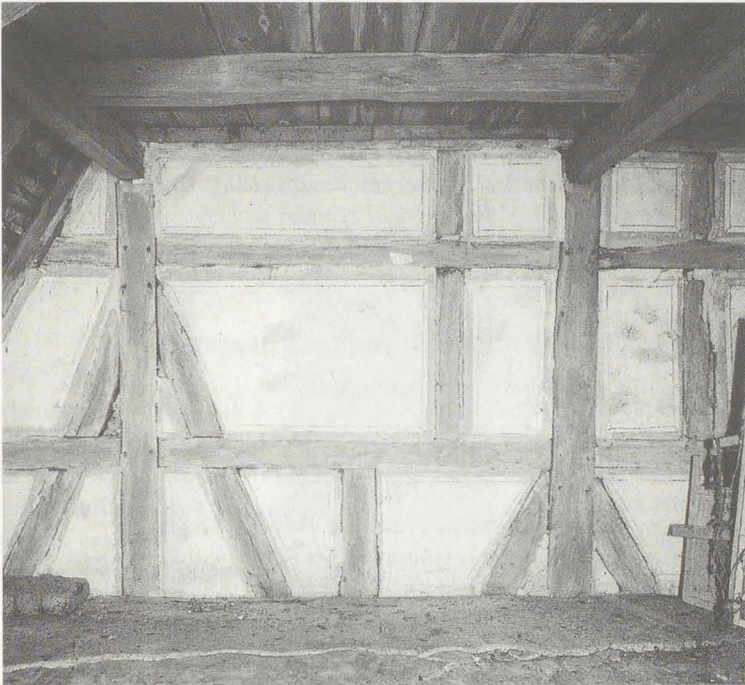


Abb. 6 Fachwerkwand des Ostgiebels mit bauzeitlicher Farbfassung der Hölzer und Gefache (LDA, A. W.).

14 Rainer Gross: Schloß Ingelfingen – Geschichte und Menschen, in: Das Ingelfinger Schloss, einst Residenz heute Rathaus, Ingelfingen 1999, S. 12.

15 Helmut F. Reichwald: Leistungsbeschreibung zu Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten der Innenräume, Objekt-Nr. 2662, November 2000.



Abb. 7 Mit Dekorationen des 16. Jahrhundert ausgemalte Fensternischen im größeren Repräsentationsraum des 2. Obergeschosses (LDA, B. H.).

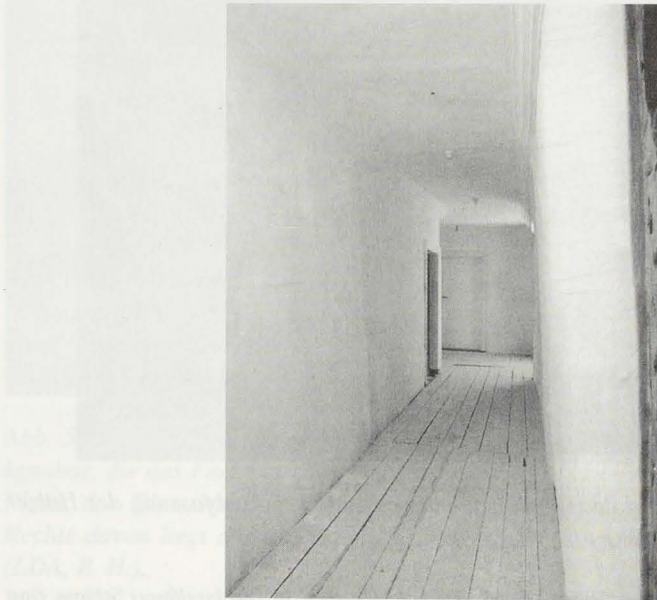


Abb. 8 Bauzeitlicher Stichflur zwischen den beiden Treppenhäusern des Nord- und Westflügels im ersten Obergeschoß in barocker Raumfassung (LDA, B. H.).

gleitlinien. In einer anderen Dekorationsphase ist grünes Bandwerk mit doppelten Begleitstrichen in blau ausgeführt. Eine Rotfassung der Balken mit schwarzen Begleitern zieht sich hoch bis in die Giebelspitzen der Lagergeschosse. In den besonders hervorgehobenen Haupträumen gegen Süden kamen auf Wandflächen florale, figürliche und architektonische Dekorationsmalereien der Renaissance zum Vorschein. Sie schmücken und umrahmen die großen Fensternischen der massiv aufgeführten Außenwände. Hochwertige Türen in Gestalt von Ädikulen mit kannelierten Pilastern und Diamantquadrern vervollständigen die bauzeitliche Innenausstattung ebenso wie die aufwendigen Treppenanlagen in Schwarzfassung mit weißer Marmorierung.

Während die Treppe im Südteil des Hauptflügels im ersten Obergeschoß ihren Anfang nimmt und in den offenen, liegenden Dachstuhl führt, begann die Nordtreppe ursprünglich bereits im Erdgeschoß in unmittelbarer Nähe der Eingangshalle. Sie endet im Mittelflur des ersten Dachgeschosses. Als ungewöhnlich anzusehen sind hier zwei beheizbare Räume, von denen sich der fensterlose Südraum durch eine reiche und mehrphasige Dekormalerei auszeichnet. Die beiden Treppenhäuser sind ausschließlich auf der Ebene des ersten Obergeschosses über einen Stichflur direkt miteinander verbunden. Küche, Speise- und Rauchkammer sowie Nebenräume waren in den beiden schmalen Zonen zwischen den Fluren angeordnet. Das durch Umbauten in den 1960er Jahren im Inneren stark veränderte Erdgeschoß des Hauptflügels dürfte wohl bereits bauzeitlich in Teilbereichen als Stallung und zu Lagerzwecken genutzt worden sein¹⁶. Unstrittig ist sicherlich die Nutzung des großen Gewölberaums im Untergeschoß als Weinkeller.

Verwaltungssitz der Linie Hohenlohe-Ingelfingen

Eine erkennbare Fortsetzung der Bau- und Ausstattungsgeschichte erfährt das Anwesen in der Barockzeit. Das 1697 an die Hohenloher Herrschaft verkaufte „Mühlensche Haus“ wurde ab 1701 Verwaltungssitz der neuen Linie Hohenlohe-Ingelfingen. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts kam es nicht nur zur Neufassung der oben bereits erwähnten schwarzen Türen, sondern auch insgesamt zu einer Barockisierung von Innenräumen und Straßenfassaden. Bemerkenswert ist in jener Zeit die Beibehaltung eines zweigeschossigen, sicherlich repräsentativen Erkers an der Nordseite des Hauses, der nach den archivalischen Auswertungen von

16 Die Grundrißpläne aus dem Jahr 1819 [s. Der „Schwarze Hof“ in *Ingelfingen* (wie Anm. 6), Buchinnenklappe] zeigen das hohenlohische Rentamt nach den Renovierungsmaßnahmen von 1812/13. Nach dem überlieferten Baubestand wurde damals der Hauptflügel im nördlichen Teil des Erdgeschosses weitgehend erneuert, so daß die dortigen Räume mit den Bezeichnungen: Hausehrn, Stallung, Kammer, Holzremise, Schweinestall und Gang keine Aussagen über die bauzeitliche Raumstruktur ermöglichen. Die dreizonige Aufteilung im südlichen Teil des Erdgeschosses in Pferdestall, Tenne und Heumagazin, die mit den bauzeitlichen Wandöffnungen zum Innenhof korrespondiert, könnte dagegen durchaus eine ältere Struktur und Nutzung fortführen.



Abb. 9 Straßenfassade des „Schwarzen Hofes“ vor der Instandsetzung, Aufnahme 1997 (LDA, A. W.).

Gross¹⁷ erst 1812/13 zur Disposition stand. Bereits 1715 erwarb die Herrschaft das Gebäude westlich des „Schwarzen Hofes“ und erweiterte bis 1720 die bestehende Zweiflügelanlage um ein Kutschenhaus mit darunterliegendem großen „Kirchenkeller“. Der damals bereits vorhandene Kirchengang wurde abgebrochen, der neue sollte „an gedachtes Gutschenhaus anschiften“¹⁸. Nach der Mediatisierung im Jahre 1805 wurde der „Schwarze Hof“ Sitz des hohenlohischen Rentamtes Ingelfingen.

Kulturhaus Ingelfingen

Nach wechselnden Nutzungen im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert¹⁹ gelangte der „Schwarze Hof“ schließlich an die örtliche Weingärtnergenossenschaft,

17 Gross (wie Anm. 5).

18 Zitat nach Fleck (wie Anm. 4), S. 50.

19 Zur jüngeren Nutzungs- und Besitzergeschichte s. Gross (wie Anm. 6).

die heutige Kochertalkellerei. Die letzten größeren Instandsetzungsmaßnahmen am „Schwarzen Hof“ erfolgten 1964. Der bauliche Zustand des seit den 1980er Jahren nur noch sehr geringfügig genutzten Anwesens verschlechterte sich in den letzten Jahren zunehmend. Mangelnde Nutzungsperspektiven, gravierende statisch-konstruktive Schäden, der hohe Aufwand an notwendigen restauratorischen Sicherungsmaßnahmen und ganz allgemein der erhebliche Instandhaltungsrückstand stellten eine ernsthafte Bedrohung für den Weiterbestand dieses herausragenden Kulturdenkmals dar.

Trotz erheblicher Anstrengungen seitens der Kommune und des Landesdenkmalamtes konnte in den letzten Jahren kein privater Investor gewonnen werden, der das Gebäude erwerben, instandsetzen und umnutzen wollte. In dieser Situation erklärte sich die Stadt Ingelfingen 1998 bereit, auf der Grundlage eines Finanzierungskonzeptes aus öffentlichen und privaten Mitteln eine Rettungsaktion für den „Schwarzer Hof“ durchzuführen. Das mit dem Bauherrn, den Architekten und dem Landesdenkmalamt gemeinsam entwickelte Konzept sah die Gesamtinstandsetzung des Tragwerks einschließlich der Dachsanierung, die Konservierung und Restaurierung von Ausmalung und Ausstattung sowie die Umnutzung des „Schwarzen Hofes“ zu einem Kulturhaus vor.

Denkmalpflegerisches Konzept

Ausgehend von den historischen Vorgaben wurde für das „Kulturhaus Schwarzer Hof“ eine denkmalverträgliche Gesamtkonzeption entwickelt und während der Bauzeit konsequent umgesetzt. Die großen Gewölbekeller können bei Bedarf wei-

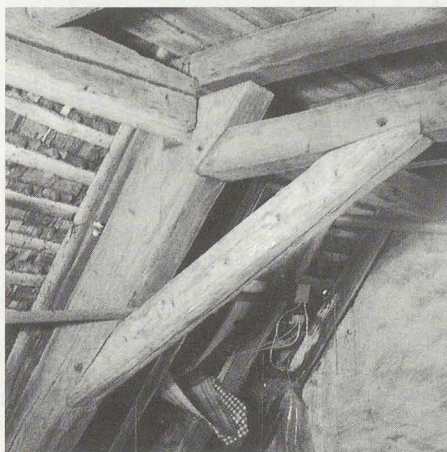


Abb. 10 Dachstuhl im Westflügel des „Schwarzen Hofes“. Das Bild zeigt den mangelnden Kraftschluß des Binders. Ein Schaden, der sich auch in den darunter liegenden Stockwerken auswirkt (LDA, A. W.).

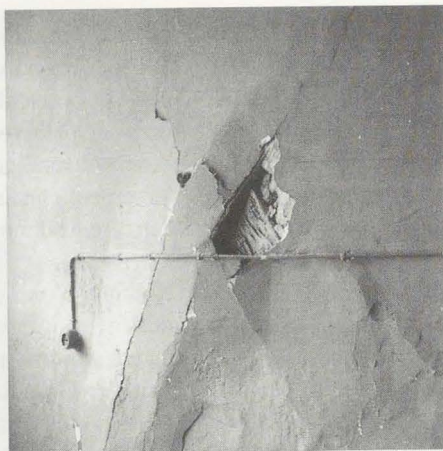


Abb. 11 Fachwerkwand im großen Repräsentationsraum des 2. OG, Aufnahme 1997. Das durch verschiedene Schichten verdeckte Andreaskreuz des 16. Jahrhunderts droht durch statische Überbelastung auszubrechen (LDA, A. W.).



Abb. 12 Flur im Kutschenflügel, Aufnahme 1997. Die Feuchteschäden führten zu sichtbarer Zerstörung der Gefache und des Putzes (LDA, A. W.).

terhin von der Kochertalkellerei genutzt werden, stehen aber primär den Bürgern für Weinfeste zur Verfügung. Foyer, Cafeteria mit Nebenräumen und Ausstellungssaal wurden im 1964 erheblich veränderten Erdgeschoß eingerichtet. Im barocken Kutschenbau entstand auf gleicher Geschoßebene ein großer Bürgersaal. Die neu hinzukommenden Architektur- und Ausstattungselemente suchen in ihrer modernen, hochwertigen Formensprache dabei ganz bewußt die Kommunikation mit dem historischen Bestand.

Die sorgfältige Sicherung und Restaurierung der beiden Obergeschosse, die sich durch einen weitgehend authentisch überlieferten Bestand an Raumstrukturen und Ausstattungen auszeichnen, besaß absolute Priorität. Durch die kulturelle Nutzung des „Schwarzen Hofes“ und die Auslagerung der notwendigen Hausmeisterwohnung in das Dachgeschoß des Kutschenbaus können die hochwertigen Räume im Hauptflügel in ihrem ursprünglichen Zustand präsentiert werden. Empfindliche Verluste an der Denkmalsubstanz sind allerdings durch das erforderliche Fluchttreppenhaus und den Aufzug für die behindertengerechte Erschließung der Obergeschosse zu konstatieren. Die bewußt gestaltete Transparenz der technischen Einrichtung vermag über diesen gravierenden Eingriff nicht hinweg zu täuschen. Die Dachgeschosse blieben dagegen gemäß der denkmalpflegerischen Vorgabe unausgebaut.

Für die Durchführung der Einzelmaßnahmen galt für sämtliche historisch relevanten Gewerke die konservatorische Vorgabe, die überlieferte Substanz als Ge-



Abb. 13 Gefach der Renaissancezeit, Aufnahme 1997. Der nachträglich aufgetragene Mörtel ist abgeblättert, darunter kommen die Hackspuren auf der bauzeitlichen Mal- und Füllungsschicht zum Vorschein (LDA, A. W.).

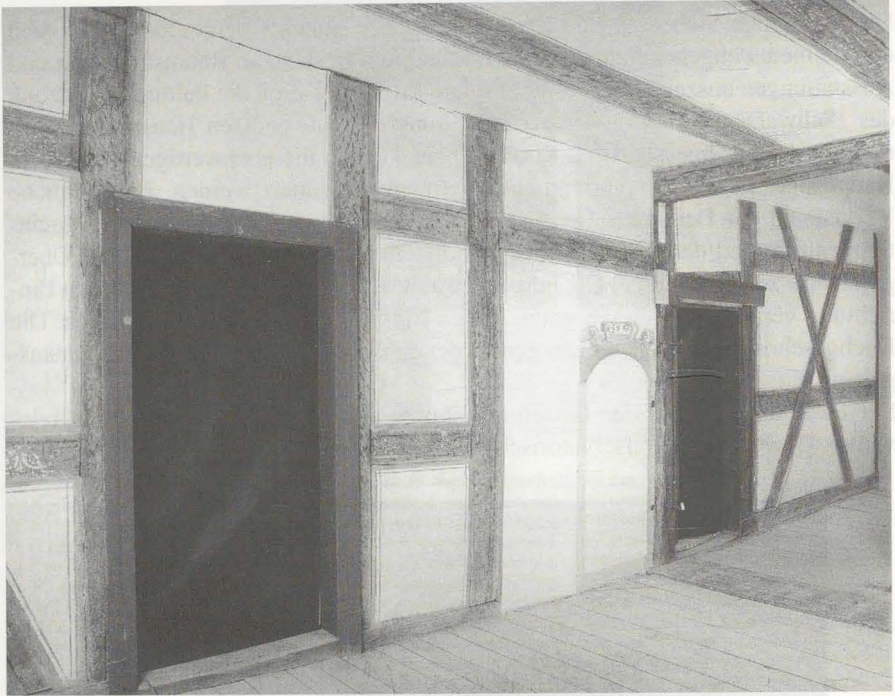


Abb. 14 Südliche Flurzone im 2. Obergeschoß nach der Restaurierung, Aufnahme 2001. Zwischen Wandgefachen und Türgewänden aus der Renaissancezeit ist ein 1597 inschriftlich datiertes Türgewände zum Heizraum zu sehen, das florale Dekorationsmalerei trägt. Die Öfen wurden damals von außen beheizt, um die Herrschaft in den Gemächern nicht mit Schmutz und Lärm zu belästigen (LDA, B. H.).

schichtquelle soweit als möglich zu erhalten und zu reparieren. Erneuerungen erfolgten nur dort, wo eine Instandsetzung technisch nicht mehr durchführbar war. Schwerpunkte der Substanzerhaltung waren: die Umdeckung der ausgesprochen lebhaft wirkenden Dachhaut aus den Biberschwänzen verschiedener Jahrhunderte, die Sicherung von Mörtel und Putzen an Bruchsteinmauern, die steinrestauratorische Behandlung von Tür- und Fenstergewänden, die Weiterverwendung von Tonfliesen auf den Laubengängen sowie die Reparatur von Türen und Dielenböden. Eine sorgfältige Instandsetzung erfuhr auch der gesamte historische Fensterbestand, wobei in den wiederhergestellten Renaissanceräumen sogar auf eine zusätzliche Verglasung verzichtet werden konnte.

Die Reparatur und Ertüchtigung des Tragwerks stellte eine besondere Herausforderung dar. Die Deckenkonstruktion über dem Erdgeschoß im Hauptbau sowie im Torhaus war in einem sehr viel schlechteren Zustand als vor Beginn der Arbeiten

erkennbar. Zahlreiche Deckenbalken wiesen Biegebrüche auf. Das konservatorische Konzept gab dennoch vor, die historischen Deckengefache soweit als möglich zu erhalten und für jeden einzelnen Deckenbalken die eingriffsschwächste Reparaturlösung zu finden. Die hierzu erforderlichen Absprießungen haben sich dabei als besonders aufwendig erwiesen, da die aufgehenden Fachwerkwände teilweise bis über drei Geschosse abschnittsweise unterfangen werden mußten. Absprießungen mußten zudem für jeden Reparaturabschnitt neu erstellt und danach wieder abgebaut werden, da sie sonst weitere Reparaturen behindert hätten.

Das restauratorische Innenraumkonzept²⁰ sah als Basismaßnahme die Sicherung des gesamten historischen Bestandes vor. Der Mehrzahl der Räume behielten dabei ihr barockes Erscheinungsbild. Hierzu mußten die historischen Mal- und Putzschichten gesichert und mit einer reversiblen, streichfähigen Tapete versehen werden. Die repräsentativen Südräume im Hauptflügel einschließlich der vorgelagerten Flure wurden dagegen in enger Abstimmung mit der Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes auf die Renaissancefassungen freigelegt und sorgfältig restauriert. Anhand von Musterflächen auf Massiv- und Fachwerkwänden ließen sich die erforderlichen Maßnahmen detailliert ermitteln und zur Umsetzung eines hohen Qualitätsstandards präzise vorgeben. Im einzelnen wurden die freigelegten Oberflächen gereinigt, der Mörtel zum Untergrund gesichert, die aufgebeilten Hackspuren im Fachwerk verleimt, die Malschichten gefestigt und Fehlstellen retuschiert.

Als wichtiger Aspekt der Innenraumkonzeption galt schließlich für alle Beteiligten die Wiederherstellung der namengebenden, ursprünglichen Schwarzfassung von Türen und Treppen in den nun wieder erlebbar gewordenen Renaissanceräumen. Anders als noch der hohenlohische Geheimrat im Jahre 1752 gilt für das heutige „Kulturhaus Schwarzer Hof“ die Devise „nach Streichung aller Türen in keiner anderen Farbe als schwarz“.

20 Zum Restaurierungskonzept s. Helmut F. Reichwald: Untersuchung, Restaurierungskonzept und Realisierung, in: *Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stadt Ingelfingen* (Hrsgg.): *Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen – ein Adelspalais der Renaissance* 2001, S.40–47.

Otto Reinhard Metzenius – der Orgelmacher von Hall

VON HANS F. PFEIFFER

Im Jahre 2002 beging die Evangelische Kirchengemeinde Lendsiedel das 300. Jubiläum der Erbauung ihrer Orgel. Dies war mir Anlass, mich mit der Geschichte dieser Orgel zu befassen, deren Erbauung in einem ungewöhnlich detaillierten Umfang dokumentiert ist, und das Leben des „Orgelmachers von Hall“ zu erforschen. Wenn auch die lückenlose Aufklärung nicht gelang, ist auf Grund der neuen Ergebnisse doch das ihm bisher in der Literatur verliehene Prädikat eines „Stimplers“ in Frage zu stellen¹.

Orgelmacher Otto Reinhard Metzenius² sucht eine Bleibe und Arbeit

Im Dezember 1700 kommt der aus Staden³ (Kreis Friedberg, Hessen) in der Wetterau stammende Orgelmacher Otto Reinhard Metzenius nach Schwäbisch Hall.

Von Ende September bis 3. Dezember 1700⁴ hatte sein Intimfeind Johann Michael Schmahl (1654–1725), *der Orgelmacher von Hailbronn*, mit Sohn Georg Christoph (1686–1712) und zwei weiteren Gesellen das Haller Feld bestellt und zu einem guten Lohn⁵ das Rückpositiv der Orgel in St. Michael zu 100 Thalern⁶ repariert, sowie zwei neue Register, *Quintani und Sesquialtera*, zu 30 fl *einggebracht*⁷. Die Kosten beliefen sich auf insgesamt 180 fl⁸. *Man laßt ihn bezahlen, und [per] D[o]m[inum] Deputa[torem] ein[en] Augenschein einzunehmen, dem Orgelma-*

1 In allen Archiven erfuhr ich bereitwillige Hilfe und Unterstützung. Stellvertretend für alle darf ich Herrn Wilfried Beutter, HZAN, nennen, der mir über Hilfen bei der Transkription hinaus zahlreiche Hinweise zu Querverbindungen gab. Mein besonderer Dank gebührt Herrn Hermann Fischer, Aschaffenburg, für seine kritische Beratung und fachlichen Hinweise.

2 Der bislang unter den Namen Metzler, Mezenius, Mazinius, Mazenius, Mezenier, Mezeniërs, Mae-cenius geführte, auch Wegenius (W. Lutz: Geschichte einer Orgel, in: Württembergische Blätter für Kirchenmusik 8 (1940), nach: Layh (Hrsg.), *E. v. Jan*: Chronik der Pfarrei Lendsiedel, Schwäbisch Hall 1898, S. 24) gelesene Orgelmacher hat in den mir vorliegenden Orgelbauverträgen (Bietigheim, Winnenden, Lendsiedel, Neuenstein, Kirchberg) „Metzenius“ unterschrieben. Ich übernehme daher diese Schreibweise.

3 StadtA Schwäb. Hall 2/74b, Totenbuch St. Michael, fol. 504.

4 StadtA Schwäb. Hall 4/308, Ratsprotokoll 1700, fol. 444 u. 518.

5 Ebd., fol. 444; 4/a 162, Stadtrechnung 1700/01, fol. 84.

6 StadtA Schwäb. Hall 4/307, Ratsprotokoll 1699, fol. 338.

7 StadtA Schwäb. Hall 4/308, Ratsprotokoll 1700, fol. 455 u. 466.

8 StadtA Schwäb. Hall 4/a 162, Stadtrechnung 1700/01, fol. 84.



Abb. 1 Stephanuskirche Lendsiedel, 2000 (Foto: S. Pfeiffer, Heidenheim).

*cher 6 Species Th[a]ll[e]r jedem Gesellen zwey, dem Jungen aber einen zu verehren, doch wann einige Fehler sich hervorthun möchten, derselbe darvor stehen solle*⁹.

Nun hofft Metzenius, in der freien Reichsstadt angesichts der unruhigen Zeiten eine sichere Bleibe sowie hier und im Hohenlohischen, wo derzeit keine Orgelmacher ansässig sind, ein breites Betätigungsfeld zu finden. Der Orgelmacherfamilie Schmahl muss er allerdings aus dem Weg gehen.

Ein Konkurrent wurde zum Intimfeind

Was war Ursache der Intimfeindschaft zwischen Otto Reinhard Metzenius und Hans Michael Schmahl? Schmahl hatte bei Prescher in Nördlingen, einem der führenden Orgelmacher der Zeit, gelernt. Er war 1685 nach Steinheim an der Murr gerufen worden, um für die 1649 erbaute Orgel Ersatz zu schaffen. Er heiratete die Tochter des Bürgermeisters, ließ sich häuslich nieder und machte sich im Unterland einen Namen als Orgelmacher. Am 17. Juli 1693 wurde auch Steinheim bei der französischen Invasion verwüstet. Schmahls Haus ging in Flammen auf. Er floh, zunächst nach Nördlingen, dann ließ er sich 1696 „im Beisitz“ im gut befestigten Heilbronn nieder¹⁰.

Wie Steinheim war es bei der französischen Invasion vielen Orten im Württembergischen ergangen. Kirchen und Orgeln waren zerstört und beschädigt worden¹¹. Ausgerechnet bei Schmahls Stammkundschaft in 15 km Umkreis rund um Steinheim sticht Metzenius den „Platzhirsch“ Schmahl aus: Markgröningen, Bietigheim und schließlich Winnenden lassen ihre Orgeln von dem *ausländischen Stimpler*¹² reparieren oder verfertigen. Und auch der seit Mai 1697 amtierende Hoforgelmacher Johannes Würth aus Stuttgart kommt nicht nur nicht zum Zuge, er wird in Markgröningen und in Winnenden nicht einmal, wie es die Vorschrift erfordert, pflichtgemäß eingeschaltet.

9 StadtA Schwäb. Hall 4/308, Ratsprotokoll 1700, fol. 518.

10 Nach G. Kleemann: Die Orgelbauerfamilie Schmahl, in: Acta organologica (AOL) 7 (1973), S. 71 ff. Schmahl bleibt damit württembergischer Untertan sowie weiterhin vom Hoforgelmacher konzessioniert. Konzessionen sind zu bezahlen.

11 G. Fritz, R. Schurig: Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland (Historegio 1), Remshalden-Buoch 1994; ferner: 1693. Ausstellungskatalog Arbeitskreis 1693, Kornwestheim 1993.

12 Laut dem Generalrescript 520 (A. L. Reyscher (Hrsg.): Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Bd. 13, Tübingen 1842, S. 512 f.), die Aufsicht über die Ausfertigung und Ausbesserung von Kirchenorgeln betr. v. 2.5.1675, wird den *Communen* verboten, Orgelbau- oder –reparaturverträge in eigener Vollmacht ohne Gutachten des *Fürstlichen Kirchenraths* abzuschließen. Ein guter, wohlerfahrener Orgelmacher in der Residenz werde in besondere Pflicht genommen. *Wofern aber einem dergleichen ohnerfahrenen Stimpler, der von uns zu dergleichen Arbeit nicht bestellt oder angenommen, oder dessen spezial gnädigste Erlaubnuß erlangt hätte, er seie gleich inn- oder außer Lands gesessen, einige Arbeit verdinget, ... habt ihr solches als gleich aufzukündigen und abzuthun, ... Gedencken Wir alsdann die Übertreter [= die zuwiderhandelnde Kommune und ihre Vertreter], auch solche Landstreicher und Betrüger mit ernstlicher Strafe anzusehen.*

Das will man sich nicht bieten lassen. Man besinnt sich auf das *General-Rescript, die Aufsicht über die Anfertigung und Ausbesserung von Kirchenorgeln betreffend* vom 2. Mai 1673, nach dem *ohnerfahrenen*, wandernden Orgelmachern (*Stimplern*) zum Schutz der Gemeinden vor Betrügern die Tätigkeit in Württemberg verboten wurde. Dieses Arbeitsverbot wird 1699 (mit Beginn der Arbeit an der Winnender Metzenius-Orgel) zugunsten der im Herzogtum ansässigen Orgelmacher erweitert *auf die fremden und ausländischen Orgelmacher, ... welche den Gemeinden beim Neubau oder bei Reparatur von Orgeln große Kosten verursachen, ... solche Arbeit steht dem Hoforgelmacher und seinen Gesellen zu*¹³. Das verschärfte Reskript dient nun nicht mehr in erster Linie dem Schutz der Gemeinden, sondern dem Gebietsschutz der einheimischen Orgelmacher, dient der gezielten Förderung der gewerblichen Produktion des exportfähigen Gutes Orgel. Als Exportland für Orgeln sind z. B. Hohenlohe und das hällische Land geeignet, wo es derzeit keinen Orgelmacher gibt. Das Reskript wird als ein Element des absolutistischen Wirtschaftssystems, des Merkantilismus instrumentalisiert. Daher ist es nur logisch, dass auch renommierte Orgelmacher, etwa der Reichsstädte z. B. Eberhard Fischer, Tübingen, 1703 wegen Böblingen¹⁴, später Philipp Heinrich Hasenmaier, 1730 bis 1742 Hoforgelmacher in Kirchberg/Jagst, ab 1742 in Schwäbisch Hall, mehrfach, u. a. 1763 wegen Unterheinriet (Reparatur einer Schmahl-Orgel v. 1754¹⁵) oder Johann Georg Allgeyer (Allgäuer) aus Hofen, Propstei Ellwangen (1701 wegen Heubach¹⁶), Erbauer der Orgeln in der Johanneskirche 1709 und in der „Kappell“ in Crailsheim, ihren amtlichen Touch als *ausländische Stimpler* wegbekommen (müssen); nicht dagegen z. B. der Gastwirt Hertzer aus der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, der 1698/99 die Orgel der katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in der Reichsstadt Weil der Stadt gebaut hat¹⁷.

Metzenius ist familiär nicht gebunden, hat keinen festen Wohnsitz in Württemberg, unterbietet die etablierten Orgelmacher, ist wohl auch erst – in der Sprache des 21. Jahrhunderts ausgedrückt – kapitalschwacher Existenzgründer. Er zahlt gerade Einreisezoll, dagegen keine Steuern, eventuell eine Abgabe als Schutzbefohlener. Aus Hessen stammend, wird ihn in Württemberg auch keine nachbarliche Regierung unterstützen, man wird sich also auch keine unnötigen Streitereien einhandeln. Wie sich in Winnenden zeigen wird, scheint er geeignet, ein Exempel zu statuieren, wie man mit *ausländischen Stimplern* umzugehen gewillt ist, die der wirtschaftlichen Entwicklung Württembergs nicht förderlich sind.

13 G. Kleemann: Einheimische und auswärtige Orgelmacher im Herzogtum Württemberg, in: AOL 11 (1977), S. 70.

14 G. Kleemann: Die Orgelmacher und ihr Schaffen im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1969, S. 33.

15 Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 81; Kleemann: Orgelmacher (wie Anm. 14), S. 88.

16 Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 93.

17 H. Völkl u. a.: Orgeln in Württemberg, Neuhausen-Stuttgart 1986, S. 48.

Die Orgel in Markgröningen

In den Haller Ratsprotokollen findet sich unter dem 31. Oktober 1701 der folgende Eintrag: Es wird ein Schreiben verlesen von Dekan, *Vogt, Burgerm[eister] u[nd] Gericht zu Marckhgrönningen, wieder allhießig Orgelmacher Metzenium nebst deßen Verantwortung, die reparation der daselbstig Orgel betr[effend]. Man laßt die Verantwortung dahier communiciren*, und schreibt die Woche darauf zurück¹⁸. Mit den Schreiben wird wohl Gewährleistung für eine nach dem *laydigen Einfall* des französischen Heeres in Württemberg 1693 erfolgte Reparatur der Orgel eingefordert. An der Orgel wird 1698 „durch Wegnahme der größten Pfeifen“ ein Schaden von 100 fl festgestellt¹⁹. Die Umsetzung und Reparatur der *zum Gebrauch ohntauglichen* Orgel waren bereits 1687 beantragt, genehmigt und an Hoforgelmacher Fesenbeckh vergeben worden, scheitern aber am Widerstand des Specials Jacob Kärcher²⁰, der sie nach Beginn der Umsetzungsarbeiten dann doch nicht im Chor haben möchte, während die Gemeinde darauf besteht. Er befürchtet, sie nehme zu viel Licht weg. Der Kirchenrat stellt die Entscheidung bis zur Einigung zwischen Pfarrer und Gemeinde zurück. Da diese sich nicht einigen können, kommt es zu keiner kirchenrätlichen Entscheidung²¹. 1804 steht die Orgel im Chor.

Im Dezember 1688 fallen französische Truppen unter General Mélac in Württemberg ein. Herzogadministrator Friedrich Karl übernimmt den Posten des Generalfeldmarschall-Leutnants im kaiserlichen Heer. Er zieht ein „Programm der unbeschränkten Militarisierung“ durch²². Neben Kontributionszahlungen an Frankreich und den Kosten der Einquartierungen des kaiserlichen Heeres waren während der Kriegsjahre 1688 bis 1697 Aufwendungen in Sachen Orgel wohl kaum möglich und auch nicht sinnvoll, auch nicht nach dem Tod Kärchers am 20. März 1691²³. Im September 1692 wird Herzog Friedrich Karl bei Ötisheim gefangen genommen, hohe Lösegelder sind nun fällig. 1693 fällt die französische Armee unter dem Dauphin und Marschall Lorge in Württemberg ein, wobei Marbach, Beilstein, Backnang, Winnenden, Knittlingen, Fellbach und Vaihingen an der Enz völlig zerstört werden²⁴. Der Raum Leonberg – Markgröningen als Standort der französischen Hauptarmee ist wohl nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen. Markgröningen hat aber vermutlich erst 1698 nach Beendigung des Krieges mit Frankreich (Friede von Rijswijk zwischen Frankreich und der Allianz 1697) die Orgelarbeiten neu vergeben.

18 StadtA Schwäb. Hall 4/309, Regierungspräsidium 1701, fol. 423, Nr. 94 u. fol. 439, Nr. 16.

19 G. Bossert: Die Kriegsschäden der evangelischen Kirchengemeinden Württemberg seit 1600, Ms., Württ. Landesbibliothek Stuttgart (WLB); HStAS A 63, Bü 114, Schäden der Kirchendiener.

20 HStAS A 248/33, Special 1685–1691, Bü 139, Gröningen, Geistl. Diener.

21 HStAS A 248/33, Bü 115, Gröningen, Bauwesen, zuletzt v. 17. 12. 87.

22 J. A. Vann: Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat 1593–1793, Stuttgart 1986, S. 140.

23 C. Sigel: Das Evangelische Württemberg, Generalmagisterbuch, Personen Bd. 8.

24 vgl. Fritz/Schurig (wie Anm. 11) sowie: 1693 (wie Anm. 11).

Hoforgelmacher Würth nennt 1703 Markgröningen als eines der Beispiele, wo „ausländische Stimpler... einige Arbeit verfertigen dürfen“²⁵. „Zum Schaden der Heiligenpflegen sind fremde Orgelmacher und Stümpfer angenommen worden, die böse Arbeiten zum Beispiel in Markgröningen, Böblingen, Bietigheim, Winnenden und Sulz a. N.... gemacht und unter anderem bleierne oder hölzerne Pfeifen anstatt aus Zinn genommen haben“²⁶.

„Einige Arbeit“ – es liegt also nicht nur eine kleine Reparatur, Wartung oder Ausreinigung vor, sondern eventuell sogar ein größerer Umbau. Die Rechnungsbücher und Gerichtsprotokolle Markgrönings aus dieser Zeit fehlen. Merkwürdigerweise fehlt auch die Äußerung der Gemeinde zu der kirchenrätlichen Aufforderung, die auf Grund von Würths Anzeige über die Tätigkeit ausländischer Stimpler eingefordert wurde. Die entschuldigenden Antworten der Städte Böblingen, Sulz a. N. und zur Stiftskirche Stuttgart (betreffend ein Angebot von Michael Schmahl) liegen vor, die der drei Gemeinden, in denen Metzenius tätig war, fehlen²⁷. In Winnenden und Bietigheim war die Anfrage gar nicht erst im Gemeindegerecht zur Sprache gekommen. Die Vermutung liegt nahe, dass es keine Anstände gab. Eine andere Frage wäre, wieso ausgerechnet diese Akten fehlen.

Metzenius hat wohl im Frühjahr 1702, zwischen dem Lendsiedler Orgelneubau und der Erweiterung der Orgel in der Kirchberger Stadtkirche die Markgröninger Orgel nachgebessert (mit der üblichen Stimmung?). Erst 1758 wird eine Ausreinigung und Blasbalg-Reparatur durch Johann Siegmund Haußdörffer aus Tübingen vorgenommen²⁸. 1759 und 1765 erfolgt eine Reparatur durch Philipp Heinrich Hasenmaier aus Schwäbisch Hall²⁹. Sollte diese Orgel tatsächlich ohne größere Reparaturen 60 Jahre gehalten haben, könnte man Metzenius nicht mehr generell handwerkliche Unzulänglichkeit unterstellen.

1804 repariert Carl Graf aus Mosbach die Orgel, wobei er eine detaillierte Beschreibung der vorgefundenen Disposition³⁰ und des Reparaturumfangs vorlegt. Nach Umfang und Art der Disposition könnte das Hauptwerk und das Pedal ein Metzenischer Neu- oder Umbau sein (Cs fehlt, offener Subbass 16', Pedal C, D – g°)³¹. Die Beschreibung des Rückpositivs weist auf eine ältere Orgel aus der Zeit Anfang bis Mitte des 17. Jahrhunderts hin, mit kurzer Oktave im Bass und in der 4. Oktave, insgesamt mit drei Registern (4', 2', 1') a 8 + 12 + 12 + 9 = 41 Pfeifen³². Das Hauptwerk dagegen könnte aus der Zeit um 1700 stammen und Hoforgelmacher

25 G. Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 70. Nach ebd. S. 73 hatte Hoforgelmacher Würths Schwiegervater Joh. Jak. Fesenbeckh die Markgröninger Orgel versetzt und repariert. Diese Aussage ist wohl zu revidieren.

26 G. Kleemann: Orgelmacher (wie Anm. 14), S. 33; Hervorhebungen vom Verfasser.

27 HStAS A 228, Bü 1132, Oberrat, Handwerker, Orgelmacher, 1703.

28 StadtA Markgröningen, Kirchenkonventsprotokoll Nr. 78, fol. 87.

29 G. Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 81.

30 S. Anhang.

31 Dispositionen sind, soweit bekannt, im Anhang zusammengestellt.

32 HStAS A 288, Heiligendeputation Markgröningen Nr. 2332 Orgelreparatur 1804; Umfang im Zeitraum zwischen ca. 1590–1640. 38 Pfeifen (F – a²) im 16. Jh.

Würths Klage ist ein Indiz dafür, dass er selbst nicht am Werk war. Das Rückpositiv wird wohl von Metzenius 1797 (?) stillgelegt, weil die Notwendigkeit von Orgeln und Orgelmusik außer zur Begleitung und Führung des Gemeindegesangs in den Gemeinden umstritten war³³. Übrigens hat Hoforgelmacher Würth trotz Hochkonjunktur keinen einzigen Neubau und nur wenige Reparaturen ausgeführt.

1848 wird aus der Spitalstiftung eine neue Orgel von Walcker & Spaich in Ludwigsburg um 5.427 fl beschafft³⁴. Die alte Orgel, *gedacht, sie... irgend einer Gemeinde zum fernern Gebrauch verkäuflich anzubringen*, soll zu jedem Preis verkauft werden, *da das Holzwerk total unbrauchbar und an Zinn Pfeifen nur noch der [mit Sicherheit von Metzenius stammende] Principalbaß brauchbar sey*³⁵.

Metzenius baut die Orgel in Bietigheim

„In den Kriegswirren von 1688–97 standen mehr als 80.000 Franzosen im Raum um den Asperg. Kriegshandlungen, Plünderungen, Übergriffe und Hungersnöte hatten eine verzweifelte Lage geschaffen“³⁶. Die Kirche war stark beschädigt, *die costbare Orgel totaliter ruinirt und hinweggenommen worden*³⁷, ... *allein der Kast und die Blasbälz zerschlitzt übergelassen*³⁸. Nach Abzug der Truppen wird 1698 *der Orgelmacher [M. Schmahl] von Heylbronn citi[rt],] ihme eine neue Orgel verdingt darzu der Herrschafft[lich] verwilligt Beysteuer und waß von der Bürgerschafft und andern ehrlichen christlichen Persohn beygetragen wüirdt, auch sodann auß dem Armen Casten das übrige beygetragen werden solle*³⁹. Metzenius bietet günstiger an als Schmahl. Am 19. Dezember 1698 wird der Vertrag über ein Positiv mit sechs Registern unterzeichnet, am 17. Januar 1699 die Erweiterung um ein Pedal mit *19 metalling[en] und 19 hölltzerne Pfeiffen mit 19 Tritten [C, D–g° (?)], samt der Newen Windladen* um 40 fl beschlossen⁴⁰, der bereits mit Schmahl geschlossene Vertrag wird formlos aufgehoben. Sämtliche Materialien werden von der Stadt gestellt: *1 Cent[ne]r guth Zihn – 40 fl, 3½ Cent[ne]r Bleyh – 29 fl, Fell –*

33 Der württembergische Pietismus wendet sich zu dieser Zeit auch „gegen den Gesang und die Verwendung von Orgeln in der Kirche“. Vgl. G. Schäfer: Kleine Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart 1964, S. 89, aber auch: J. F. Spengler: OrgelweihPredigt, Onolzbach 1709 (Zur Weihe der Orgel in der Johanniskirche Crailsheim) muss rechtfertigen: *Nun dienet aber die Orgel mit andern Instrumenten / zur Kirchen-Zierde und Ehre. Wie sollte man sie dann nicht brauchen dürfen?... Welches wir denn zu behalten haben zur Widerlegung aller Music-Feinde / sonderlich der Figural- und Instrumental-Music...* (WLB Württ. Theol. Qt K 1203).

34 StadtA Markgröningen, Stiftungsprotokoll der Spitalstiftung v. ? 4. 1846.

35 StadtA Markgröningen, Kirchenkonventsprotokoll v. 10. 10. 1848.

36 E. Mickler: Die Bietigheimer Stadtkirche, in: Evangelische Stadtkirchengemeinde Bietigheim (Hrsg.); in StadtA Bietigh.-Biss. Bd. 4, Bietigheim, o. J., S. 68.

37 HStAS A 284/13, Bü 13, v. 22. 6. 1699 Bietigheim, Kirchenrat Spezialakten.

38 HStAS A 284/13, Bü 13, v. 16. 5. 1715, Bietigheim, Kirchenrat Spezialakten.

39 PfarrA/StadtA Bietigheim-Bissingen, Bietigheim, Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 230.

40 Mickler: Stadtkirche (wie Anm. 36), S. 68, sowie PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim, Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 233, 244, 245.

10fl, Trath – 6fl, Holz – 20fl, Eichen[-] und Thannen Bretter zum Pedal 25fl... ohngefahr 150fl an Materialien / pro labore [Arbeitslohn] 150 (+40)fl. Zur Disposition⁴¹ siehe die Anlage. Die Orgel soll bis Pfingsten 1699 fertig sein.

„Schon 1715 ist die Orgel überhaupt nicht mehr zu gebrauchen“⁴². Die von Pfarrer Mickler geäußerte Vermutung, Ursache sei die schlechte Arbeit des Orgelmachers, ist irrig. Sie war während des Spanischen Erbfolgekriegs 1707⁴³ *de novo dergestalten ruinirt worden, daß darbey weder Choral noch Music mehr zu führen*. Der Kirchenkonvent hat *auch von Veränder- und Reparirung deß übel ruinirten Orgelwerckhs deliberirt* [bedacht] *und darbey den ohnvermeidlichen Angriff deßen erfunden...* und beschlossen, *den Consens bey gn[ä]d[iger] Herrschafft, des Baues durch U[nsern] Bericht, der durch den feindlichen Einfall übel ruinirten Orgel einzuholen*⁴⁴. Ferner wird beschlossen, dass *dem Heylbronner Orgelmacher die höchstnöthige Reparation, oder Verbesserung der Orgel anvertraut werden soll*⁴⁵. Laut dem Accord wird das alte Orgelwerk samt dem Casten [Gehäuse], *welcher alß guth bleiben solle*, vom Chor auf die Bürgerbohr Kirchen, die Bürgerempore, versetzt. Prinzipal 4', vom Prinzipal 8' *die 2 obern Octaven, welche dato noch gut seynd*, sowie Mixtur und Cymbel werden gerichtet und letztere neu, repetierend gestellt, Quint 3' und Oktav 2' werden neu in Zinn gemacht, der neue, gedeckt ausgeführte Subbass 16' wird angehängt. Ferner kommen eine *Groß Copul 8'* und eine *Klein Copul 4'* (Flötenregister anstelle des Gedackt 8') auf die umgebaute Windlade. Die vorzunehmenden Reparaturen lassen auf Wasser-/Witterungsschäden schließen, vielleicht infolge eines Schadens am Dach. Auch die Manualklavatur muss wegen Verwerfungen neu gemacht werden⁴⁶.

Es erfolgt also 1715 durch *Michöl Schmahl Orgel Macher in Heylbronn*⁴⁷ kein völliger Neubau, wie es bisher angenommen wurde⁴⁸. Die Reparaturkosten der Orgel belaufen sich auf 200 fl, die des Kirchenraumes auf 300 fl.

Nach dem Stadtbrand 1721 wird der Neuwürttemberger Friedrich Philipp Wiegleb beauftragt. *Zu Wissen seye hiermit, daß, nachdeme das Orgelwerck allhier zu Bietigheim, in dem vorigen Jahrs allhier gewesenen erschröcklichen Brand gleichfalls von Feuer angegriffen, die Blaß Bälge verbrandt, die Pfeiffen theils derschlagen theils verbogen und verdrückt, das Clavier verlohren, mithihn das gantze Werck dermassen erbärmlich zugerichtet worden, daß das wenigste davon in gutem und brauchbaren Stand geblieben, ... man sich dahero... resolvirt, diese Orgel und deren Zugehörd, durch Herrn Friederich Philipp Wichleben, Orgelmacher in Bön-*

41 PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim, Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 233, S. 244.

42 Mickler: Stadtkirche (wie Anm. 36), S. 69.

43 HStAS A 284/13, Bü 13, v. 16. 5. 1715, Bietigheim, Kirchenrat Spezialakten.

44 PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim, Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 484 f.

45 Ebd.

46 PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim, Bh A 4416, Nr. 81, fol. 92.

47 PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim, Bh A 4416, Nr. 94.

48 Mickler: Stadtkirche (wie Anm. 36), S. 69.

*nigheim, theils neu machen und theils reparieren zu lassen*⁴⁹. Während das Gehäuse und die meisten Register nur zu reparieren sind, müssen die Windlade, die Blasbälge und die Klaviatur sowie Prinzipal 8' und Prinzipal 4' neu gemacht werden, wozu im Vertrag aufgenommen ist, dass der Orgelmacher verspricht, *diejenige Pfeiffen, welche in das Gesicht kommen und zu reparieren oder neu zu stellen seynd, wieder in der Güte, wie sie vorhin gewesen, zu verfertigen*⁵⁰. Demnach war man mit diesen von Metzenius gefertigten und nur teilweise von Schmahl reparierten Pfeifen durchaus zufrieden gewesen.

1764 führt Philipp Heinrich Hasenmaier von Schwäbisch Hall eine weitere Reparatur durch, wobei das Werk um drei Register erweitert wird. 1782 bis 1786 baut Johann Jakob Pfeiffer (geb. in Rothenburg o. d. T.) aus Stuttgart eine neue Orgel von 22 Registern zu 2 Claviaturen mit einem Pedal und 4 BläseBälgen um 2300 fl⁵¹.

Die Orgel in der Schlosskirche zu Winnenden – ein Lehrbeispiel in Sachen Absolutismus⁵²

Die Orgel in Bietigheim wird im November 1699 vom Vogt Pistorius und vom Bürgermeister Martin aus Winnenden im Auftrag des Magistrats abgehört und für gut befundenen. Fast einstimmig *consentiert* der Magistrat dem abgeschlossenen Vertrag⁵³, trotz der nahezu totalen Zerstörung Winnendens 1693 und der Aufgabe des Wiederaufbaus. Pistorius erklärt bei der gegen den Magistrat eingeleiteten Untersuchung 1712: *Man habe die Sach aufs Beste und wolfailste einzurichten vermeint und in specie die Prob der new gemachten Orgel zu Bietigheim genommen, mithin deß Orgelmachers Mezinij vorgelegten attestatis keinen Glauben beigemessen, sondern zur bessern Versicherung sich selbstn mit dem verstorbenen B[ü]rg[ermei]st[er] Martin auf Bietigheim erhoben, und vorhero den wahren Augenschein eingeholt, und alß man daselbe in guetem Stand gefunden, darauf er erst*

49 Ebd., S. 90 f; nach PfarrA/StadtA PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bh A 2064; sowie HStAS A 284/13 Bü 95.

50 HStAS A 284/13 Bü 95. Demnach bleiben die Metzenischen Mensuren bestehen!

51 PfarrA/StadtA Bietigh.-Biss., Bietigheim Bh A 20663 und Bh A 2084.

52 Näheres ist zu finden in H. F. Pfeiffer: Die neue Orgel von 1700 – ein Lehrstück in Sachen Absolutismus, in: S. B. Reustle (Hrsg.): Winnenden Gestern und heute, Bd. 9, Ubstadt-Weiher 2003 (noch nicht erschienen).

53 HStAS A 284/109, Bü 20, Untersuchungsbericht vom 23. 11. 1714, Anlage A. Laut einem ersten Gerichtsbeschluss v. 27. 11. 1699 war sogar einstimmig für die Metzenius-Orgel gestimmt worden. (StadtA Winnenden, Stadtgerichtsprotokolle 1693 ff, 1705 ff, 1715 ff, 1733–43) Da dabei einige Räte abwesend gewesen waren, ließ Vogt Pistorius erneut abstimmen. Die Orgel war übrigens danach nie mehr Thema im Stadtgericht, von einer Ausnahme abgesehen: Am 31. 10. 1707 wird dem Präzeptor eine *Donation* von 8 Eimern Wein wegen der Orgel und *beschehener Music* genehmigt. Demnach muss die Orgel also spielbar gewesen sein, auch wenn der Kirchenrat anderer Ansicht ist.



Abb. 2 Schlosskirche St. Jakobus Winnenden, Neubau 1978/1985 unter Anlehnung an die Schmahlsche Planung von 1740. Der obere mittlere Prospektteil zeigt den Stil des Metzenius (Foto: Rolf Manz).

das hießige *accordiret*⁵⁴. Nachdem die Orgel für die Schlosskirche in Winnenden⁵⁵ fertiggestellt ist (laut *Orgel Verding* vom 25. November 1699 an Ostern 1700⁵⁶), verlässt Metzenius Württemberg, wohl unter vereinten Bemühungen des Hoforgelmachers, dem er keine Lizenz gezahlt hatte und Georg Michael Schmahls, dem er auch diesen Orgelbau weggenommen hatte. Deshalb wird Metzenius eine Begegnung mit dem auch in Hall renommierten Schmahl 1700 tunlichst vermieden haben.

1706 kommt es zu einer ersten Untersuchung gegen den Winnender Magistrat. Für die Instandsetzung der Schlosskirche 1698–1702 anlässlich des Umbaus zur Residenzkirche für den Herzogsadministrator Friedrich Carl, der 1688 die Linie Württemberg-Winnenthal gründet, waren 400 fl zugesagt worden, darunter 25 fl für die Orgel Schmahls. Die Gelder werden seitens der Winnender Bürgerschaft bei der Herzoglichen Kammer eingefordert. Gleichzeitig erklärt aber Pfarrer Hegel, der Magistrat, speziell Stadtvogt Pistorius, habe für den Aufbau der Stadtkirche bestimmte Spendengelder zum Orgelbau in der Schlosskirche veruntreut. In Sachen *Beisteuer zur Orgel* lautet das gefällte Urteil: Kein Zuschuss, da die Orgel *durch einen außländischen Stimpler gemacht und das Geld ganz übel angewandt*⁵⁷. Angesichts der Rechtslage (Reskript von 1673, Exklusiv-Orgelbauprivileg für Würth 1698⁵⁸) kann es gar nicht anders lauten. Sämtliche Kosten, die mit der Orgel in Zusammenhang stehen, werden nicht erstattet. Gegen den Orgelmacher selbst wird aber keine Gewährleistung eingefordert. 1704 und 1705 streiten Vogt und Pfarrer wegen einer nötigen Orgelreparatur. Man konnte sich nicht einigen, ob der Orgelmacher von Gmünd, Johann Christian Hertzer, sie ausführen solle, oder ob vom in Schwäbisch Hall lebenden Erbauer Gewährleistung gefordert werden solle. Über ein halbes Jahr boykottierte der Vogt die Sitzungen des Kirchenkonvents. Dann redete man nicht mehr darüber⁵⁹. Der Magistrat wird 1706 freigesprochen. Untersuchungsakten finden sich nicht.

Aus politischen Gründen wird 1711 erneut gegen den Magistrat und den als Rentamtskammerrat inzwischen zum hohen Beamten aufgestiegenen Pistorius ermittelt – scheinbar ohne Ergebnis. Aber die Außenwirkung ist groß: Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen kommt es nach 1711 in Württemberg zu keinen eigenmächtigen Handlungen der Gemeinden in Sachen Orgelbau mehr, weder bei Reparaturen noch bei Neubauten. Der Herzog, vertreten durch den Kirchenrat, wird unumstrittene Genehmigungsinstanz. Wer gegen das Reskript von 1673 verstößt, muss damit rechnen, persönlich haftbar gemacht, bestraft und schadenersatzpflichtig gemacht zu werden. Selbst in Neuenstein weiß man um die Untersuchung.

54 HStAS A 284/109, Bü 20, Untersuchungsbericht Winnenden vom 23. 11. 1714, Protokoll der Vernehmung des Rentamtskammerrats Pistorius am 10. 11. 1714.

55 Pfeiffer: Die neue Orgel (wie Anm. 52).

56 HStAS A 284/109, Bü 20.

57 HStAS A 284/109, Bü 23.

58 Kleemann: Orgelmacher (wie Anm. 14), S. 25.

59 Landeskirchliches Archiv (LKA) Stuttgart, Kirchenkonventsprotokolle Winnenden, 60.1.

Als (neutraler) Sachverständiger *in arte* muss der 1675 in Kirchberg/Jagst geborene Kapellmeister und Stiftorganist Johann Chr. Störl (Sterle) 1715, 16 Jahre nach ihrer Fertigstellung, die Orgel zensieren⁶⁰. In Winnenden weigert man sich trotz mehrfacher Aufforderung, Zeugnis zu geben und daran mitzuwirken. Auch der zuständige Dekan ist *unpässlich*. Das von Kleemann veröffentlichte Gutachten⁶¹ über die Qualifikation des Metzenius' muss in entsprechendem Kontext gelesen und interpretiert werden. Die darin aufgeführten Mängel weisen die Orgel eindeutig als Unfallorgel aus. Näheres hierzu findet sich bei der Neuensteiner Orgel. Im Januar 1730 wird die Orgel in der Schlosskirche durch Orgelmacher Hans Christoph Knauß fachmännisch repariert. Dieser hatte bereits 1707 nach Augenschein ein Reparaturangebot gemacht. Vogt Pistorius und Schulmeister Hemme entschlossen sich aber 1707 zur Reparatur im Do-it-yourself-Verfahren. Da der Drechsler Hemme nicht löten konnte, wollte es der Vogt versuchen, scheiterte aber – so Maier – da sie *dem Herrn Cammerrath im Löthen nicht gerathen* seien. Dieser Schuster Hans Adam Maier, damals 11 Jahre alt, bezeugt, vor 22 Jahren ungefähr 10 Pfeifen von bis zu 4 Schuh Länge in das Haus des Vogts getragen zu haben. Diese Pfeifen blieben verschwunden. Hemme ersetzte sie und andere nach Angaben des Vogtes zur Mensur durch Holzpfeifen. 1730 fehlen 124 kleine zinnerne Pfeifen in der Zymbel (= Sesquialter) und in der Mixtur, die laut Orgelmacher Knauß 1707 noch vorhanden gewesen seien. Die Oktav 4' und die Quint 3' seien damals aus reinem Zinn gewesen, die 11 größten Pfeifen fehlten und seien durch Holzpfeifen ersetzt⁶².

Orgelmacher Metzenius lässt sich in Hall nieder

In Württemberg besteht zwar infolge der Kriegsschäden der Franzoseninvasion 1693–1698 ein erheblicher Bedarf an Orgelmachern. Metzenius hat mit „Dumpingpreisen“ die Kollegen gegen sich aufgebracht, ihnen Stammkunden abgenommen. Aber als „ausländischer Stimpler“ hätte er sowieso keine Chance gehabt. Nun entdeckt er Hohenlohe und Schwäbisch Hall als ein Gebiet, in dem es derzeit keinen Orgelmacher gibt. Und auch der Rat der Reichsstadt ist dem neuen Gewerbe gegenüber durchaus aufgeschlossen – aber vorsichtig: Unter der Rubrik *Ausgab Besoldung Organisten und Musici findet sich: [Dem] Orgelmacher, H[errn] Otto Reinhard Mezenio dem Rathschluß vom 1. Martii gemäß 10 fl. Zahlungen für die Wartung der Orgeln in Hall erfolgen zu je 2 fl 15 ß pro Quartal*⁶³.

60 Der Auftrag trägt den Vermerk *Umschreiben*, zu eindeutig ist er auf das angestrebte Untersuchungsergebnis hin über die *ohne Unsern Fürstlichen Consens veraccordierte und doch schlecht gemachte Orgel* angelegt. HStAs A 284/109, Bü 20 v. 12.7.1715.

61 Kleemann: Orgelmacher (wie Anm. 14), S. 33 u. G. Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 70.

62 StadtA Winnenden, Stadtgerichtsprotokolle von 1730, fol. 254 f vom 09.01.; fol. 260 f 30.01. und fol. 266 ff vom 27.02.1730. Vgl. Pfeiffer: Die neue Orgel (wie Anm. 52)

63 StadtA Schwäb. Hall 4/a 163, Stadtrechnung 1701/02, fol. 171 Weitere Einträge: 4/a 164, Stadtrechnung 1702/03, fol. 172; 4/a 165, Stadtrechnung 1703/04, fol. 267; 4/a 166, Stadtrechnung 1704/05,

Vier Tage, nachdem Metzenius den Auftrag in Lendsiedel erhalten hat, beantragt er die Aufnahme in den Schutz der Stadt⁶⁴: ... *nebst einem freyen Logjament, selbstbeliebigen Salario, und Befreyung von allen oneribus tam realiter quam personaliter* [Pflichten sowohl sachlicher als auch persönlicher Art], *des gegentheilig Erbietens, nicht allein allhießige Orgelwerckhen zu gebührender Zeit zu durchgehen und zu stimmen, u[nd] die ethwa sich erzeigenden fehler zu verbeßern, sondern auch, wo es E[inem] E[hrbaren] Rath beliebte, den Sub Baß in der Orgel zu St. Michel, gegen Anschaffung der Materialien, Reichung der Kost, und eine selbstgefällig Erkenntlichkeit pro labore zu verstärckhen.* Der Rat beschloss: *Man will ihn in Schutz annehmen anbey uff Kundtschafft[en] weg[en] seines Thun und Laßens halber u[nd] waß er vor Arbeit mache.*

Schutz und wohl auch *Logament*, einschließlich einer Werkstatt, werden gewährt. Demnach sind die Auskünfte über seine Person und Arbeit aus Markgröningen, Bietigheim und Winnenden positiv ausgefallen.

Nachdem Metzenius die Anzahlung in Lendsiedel am 28. Juni 1701 vollständig erhalten hat, bittet er um Aufnahme als Haller Bürger, um *Moderation des Bürgergelds*, sowie um *Zug- und Wachtbefreyung*⁶⁵. Der Beschluss des Rates lautete: *Wann er seinen Geburts- und Lehrbrieff wird vorlegen, laßt man ihm gegen 30 fl. zum Bürger annehmen, solle aber sein Zug und Wacht versehen.*

Aus dem Vollzug der Genehmigung ist ferner zu entnehmen, dass Metzenius gelernter Orgelmacher (Vorlage des Lehrbriefs) war. Interessiert an neuen Branchen, gewährt ihm der Rat sogar einen erheblichen Nachlass auf das Bürgergeld. Als Schreiner hätte er keine Chance gehabt, aufgenommen zu werden. Noch Hasenmeyer, gelerntem Schreiner, wird 1742 nur die Ausübung des Orgelbauhandwerks erlaubt. 10 fl zahlt er am Bürgergeld an, am 6. April 1702 werden ihm 10 fl nachgelassen, die Bitten um eine Fruchtbesoldung und Befreiung vom Wachdienst werden abgelehnt. Das bringt ihn in ernste Schwierigkeiten, denn als Orgelmacher ist er ja die meiste Zeit entweder auf Arbeitsuche oder auf Montage unterwegs und muss dann einen Vertreter stellen⁶⁶. Angesichts der Teuerung im Zusammenhang mit Einquartierungen von Reichstruppen infolge des Spanischen Erbfolgekriegs (1701–14) könnte er eine Fruchtbesoldung nötig brauchen. Am 1. Juni 1703 werden ihm weitere 10 fl *Bürgerrechtsgeldrests* erlassen⁶⁷. Aber die erneute Bitte um Befreiung vom Wachdienst wird am 1. März 1702 abgelehnt.

fol. 259 f; 4/a 167, Stadtrechnung 1705/06, fol. 294 f; danach nichts mehr. In 4/a 170 Stadtrechnung 1709/10, fol. 336 an *Orgelmacher Johann Braun, Weißenperg*, rückwirkend ab 1708.

64 StadtA Schwäb. Hall 4/309, Ratsprotokoll 1701, fol. 158 v. 22. 4. 1701, Nr. 18.

65 Ebd., fol. 271 v. 15. 07. 1701.

66 StadtA Schwäb. Hall 4/311, Ratsprotokoll 1702, fol. 155, Nr. 3.

67 StadtA Schwäb. Hall 4/a 162, Stadtrechnung 1700/01, fol. 88.

Erster Auftrag in Hohenlohe – die Orgel in der Stephanuskirche Lendsiedel⁶⁸

Auf der Suche nach Arbeit kommt Metzenius im Januar 1701 durch Lendsiedel, wo er auf eine Gemeinde und besonders einen Pfarrer und seinen Sohn, den Diakon (2. Pfarrer), trifft, die sein Eintreffen geradezu als himmlische Fügung betrachten⁶⁹: *In deme nun der Liebe Gott, den edlen Frieden wider bescheeret, auch jüngstens ein Orgelmacher aus Frankfort, annoch Ledigen Standes, welcher im Würtemberger Land, ein- u[nd] andre Werck, bereits verfertigt, u[nd] in Schw[äbisch] Hall wohl bekannt, eine Reiß auff Rotenburg gethan, u[nd] hier übernachtet, hatt er von diesem Vorhaben nachricht erhalt[en], weßweg[en] er Sich angemeldet, und dahin erbotten, ein Werk von 8 Registern wie beyliegender Abriß No. 1. weiset, hier in loco zu verfertigt[en]*⁷⁰. Bereits drei Tage später, am 10. Januar 1701, hat der Pfarrer von den 129 Feuerstellen in der Pfarrei die Zusage über 188 fl 10 kr beisammen. Letztlich werden sie, obwohl angesichts der erneuten kriegerischen Auseinandersetzungen des Spanischen Erbfolgekriegs und kaiserlicher Einquartierungen vor allem den Köblern jeder Kreuzer Opfer sehr schwer fällt, 364 fl 37 kr aufzubringen haben. 50 fl davon steuert die Herrschaft Kirchberg bei, *benamtmlich [nämlich] die Zwanzig Gülden Straf, so Joachim Juncker wegen seiner Tochter Imprägnation [Schwangerschaft] zu bezahlen, übernommen, Item zehn Gülden, welche von weyl[and = der verstorbenen] Michel Junckers Wittib Verlaßenschaft ad pias causas [zu frommen Zwecken] destinirt [bestimmt] worden; sodann soll der Überrest mit Zwanzig Gülden von denen Amtsgeltern bezahlt und krafft dießes [diesem Schreiben] verrechnet werden, mit dem Anhang, daß gn[ädig]e Herrschaft vor jetzo und ins künftige, wegen dießer Orgel, unangegangen und sich der Besoldung und all anders halber, es mag Nahmen [haben] wie es will, sich verschont wissen wolle*⁷¹. Pfarrer Baumanns Vorgesetzter, der Kanzlei- und Konsistorialrat Astfalckh, zu Langenburg, Schrozberg und Kirchberg mahnte zwar noch anlässlich der Visitation vom 9. Januar 1701: *Die Orgel Sach will bedenckhen es fehlen eben nach dem Calculo noch 70 fl ohne waß ferner erforderdt wird, aber de liberandum diu quod statuendum semel* [es muss gründlich überlegt werden, was nun ein- für allemal aufgerichtet werden soll], *damit kein Nachwehen kommen*⁷². Trotzdem wird am 18. April 1701 mutig der *Orgel-Contract* geschlos-

68 Näheres im Vortragsmanuskript *H. Fr. Pfeiffer*: Die Orgel in Lendsiedel: Vor 300 Jahren wurde die Orgel in der Stephanuskirche Lendsiedel gebaut. War Otto Reinhart Metzenius, der Orgelmacher von Hall, ein Stümper?, Ms. 2002 u. Transkriptionen der Dokumente des 18. Jhs. im PfarrA Lendsiedel, StadtA Schwäb. Hall, HZAN, LKA.

69 Die Baugeschichte der Lendsiedler Orgel ist mit 25 Schriftstücken und 10 Rechnungsbelegen im Pfarrarchiv belegt. Zu den im 18. Jahrhundert erfolgten Reparaturen sind weitere 20 Belege vorhanden. PfarrA Lendsiedel, Nr. 53 f, in Transkription, sowie Vortragsmanuskript *Pfeiffer*: Orgel Lendsiedel (wie Anm. 68).

70 HZAN, Kirchberg © 21 A, 22, Nr. 2 u. PfarrA Lendsiedel 56 f, Nr. 2, Genehmigungs- und Zuschussantrag an die Kanzlei Langenburg v. 20. I. 1701.

71 PfarrA Lendsiedel 56 f, Nr. 4; und HZAN, Kirchberg © 21 A, Nr. 26.

72 PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 1.

sen, unterschrieben von Pfarrer Johann Christoff Baumann, dem *Ludi Magister* (Schullehrer), auch *Schuldiener*, Mesner und Almosenpfleger Johann Caspar Waldhier sowie Otto Reinhard Metzenius. Darin ist eine Kleinorgel ohne Pedal mit neun Registern beschrieben. Da bei der *Angaab* (Vertragsschluss) der Großteil der Spenden noch aussteht, können statt der ausgemachten 100 fl nur 25 fl bezahlt werden. Als die Orgel aber im Oktober zusehends Gestalt annimmt, fließen zum einen die Spenden pünktlicher. Zum andern aber bemerkt Pfarrer Baumann, dass das gar keine „richtige“ Orgel wird. Es fehlt das Pedal! Das war nicht ausgemacht! Er hat doch einen *Orgel-Contract* geschlossen. Klar, da gehört das Pedal dazu! Der Orgelmacher aber verweist auf den Vertrag. Keine Rede von einem Pedal! Keine Rede von einem Subbass oder Oktavbass! Aber er will gerne noch beides einbauen, einschließlich einer eigenen Pedallade. Nur, Geld dazu ist nirgends aufzutreiben. Also einen Kompromiss schließen? Es bleibt wohl nichts anderes übrig. Der gehörte eigentlich in einem Nachakkord schriftlich festgehalten. Aber den müsste der neue Konsistoriale Baumann der „Cammer“ und dem neuen Konsistorium Kirchberg und seinem neuen Landesherrn Friedrich Eberhard von Hohenlohe-Kirchberg (1672–1737) vorlegen, der sich weitere Belästigungen wegen der Orgel ja verboten hatte⁷³. Er ist da wohl Mitglied. Aber wie stünde er da? Nicht mal fähig, einen hieb- und stichfesten Vertrag zu schließen? Da ist es sicherlich besser, er einigt sich mit dem Orgelmacher unter der Hand. Eine gewisse Missstimmung auf beiden Seiten bleibt zurück.

Die vorgenommenen Änderungen werden nicht schriftlich fixiert. Das angehängte Pedal muss kostenneutral geliefert werden. Die Gemeinde übernimmt gerade die Mehrkosten der Lieferung abgelagerter Bretter aus dem *Ohnsbachischen*, der Markgrafschaft Ansbach: *Sailer zu Crailshaim britter Zettel 10 fl 27 x – Verzeichnuss // Was ich unterschriebener auff Begehren des Herren Pfarrers zu Lentsigel vor Pritter hab abgeben zu dem Orgelwerckh Anno 1701 // 9 fl 15 x für 90 Pritter / 32 x. für 4 Schalt Stengel⁷⁴ / 40 x für 20 Latten / den 13. Nov[ember] // thut 10 fl 27 x // Daran hab ich von Herrn Bugbinter [Buchbinder] 9. fl 15 x empfangen auff dem Cetel [Zettel] / Georg von Berg / Saller in Cralisheim // dem ist ad 1 fl 12 xr. bezahlt d. 23 [Dezem]ber [1701].* Dafür erfolgen einige Abstriche an Metallpfeifen: Die Mixtur z. B. wird von vierfach auf drei- bis vierfach reduziert. Ein Teil der in die Pfeifenstöcke an der Windlade bereits eingebrannten „Bohrungen“, in die die Pfeifen gesetzt werden, wird mit Deckplättchen wieder verschlossen. Andere Register werden in Holz statt in Metall oder reduziert ausgeführt.

Daraus lässt sich die folgende Disposition rekonstruieren:

Laut Vertrag vom 18. April 1701 und mündlichem Nachtrag (*ausgeführt...*), [teilweise rekonstruiert analog dem Vertrag in Neuenstein]

73 Kirchberg wird 1701 Residenz (2. Linie Hohenlohe Kirchberg; Graf Friedrich Eberhard).

74 PfarrA Lentsiedel, 53 f, Nr. 26/1: Schaltstengel, Schaltbäume: über die Mitte gespaltene Baumstämmchen, vgl. *Jacobsen*: Technologisches Lexikon, Berlin 1794 (unter: Schalholz). Für die Pfeifenkerne des Subbasses benötigte man trockene, im Viertel gespaltene Baumstämme, die auf die nötige Stärke zugehobelt wurden.

Manual	C, D – c ³	
1. Principal	8'	Holz
2. Octav	4'	Zinn ⁷⁵ , [ins Prospekt, sichtbar, poliert]
3. Gedeckt	8'	Holz
4. Quint	3'	Metall ⁷⁶
5. Octav	2'	Metall
6. Mixtur 4. fach	[1']	Metall <i>ausgeführt 3–4 fach</i>
7. Sesquialtera	[2 fach]	Metall <i>ausgef. „mit gebrochenem Zug“⁷⁷</i>
8. Super-octav	[1']	Metall
9. Qvintadena	4'	Metall „ <i>präsentiert ein 8. Schuhig Thon</i> “
<i>ausgeführt als Spitzflöte</i>	4'	Metall [Holz, ab c° in Metall]

Nach weitgehender Fertigstellung des Positivs ein mündl. Zusatzvertrag [Okt. 1701] über das

Pedal	C, D – a° (f ?)	
10. Subbass	16'	Holz, offen
11. Oktavbass	8'	Holz, offen

mit Traktur und Abstrakten, jedoch keiner eigenen Windlade⁷⁸.

Orgelpfleger Burkhart Goethe stellt 1993 „C – f° Altbestand vermutlich von Metzler“ fest. Metzler hat jedoch laut Vertrag nur die Labien des Oktavbasses zum Violonbass nachgeschnitten⁷⁹. Die Pedalklaviatur der Orgel in Winnenden (Metze-

75 12 lothig, d. h. 12 Loth von 16 Loth (= 1 Marck, Gold- und Silbergewichtseinheit), also 75 % Zinn, 25 % Blei u. a.

76 6 lothig, also ca. 37,5 % Zinn laut Neuensteiner Vertrag; Quinte 2 2/3'.

77 Ab c¹ Quint 2 2/3 u. Terz 1 3/5.. Auf den für die beiden tiefen Oktaven vorgesehenen Platz wird evtl. der Oktavbass des Pedals gesetzt.

78 Stöller 1702 bemängelt nur eine Windlade, Orgelpfleger W. Lutz: Geschichte einer Orgel, in: Württembergische Blätter für Kirchenmusik 8 (1940), Nr. 8, S. 160 ff.: „da die beiden Pfeifenreihen [des Pedals] selbständig gemacht werden...“. Ähnliche Anordnungen des Subbasses auf der letzten Schleife finden wir noch bei Stumm 1754, Westhofen, kath.

79 B. Goethe: Gutachten über den Zustand der Orgel in der Ev. Kirche Lendsiedel, Ms. 1993, S. 9 (im PfarrA Lendsiedel); PfarrA Lendsiedel, 53 b, Nr. 44. Der im Gutachten Metzler 1804 zugeschriebene Altbestand stammt laut den überlieferten schriftlichen Belegen von Metzler. Diese Feststellung deckt sich mit den von Walter Lutz 1940 getroffenen. Von 1701 sind demnach: Flöte = Liebl. Prinzipal 8', Gedeckt 8', Gedeckt 4', große Teile der Spitzflöte 4', Violon = Oktavbass 8' heute weitgehend erhalten.

In dem hiesigen Datum von 16. Januar 1701
 ist abgefliegelt das vorgenannte Accord abgemacht, paar
 gleiches werden 20. Tage dreyßig guldens,
 halbes hundert und halbes hundert. Hall. d. 1. 8. 1701.
 1701.
 Otto Reinhard Metzenius
 Obig. attestiert gleiches. Georg Friedrich Baumg.

Abb. 3 Ausschnitt aus dem Orgelbauvertrag Lendsiedel mit der Unterschrift von Metzenius (Foto: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, alle Rechte vorbehalten).

nus) umfasste 20 Töne (C, D – g, a), Bietigheim beim Bau 19, 1723 (Reparatur Wiegleb, „gewöhnliche“ Clavibus:) 16 Töne⁸⁰. Im Vertrag über den Bau der Neuensteiner Orgel vom 25. Juli 1703⁸¹ wird ausdrücklich hinzugefügt: *Pedal solle bis aufs a gehen und seine sämtlichen Semitonis unten und oben haben*, was vermuten ließe, dass dies in Lendsiedel eventuell nicht der Fall war. Dass nach Fertigstellung des Lendsiedler Werks 1702 der Orgel Kirchberg ein neues, erweitertes Pedal angefügt wird, das analog dem Neuensteiner ausgeführt ist, macht dies aber eher unwahrscheinlich. Die Orgel in der Residenzstadt musste wohl „nachgerüstet“ werden. Es wäre schlichtweg ungehörig gewesen, im Dorf Lendsiedel eine bessere Orgel zu haben als in der Herrschaftlichen Stadtkirche sich eine befand.

Für die Orgel muss eigens eine *Bohrkirch*, d. h. Empore in den Chorraum gebaut werden. Der Hauptaltar befindet sich damals darunter, an der Außenwand. Im Chor befindet sich ein Chorgestühl, dennoch muss 1715 eine weitere Empore im Schiff eingebaut werden.

Zu Weihnachten holt sich Metzenius die nächste Rate. Bei Pfarrer Baumann herrscht Ebbe in der Kasse, er hat bisher nur 160 fl erhalten, einschließlich der vom Amt gerade eingegangenen 20 fl. Metzenius ist der Meinung, das verakkordierte *Organum* [sprich: Positiv] sei fertiggestellt, 200 fl wären fällig.

Vermutlich erklingt die nahezu fertige Orgel zum erstenmal im Weihnachtsgottesdienst 1701. Das ganze Werk mit Pedal ist am 29. Januar 1702 zu *Stande gebracht*. Metzenius holt nämlich am Montag, dem 30. Januar sein Geld. Zwei Gesellen hatten sieben Wochen lang mitgearbeitet⁸². Walter Lutz berichtet: „An dem die Pedalpfeifen einschließenden Gitter hinter der Orgel fand ich folgenden originellen

80 HStAS A 284/13, Bü 95, Kirchenrat Spezialakten Bietigheim GV, Orgel in der Ev. Stadtkirche Bietigheim.

81 HZAN, PA Öhringen K 101/1/11, fol. 6.

82 PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 18, Schlussrechnung 1703.

Zettel angeklebt: 'Ich, Georg Dittus, Schreinersgesell von Schmih aus dem Württemberger Land gebürtig und in das Kalber Amt gehörig, hab dieses Orgelwerk verfertigen helfen im Jahr Anno 1702'⁸³. Vielleicht kannte ihn Metzenius aus seiner Württemberger Zeit. Sollte Dittus tatsächlich an der Orgel der katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Weil der Stadt (Johann Chr. Hertzner, Schwäbisch Gmünd 1699)⁸⁴ mitgearbeitet und das Lendsiedler Gehäuse beeinflusst haben, wie B. Goethe auf Grund starker Analogien vermutet⁸⁵? Metzenius arbeitete zeitgleich in Bietigheim und Winnenden. Er legte bereits im Januar 1701, lange bevor Dittus nach Lendsiedel kommt, den fertigen Riß⁸⁶ für Lendsiedel vor.

Am 27. März 1702 erscheint Metzenius mit Schwiegervater Waagmeister Sandel und dem Haller Kanzleibeamten Johann Friedrich Heckmann als Rechtsbeistand, um die restlichen 60 fl aus dem nach seiner Meinung zu Weihnachten 1701 erfüllten Vertrag abzuholen. Er erhält aber nur 6 fl. Auch dieser Termin spricht dafür, dass die Orgel Weihnachten 1701 manualiter fertig gewesen ist.

Erst Anfang Mai erhält er den Rest ausbezahlt, drei Monate nach dem 30. Januar 1702. Damit sind die verakkordierten 260 fl bezahlt, zu wenig für ein Werk von dieser Größe. Mit den Nebenkosten, jedoch ohne Materialkosten für das Holz aus dem eigenen Wald für die Empore, Teile des Prospekts und des Werks (Lade), kommt es die Gemeinde auf 364 fl⁸⁷.

Die Abnahme der Orgel erfolgt erst am 31. Juli 1702. Sicher stand das fertige Werk nicht sechs Monate ungenutzt herum. Walther Lutz schreibt 1940: „Kantor Jakob Stöller hatte an ihr sehr viel auszusetzen, sein Abnahmebericht ist wirklich vernünftig zu lesen“⁸⁸. Götz kannte das Werk und sämtliche Reparaturverträge, war von den Pfeifen höchst angetan, wusste deshalb Stöllers *Censur* zu relativieren. Man beachte auch, dass die erste richtige Reparatur, von Arbeiten an den Ratten und Mäusen ausgesetzten Blasbälgen und mechanischen Materialermüdungen abgesehen, nach den uns vorliegenden Unterlagen erst 1777 erfolgte. Die damals von Gessinger aus Rothenburg erneuerte Windlade tut noch heute ihren Dienst. Hier also die *Orgel-Censur*⁸⁹ des Kantors und Organisten Jakob Stöller aus Windsheim vom 9. Oktober 1702.

83 Lutz: Geschichte (wie Anm. 78), S. 161.

84 Völkl: Orgeln (wie Anm. 17), S. 48 f.

85 Goethe: Gutachten Lendsiedel (wie Anm. 79), S. 11.

86 HZAN, Kirchberg, © 21A, Nr. 23, s. Anlage.

87 PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 18, Schlussrechnung o. D. (1703?) finanziert sind 334 fl 12 x. Zum Vergleich: Jahreseinkommen des Zimmermeisters ca. 100 Gulden (fl), Jahreseinkommen eines Schusters, Schneiders, Schuldieners ca. 30–40 fl., Kaufpreis für ca. 50 Ar Acker 30 fl.

88 Lutz: Geschichte (wie Anm. 78), S. 162.

89 PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 21.

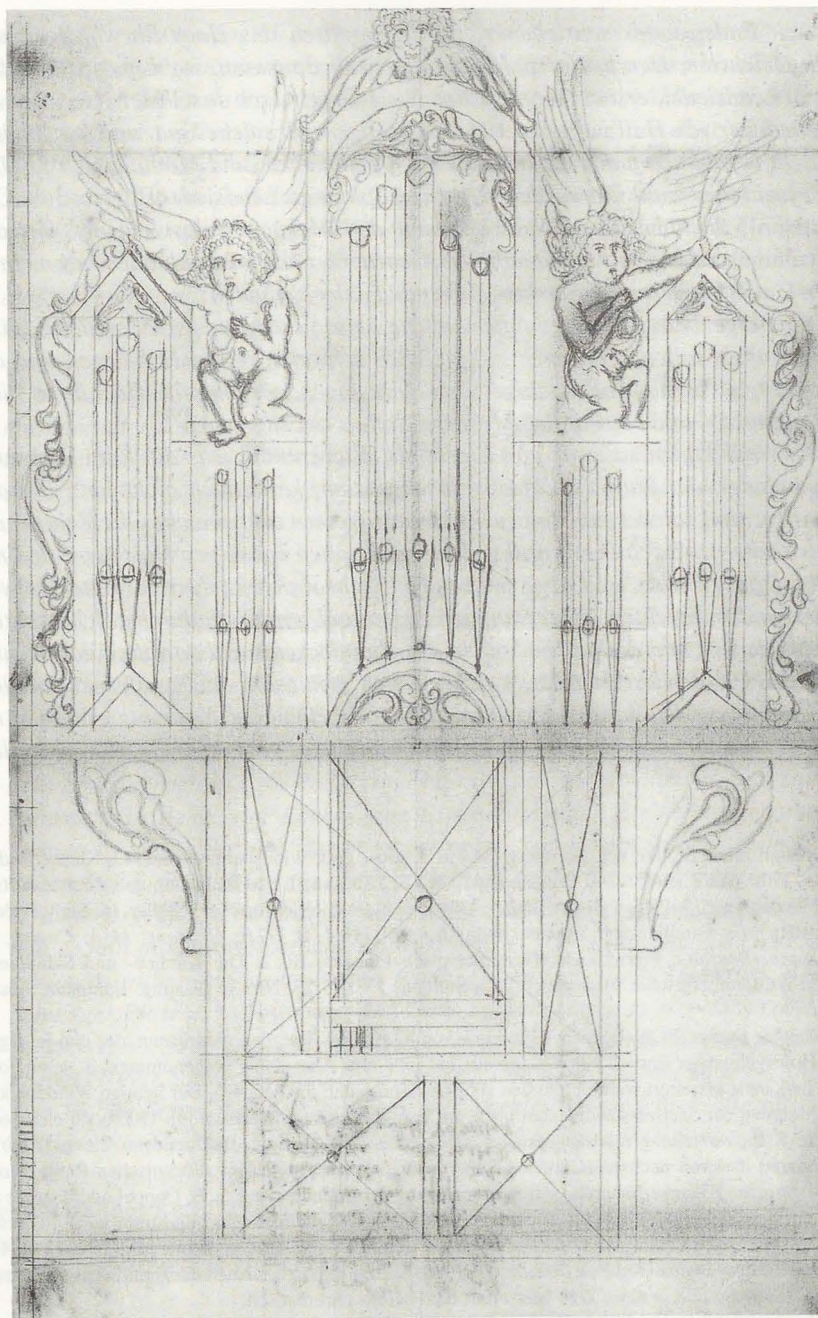


Abb. 4 Der Prototyp „Organum“, Riss Lendsiedel 1701 (Foto: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, alle Rechte vorbehalten).

Das ich Endes unter schriebener⁹⁰, auff Begehren des Hoch-Ehrwürdigen und Hoch Gelehrten, Herrn, Herrn Johann Christoff Baumann, wohl meritirten Pfarrers zu Lendsiedel, ersucht worden, das Neue Orgelwerck daselbsten, (welches ein Orgelmacher von Hall verfertigt), zu besichtigen, ob solches gut, und kunstmäßig gemacht sey, da ich dann solches auff mich genommen, und Montags den 31. July im Beysein Ihro wohl Ehrwürden H[errn] Caplans zu Lendsiedel [Pfarrer Joh. Chr. Baumann], Schulmeisters [Waldhier] und deß Meisters selbst eigener Bersohn [Metzenius], so viel mir kunstmäßigem Gebrauch nach wissend, auch bey meinem guten Gewissen verantworten kan, folgende Fehler gefunden:

1. *Die Bälge betreffend so lauffen solche sehr geschwind welches neue Bälge nicht thun sollen, sind auch mit ziemlich schwerem Gewicht belegt, und der Wind gleich fals über-nöthiget und gezwungen, welches in die Länge nicht dauern kan, und hiermit deß Meisters Unfleis am Tag geben⁹¹.*
2. *Die Wind Laden ist zwar von Eigenholz [Eichenholz] was die Ram [Rahmen] anbelangt, der Wurm steckt aber noch darinn, kann auch nicht lang Bestand haben, weil solcher von Tag zu Tag weiter fressen thut, welches die Zeit genugsam lehren wird⁹². Die Ventill welche auch solten von Eigen Holz sein, sind nur von Dannen Holz, weil aber solches Holz sehr weich, in dürrem Wetter schwindet, und in feuchtem Wetter an sich ziehet und quillet, dadurch solche Ventille sich werffen und drehen auch nicht alle Zeit decken, wird dardurch daß Heulen in den Pfeiffen verursacht, welches schon genugsam am Tag, ferner so sticht es auch von dem halben Clavir an biß in die Höhe deß Discants wan man die Register alle abzieht, aller Orten durch, welches ein gutes Orgel Werck nicht*

90 Johann Jakob Stöller, get. Nürnberg (SL) 31. I. 1664, gest. Windsheim 29. 8. 1743, Kantor Rüdenhausen, 1700 Windsheim; ∞ II Windsheim 20. 6. 1702 Susanne Luise Baumann, geb. Morstein 1683, gest. Windsheim 5. 9. 1745, vgl. G. Wunder: Die Ahnen des Sibirienforschers Steller, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 16 (1979), H. 4, S. 177 ff; O. Haug, M.-A. Cramer, M. Holtzmann (Bearbb.): Pfarrerbuch Württembergisch Franken, Bd. 2: Die Kirchen- und Schuldiener (Baden-Württembergisches Pfarrerbuch 2/2), Stuttgart 1981, S. 23, Nr. 130 (Eintrag: Baumann, Johann Christoph).

91 Walther Lutz stellt 1940 einen Winddruck von 47 mm WS fest, den niedrigsten, der ihm je begegnete. Hoforgelmacher Ehrlich von Waldenburg hat 1793 eine Absenkung vorgenommen, in deren Folge die Windkanäle erweitert werden mussten (PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 40). Der heutige Winddruck ist nach Meinung der Sachverständigen zu hoch. Im Frankfurter Raum herrscht um 1700 noch eine hochbarocke Klangvorstellung mit ausgeprägter Klangspitze und Aliquoten, während im Elsass (Andreas Silbermann) und von Sachsen (Gottfried Silbermann) kommend auch im süddeutschen Raum bereits eine allgemeine Klangverfeinerung durch Vermehrung der Grundregister (z. B. Coppel oder Gambe anstelle der Sesquialter oder Terz) in Richtung eines warmen Plenumklanges angestrebt wird. In diesem Zusammenhang wird auch der Winddruck gesenkt und Mixturen werden repetierend gebaut (W. Adeling: Einführung in den Orgelbau, Wiesbaden 1989, S. 209, 103, u. a.). Auch die Einführung der temperierten Stimmung fällt in diese Zeit. Metzenius baut bereits chromatisch.

92 Der Eichenbock, ein damals häufiger Schädling, entwickelt sich innerhalb von 3–4 Jahren im lebenden Holz; vgl. z. B. http://www.faunistik.net/_PONLINE/ARTEN/index.html (Suchbegriff: Eichenbock/Cerambyx cerdo), oder http://www.uvm.baden-wuerttemberg.de/nafaweb/berichte/pasw_04/pasw4123.htm (Natura 2000 in Baden Württemberg).

thun soll⁹³, und weil ich solche Fehler in des Meisters Gegenwart dahmahlen erinnert, hat er geantwortet, er wüßte es wohl, daß es an unterschiedlichen Orten noch fehlet, er werr nur zu verdrossen darzu gewesen, wollte es aber ferner noch ersezen und verbessern was daran mangelte, als ich aber daß andere Mahl solches Orgelwerck, in Gegenwart Meines Hoch Geehrten H[errn] Schwager Pfarrers daselbsten visitiret, habe ich keine Verbesserung wahrnehmen können, sondern viel mehr eine Verschlimmerung, in deme ich die Windladen durch und durch theils mit viereckigten theils mit durchborden Löchern auff gut stimblerisch gefunden, in deme solcher vermeint er wolle dem Durchstechen und Heulen damit abhelffen, wann er dem Wind durch solches Durchstechen und Bohren der Löcher in die Windladen, schwechet und abführet, aber es ist nur eine Galgen Früstung, auch nicht kunstmäßig wie oben gedacht, damit man aber solchen Unfleiß und Stümpeley nicht sehen möge, hat er auff beiden [beiden] Seiten der Windladen länglichte Bretlein darüber geleimt, hätte er seine Windladen von einerley guten dürren Holz fleißig ausgearbeitet, würde solche schon bessern Bestand gehabt haben, nun ist leicht zu erachten wann das Fundament an einem Gebeu nicht gut, was dann der Bau ferner nuzen wird, was die Registratur und Wellbretter anbetrifft, sind solche auch auff das liederlichste verwahret und ausgearbeitet, ia nicht ein Mahl ein Vorschlag an der Windladen, da dann der Wind wan es dürr Wetter wird die Spünde herauss stösset und man unter den Schlägen [beim Orgel „schlagen“, d. h. beim Spielen] still halten mus, welches dem Schulmeister schon wiederfahren,

3. was das Pfeiffwerck betrifft, ist auch eine schlechte Gleichheit darinnen zu finden, absonderlich in dem Bedal, und hab ich die Mixtur nicht einmal complet gefunden, in deme viel Löcher aus Ermanglung der Pfeiffen zugeleimet, in Summa es were sehr viel, daran zu errinnern, wann man solches genau besehen wolte, doch habe ich nur die vornehmsten Fehler anzeigen wollen, ich habe es ihme Orgelmachern zwar selbst unter die Augen [ins Gesicht] gesagt, allein er hatt mir diese tröstliche Antwort gegeben, es werr umb diß Geld Arbeit genug, worüber ich geantwortet, wann es meinen Hoch Geehrten H[errn] Schwager Pfarrer, und einer ganzen Gemeind recht, seye es mir auch recht, und so viel von dieser Orgel Besichtigung, empfehle demnach Meinen Hoch Geehrten H[er]r Schwager Fr[au] Schwegerin und dero sämbtliche liebe Angehörige in den Schuz deß Allerhöchsten und verbleibe deroselben allezeit Dienst willigster Freund und Schwager Jacob Stöller Cantor und Organist, Winßheimb [Windsheim] den 9. Octob[ris] Anno 1702.

Hierzu Walther Lutz: „Stöller, der an der Orgel keinen guten Faden läßt, scheint doch etwas zu kritisch gewesen zu sein, siehe auch die köstliche Bemerkung: ‚wann es meinen Hoch GeEhrtem H. schwager Pfarrer, und einer ganzen Gemeind

93 Im Nürnberger Raum baut man demnach bereits seit langem Windablassventile ein, J.-P. Schindler: Der Nürnberger Orgelbau des 17. Jahrhunderts, Michaelstein/Blankenburg 1991, S. 25, z. B. in der Orgel im Öhringer Stift von Stefan Cuntz, 1617. Sie sind aber um 1700 nicht allgemein üblich, speziell nicht in Hessen und Württemberg.

recht, seye es mir auch recht.“ Die kritisierte Windlade hält aber bis 1777. Viele Windladen angesehener und etablierter Orgelmacher der Zeit sind nach kürzeren Standzeiten ersatzbedürftig. Dennoch muss man sagen: sie war wohl kein Meisterwerk. Das lag nicht zuletzt an der Verwendung frisch gefällten, schwindenden Holzes. Anscheinend hat Metzenius einen Teil der Schwundrisse mit Leisten und Flecken verdeckt. Ein Teil der Fehler hängt jedoch mit der Auftragsänderung nach Fertigstellung des Positivs zusammen, z. B. die Abdeckungen der für die vorgesehene Sesquialter gefertigten Bohrungen in den Pfeifenstöcken und die diese ersetzenden nötigen Zweitbohrungen für den Oktavbass. Von C bis h° mussten je Ton zwei Bohrungen abgedeckt und eine neue angebracht werden. Für die Mehrarbeit erhält Metzenius ja kein Geld, also war es für ihn *um das erhaltenen Geld Arbeit genug*. Pfarrer und Gemeinde scheinen diese Argumentation akzeptiert zu haben.

Wie kommt Pfarrer Baumann gerade an den Organisten von Windsheim als Orgelprüfer? Pfarrer Johann Christoff Baumann (d.Ä.) war der Onkel von Stöllers zweiter Frau Susanne Luise geb. Baumann, Tochter des Schlossverwalters Georg Andreas Baumann (1647–1699) in Morstein⁹⁴ und der Maria Regina geb. Andreä⁹⁵, die er einen Monat vor Erstellung der *Orgel-Censur* heiratete. Stöller betätigt sich auch als Orgelbauer, überkommen ist Möhrendorf (Lkr. Erlangen-Höchstadt), das 1715 eine Orgel, I/7 für ca. 140 fl von ihm kauft (Pr 4', Gb. ged. 8', Kl. ged. 4', Fl. 4', Qu. 1 1/2', Sup. okt. 1', Mixt. od. Cimb.)⁹⁶.

Weshalb ist Stöllers Kritik so ambivalent? Die Familie Baumann hat hochkarätige Vorfahren in Württemberg, u. a. die Theologen Jakob (1528–1590, Schwäbische Konkordie) und Johann Valentin Andreä (1586–1654, Prälat)⁹⁷. Stöllers Vater Sigmund († 1676) lebt seit 1643 als „Arbeiter auf dem Silberdrahtzug“ in Nürnberg (Herkunft unbekannt). Will der Aufsteiger J. J. Stöller mit Sachverstand Pfarrer Baumann in Lendsiedel beeindrucken? Weshalb sonst relativiert er seine Orgelzensur am Schluss⁹⁸?

Oder sollte diese dazu dienen, weitergehende Forderungen des Orgelmachers abzuwehren? Die anfangs für den Subbass zugesagten zusätzlichen 30 fl hat Metzenius nie erhalten. Materialkosten dafür gingen allerdings zu Lasten der Gemeinde, Personalkosten (zwei Gesellen für sieben Wochen) zu den seinen.

Oder diene die Orgelzensur andererseits auch dem Gebietsschutz der Ansbacher Orgelmacher? Zu diesem Zeitpunkt sucht Metzenius nämlich bereits Arbeit auch im ansbachischen Raum. Die Markgrafschaft Ansbach fährt noch keine so ausgeprägt protektionistisch-merkantilistische Politik wie Württemberg. Die dortigen Orgelmacher und Layser in Rothenburg werden dennoch nicht gerade in Hurrufe über den neuen Konkurrenten in Schwäbisch Hall ausgebrochen sein.

94 vgl. Wunder: Ahnen (wie Anm. 90).

95 PfarrA Ruppertshofen, Heiratsregister I, Morstein 1672, S. 432.

96 H. Fischer, Th. Wohnhaas: Orgeldenkmale in Mittelfranken, Lauffen 2001, S. 189.

97 Schäfer: Kirchengeschichte (wie Anm. 33), S. 63–94.

98 Wunder: Ahnen (wie Anm. 90). Die Hinweise verdanke ich Herrn Stadtarchivar Schlosser, Bad Windsheim.

Die Lendsiedler Orgel wird 1703/04 durch einen Crailsheimer Maler⁹⁹ bemalt¹⁰⁰. Bei der Renovierung 1960 trägt Restaurator Eckert bis zu sechs Farbschichten ab, um die ursprüngliche Bemalung freizulegen, wie sie sich heute wieder darstellt. Ein gutes Zeugnis erteilt Pfarrer Baumann dem Metzenius in einem Brief an den Neuensteiner Pfarrer Christian Höber, der am 17. September 1702 darum gebeten hat, *so gütig zu seyn, und nicht allein in Vertrauen eine Abschrift von dem mit diesem Meister getroffenen Accord sonder Beschwer zu communiciren, sondern auch*



Abb. 5 Stephanuskirche Lendsiedel, Chor mit Orgelempore, Zustand bis 1957 (Foto ca. 1916) (Foto: Pfarrarchiv Lendsiedel).

99 Layh/v. Jan: Lendsiedel (wie Anm. 2), S. 24; Metzenius wird hier auch (fälschlich) als „Organist Wegenius von Hall“ bezeichnet.

100 Es müsste sich dann um Christian Thalwiezer handeln. StadtA Crailsheim, Baurechnungen 1701–1706.

*geheime Nachricht zu geben, wie viele das Werck Register habe, was es koste, obs seithero Bestand gehabt, und was Er vor Bürg- und Gewehrschafft geleistet. Die Antwort Baumanns: ... doch ist dieses dabey zu meld[en] [dass] herst nach der Hand, ein neuer Accord weg[en] des 16 Schuhigen Subbaßes, u[nd] ander Bedingung[en] getroff[en] word[en], den wir nicht schrifftl[ich] verfaßet, ... als [ferner] [dass] unser Werck in allem fast uff 350 fl... sich belaußen mag, andere viel[e] Cost[en] so auch biß 100 fl aufwerff[en], ohngerechnet: Bishero hatt es fein guth gethan, wird auch von menniglich gerühmt, also das wir mitt dem Verfertiger noch zur Zeit wohl zufried[en]*¹⁰¹.

Pfarrer Baumann ist sicher klar, dass Metzenius unter Preis gearbeitet hat. Er gibt wohl deshalb einen höheren Preis an, als es die geführten Aufstellungen ausweisen, nach denen sich die an Metzenius bezahlten Kosten auf 260 fl und 5 fl *Trinkgelt* belaufen. Auch hier bleibt der klare Widerspruch hinsichtlich der Qualität der Orgel zwischen dieser vertraulichen Auskunft und der Orgelzensur Stöllers bestehen.

Metzenius hat wohl noch eine Reihe Nachbesserungen zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt, sonst wären ihm die Arbeiten in Kirchberg und Neuenstein nicht übertragen worden.

Wo kommt der Orgelmacher von Hall her?

Einiges spricht dafür, dass er bei Henrich Julius Siegfried (Seyfried), Orgelmacher in Niederflorstadt und Staden/Stammheim gelernt hat. Dieser, gebürtig aus Braunschweig, war kaiserlicher Notar und 1692 karbischer Rentmeister. Er baut u. a. 1687 die Orgel in Staden I/6, 1688 Grävenwiesbach, 1692 Lich (Umbau), 1695/99 Wohnbach I/8¹⁰². Metzenius könnte von 1686 bis 1690/92 bei ihm gelernt, danach als Geselle gearbeitet haben¹⁰³. Anschließend müsste er im Raum Frankfurt, eventuell bei Hans Jörg Steigleder gearbeitet haben, der 1695 die beiden Orgeln in Nastätten (ev. I/9; kath. I/7) baut¹⁰⁴, deren eine Metzenius um 1720 repariert¹⁰⁵. Danach hat er sich möglicherweise über Wörth a. M. (Orgel von Steigleder 1697) nach Württemberg begeben. Markgröningen wäre dann die erste selbstständige Arbeit gewesen. Zur Vertragsunterzeichnung hätte er wenigstens volljährig, d. h. 25 Jahre alt sein müssen. Aus dem Dargestellten errechnet sich ein Geburtsjahr um 1667.

101 PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 21, 22.

102 Th. Wohnhaas, H. Fischer: Lexikon süddeutscher Orgelbauer, Wilhelmshaven 1994, TbzMw 116, S. 388.

103 Nach W. Müller: Auf den Spuren von Gottfried Silbermann, Leipzig⁸ 1993, S. 64 u. S. 127 zur Ausbildung des Orgelmachers: Abgeschlossene Tischlerlehre von (4 ½ –) 6 Jahren als Voraussetzung zur Orgelmacherlehre von 4–6 Jahren, 5 Jahre „Perfectionierung als Gehilfe“, insgesamt also nach der Schulzeit (bis zum 13. Lebensjahr) 14–17 Jahre bis zur Selbstständigkeit als Meister.

104 Wohnhaas/Fischer: Lexikon (wie Anm. 102), TbzMw 116, S. 400.

105 F. Bösen: Quellen und Forschungen zur Orgelgeschichte des Mittelrheins, Bd. 2, Tl. 1: Regierungsbezirk Wiesbaden (Beiträge zur Mittelrheinischen Musikgeschichte 7), Mainz 1975, S. 635.

Die Kirchenbücher Stadens vor 1693 fehlen, die meisten herrschaftlichen Archivalien in Florstadt und Staden sind 1945 verbrannt¹⁰⁶. Es ist jedoch der Orgelbauvertrag von Staden im Pfarrarchiv Staden, Rechnungsbuch 1672–1692 erhalten¹⁰⁷.

Unter den Spendern von 1687 befindet sich kein Metzenius, jedoch heißt es: *10 fl 2 β 7 d Von Claß Metzen Erben sind 6 fl gut Gelder gewesen, hat bey der Gemein so lang gestanden* [ca. 11 Jahre – H. F. Pf.] *undt keine Pension davor außgereicht*. Dann findet sich noch *13 β 3 d[es] Henrich Metz Cloß Metzen Sohn*. Erstere geben die mit Abstand höchste Spende, noch weit vor den adeligen Ganerben von Löwen und von Carben. Bei der ebenfalls von Siegfried 1695 bis 1699 in Wohnbach (Wetteraukreis) erbauten Orgel heißt es: *Ausgaben: H[err] Schultheiß zahlt wegen der hiesigen Gemeind an des Herrn Orgelmachers Gesellen Otto, auf Befehl des Orgelmachers, weylen derselbe ihme die Orgel folglich verfertigen helfen, auch das Pedal noch angehenket, so alhier* [in der Pfarrei] *zur Einnahm gebracht 2 fl*. Die Disposition ist mit der Lendsiedler nahezu identisch, jedoch steht anstelle des Prinzipals 8' ein Kleingedäckt 4'. Die Quintadena fehlt. Die Windlade sei *übel eingeteilt*, die Mensuren nicht *accurat* (Völcker 1716).

Kleemann gibt als Vater „Johann Heinrich Metzeniers, ehemals Fähnrich in holländischen Diensten“¹⁰⁸ an.

Siegfried baut in reiner Form den Typ der mitteldeutschen barocken Dorforgel, wie ihn nach ihm Syer in Nieder-Florstadt¹⁰⁹, auch Johann W. Schöler, Bad Ems, oder Johann Eberhard Dauphin aus Mühlhausen z. B. 1715 in Iba errichten¹¹⁰. Die größten Pfeifen sind in einem halbrund oder polygonal vorspringenden Mittelturm untergebracht, die nächstfolgenden in zwei seitlichen Spitztürmen und die kleinsten in zwei Feldern zwischen den Türmen. Alle Türme und Felder schließen mit horizontalen Gesimsen, die dabei entstehenden Zwickel werden durch Schnitzwerk (Schleierbretter oder Behang) gefüllt. Eventuell befinden sich an den Außen-

106 Auskunft von Herrn Archivar Kurt Leidecker, Florstadt, dem ich auch Literaturhinweise auf die Orgeln in Florstadt, Staden, Stammheim und der Wetterau verdanke.

107 F. Böskes, H. Fischer: Quellen und Forschungen zur Orgelgeschichte des Mittelrheins, Bd. 3, Tl. 2: Oberhessen (Beiträge zur Mittelrheinischen Musikgeschichte 29), Mainz 1984, S. 885–896.

108 Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 85. Die Namen Metzen und Metzén kommen in Schonen/Schweden häufiger vor. Ein Sven Metzen, geb. 1616, studiert in Uppsala, latinisiert wie üblich seinen Namen, wird Dr. phil. und 1646 dort zum Kriegsdienst in Deutschland gepresst (Kirchenbuch Lillkyrka, Kreis Åkerbo 1655). Ein Johann Metzenius, Leutnant im Schonischen Infanterieregiment, klagt 1676 den Nicolaus Ivori Palinus, Pfarrer, Sohn eines Reiters, der Unterschlagung einer ihm geliehenen Bibel an. (Linköpings stifts herdaminnen (Håhl), Bd. 1, S. 156). Gustaf von Gerten, von der Genealogiska Föreningen, Stockholm, dem ich diese Hinweise verdanke, vermutet ihn als den bei Kleemann genannten Johann Heinrich Metzenius. Die des Deutschen mächtigen Pfarrer wurden häufiger zum Soldatendienst gepresst.

109 W. Diehl: Baubuch für die evangelischen Pfarreien der Souveränitätslande und der acquirierten Gebiete (Hassia Sacra 8), Darmstadt 1935, S. 624; Böskes, Fischer, Quellen 3 (wie Anm. 108), S. 13 ff; L. Kraft: Wetterauer Dorfkirchen, Darmstadt 1919, S. 69 u. Abb. 59, S. 15 sowie: Die Kirche im Dorf. Dokumentation zur Stammheimer Kirche, Stuttgart 2000: s. u. Orgel in Stammheim (Sier um 1750), Abb. S. 44.

110 D. Großmann: Orgeln und Orgelbauer in Hessen (Beiträge zur hessischen Geschichte 12), Marburg 1998, S. 20 f., auch für das Folgende.

seiten noch „Ohren“. Man beachte hierzu den in Lendsiedel vorgelegten *Riß* des 4'-Prospekts, den ausgeführten Prospekt Lendsiedel und die Prospekte Gnadental und Schlosskirche Winnenden. Schreinerarbeiten werden i. d. R. vom örtlichen Schreiner ausgeführt. In den uns vorliegenden Quellen zu Handwerkerrechnungen in Winnenden und Lendsiedel finden sich nur Belege darüber, dass der örtliche Schreiner wenige Leisten, Bretter, in Lendsiedel *Schaltstengel/Schaltbäum*¹¹¹, zwei *Rom*¹¹², die Rückwand und die *Knöpf* für die Registerzüge geliefert hat¹¹³. Ein weiterer Hinweis auf die vom mitteldeutschen Orgelbau beeinflusste Bauweise des Metzenius ist die Art der Ausführung des Pedals. In mitteldeutschen Orgeln des 17. und 18. Jahrhunderts (z. B. bei Gottfried Silbermann) fehlt in der Regel Cis¹¹⁴, Obergrenze ist bei größeren Orgeln meist a°. Schmahls bauen häufig noch C – e¹¹⁵, aber auch die kurze Oktav von 18 Tönen C – a°, diese auch repetierend mit 12 Tönen.

Die Zeit in Schwäbisch Hall

Dass Metzenius sich in Hall niederlassen durfte, verdankte er wohl in erster Linie der Heirat mit der Tochter des Haller Wagmeisters Sandel. Im Nekrolog auf diese heißt es, dass *Maria Elisab[etha], eine gebohrne Sandlin*, geboren am 17. Januar 1680, eine Tochter des Waagmeisters Balthas Sandel und der Ursula Maria geb. Bühlin war. *Wegen ihrer feinen Qualitäten bekam H[err] Otto Reinhard Menzenius, kunsterfahrener Orgelmacher, auß Staaden in der Wetterau gebürtig, eine ehel[iche] Liebe zu ihr, mit welchem sie auch 4. Söhne erzeuget, davon noch 2 bey Leben, davon der eine leyd[er] blind ist. Es wurde aber d[ie] Seelige sehr betrübet, nachdem Ihr Ehegatt an ihr untreu word[en] und sie boßhaftig wüßt lassen; daher sie mit ihren Kindern d[ie] Zuflucht zu ihrem H[errn] Brud[er] als damalig[em] Wagenmeister genommen, welcher große Treu an ihr erwiesen. Immittelst mußte sie gedenken, wie Sie sich samt ihren Kinden weit[er] fortbringen möchte, demnach vertrat Sie [1709/10–1711?] bey dem Herrn von Beer die Stelle einer Haußhälterin. Zwey jahr hernach [1711/12] wurde Sie in dem löbl[ichen] Hospital*

111 Schaltbäume vgl. *Jacobsen*: Lexikon (wie Anm. 74). Für die Pfeifenkerne des Subbasses benötigte man trockene, im Viertel gespaltene Eichenstämmchen, die auf die nötige Stärke zugehobelt wurden. Die Stumm'schen Holzpfeifen sind nach demselben technischen Standard gefertigt. *H.-W. Theobald*: Die Werkstatt Stumm in Rhaunen/Sulzbach, in: *Die Orgel als sakrales Kunstwerk I*, Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz, Mainz 1991/92, S. 206.

112 Rahmen (der Windlade).

113 Z. B. PfarrA Lendsiedel, 53 f, Nr. 26/2

114 *H. J. Busch*: Das Repertoire des Organisten als Problem der Orgeldenkmalpflege, in: *Ars Organi* 44 (1974), S. 1929 f. Die kurze Oktav ist in den Instrumenten des 17. Jahrhunderts fast der Regelfall. Der bayerisch-österreichische Orgelbau hält bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an der kurzen Oktav fest.

115 HStAS A 284/109, Nr. 20, Anlage Lit E, Angebot Michael Schmahls, *Orgelmacher in Heylbronn*, o. D. in Abschrift des Stadtschreibers Linckh vom 20. 11. 1714.

als ein Haußmeisterin angenommen, welchen beschwerlich[en] Dienst sie mit allseitigem Respect 15 Jahr vorstand. Sonst lebte sie christlich bescheid[en], dienstfertig. In ihrem Christenthum war s[ie] aufrichtig u[nd] bußfertig. Sie starb am Montag, dem 13. Januar 1727 im Alter von 47 Jahr übrig 3 Tag¹¹⁶.

Der Genealogischen Kartei Häfner im Stadtarchiv Schwäbisch Hall entnehmen wir darüber hinaus:

Otto Reinhard Mezenius (= Menzenius), Orgelmacher zu Neuenstein, Bürger in Schwäbisch Hall, Sohn des Johann Heinrich Mezenius sel. in Stadeln¹¹⁷, heiratet am 29. November 1701 Maria Elisabethe Wilhelmine Sandel. Nach der Flucht des Gatten kehrt die Witwe nach Hall zurück. Das Paar hat folgende Kinder:

1. Johann Friedrich, geboren am 4. Dezember 1702 in Schwäbisch Hall, Bürger und Schneider in Hall. Er heiratet am 5. Februar 1732 Sabine Barbara Stadtmann (geb. 3. Mai 1697, gest. 13. August 1735) und hat mit ihr ein Kind namens Susanna Magdalena.
2. Johann Christian, geboren am 27. September 1704 in Neuenstein, gestorben am 5. Mai 1763 in Schwäbisch Hall. Nach dem Tod der Mutter 1727 wurde er von Waagmeister Sandel an Kindes statt angenommen. Wegen seines *blöden Gesichts* (er war laut Nekrolog auf die Mutter blind) und seiner schwächlichen Verfassung konnte er keinen Beruf erlernen und wurde 1744 in das Spital aufgenommen.
3. Georg Friedrich, geboren am 9. Februar 1706, gestorben am 14. Februar 1706.
4. Johann Christof, geboren am 18. August 1710, gestorben am 7. September 1710. Die Großzügigkeit, die der renommierte Schmahl genoss, wird Metzenius nicht entgegengebracht. Immerhin erhält er einen Anstellungsvertrag bei der Kirchenmusik St. Michael, aber nicht als Organist wie von Jan und Layh¹¹⁸ meinen, vielmehr für die Wartung der Orgel mit 10 fl jährlich.

1702 stellt er folgendes Gesuch: *Otto Reinhardt Mezenius Orgelmacher bittet per Mem[oriale] um Befreyung von der Wacht, und großgünstige Conferierung einiges Wartgelds nebst einem außstellenden Vorschlag wegen Anschaffung eines kleinen Orgeltischs in das obere Auditorium im Gymnasio.* Der Rat antwortet ihm, er solle sein Zug u[nd] Wacht versehen und laßt man ihme 10 fl Wartgeld zugehen, mit dem Anhang, daß wann an denen Orgelwerckhen etwas zu flickhen, er es darvon thun, wann er ab[er] etwas Hauptsächlichliches arbeite, er seinen Lohn zu empfangen haben solle¹¹⁹.

Im Juni 1703, während Metzenius einen Wartungsvertrag hat, muss der in der Ge-

116 StadtA Schwäb. Hall 2/74 b, Totenbuch St. Michael, fol. 504.

117 Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 11, gibt an: Sohn von Johann Heinrich Mezeniërs, ehemals Fähnrich in holländische Diensten. Dies wird bestätigt durch StadtA Schwäb. Hall 2/45 Ehebuch St. Michael, S. 783: *Johann Heinrich Mezenii sel. zu Staden, freyherrl. Korbischer Herrschafft, und gewesener Fendrichs, bey d. H. General-Staden, in Hollandt.*

118 Layh/v. Jan: Lendsiedel (wie Anm. 2), S. 24.

119 StadtA Schwäb. Hall 4/311, Ratsprotokoll 1702, fol. 81 v. 1.3. 1702, Nr. 15.

währleistungspflicht stehende Schmahl die Orgel in St. Michael nachbessern¹²⁰. Diese Anstellung behält Metzenius bis 1705. 1704 verlegt er den Wohnsitz nach Neuenstein, bleibt aber Haller Bürger.

Eine Tischorgel für den Haller Magistrat (1702/03)

Zwar war der Magistrat auf den Vorschlag des nach der Fertigstellung der Orgel in Lendsiedel Arbeitslosen vom 1. März 1702 zur Anschaffung eines kleinen Orgeltisches in das obere Auditorium im Gymnasium gar nicht erst eingegangen¹²¹. Trotzdem begann Metzenius mit dem Bau. Da er nicht vom Wach- und Zugdienst befreit wurde, konnte er Hall zur Auftragsuche im weiteren Umkreis nicht verlassen. Als er das Bürgergeld mit 30 fl auch nicht bezahlen konnte, waren ihm 10 fl nachgelassen worden, die gewünschte Fruchtbesoldung aus dem Wartungsvertrag hatte er aber nicht erhalten¹²². Im November 1702 bittet er um 10 Taler (= 15 fl) zum Kauf benötigter Materialien zur „völligen“ Fertigstellung des Orgeltisches, der entweder im Auditorium des Gymnasiums oder in der Musikstube zu gebrauchen wäre. Nachdem der Rat ablehnt, *läßt (O. M.) referiren, waß er damit thun solle, seye ja bestellt worden. Man laßt den Rathschluß uffsuchen*. Dieser Ratsschluss lautete: *Wird darauff das weg[en] des O. M. ergangene letzte Conclusium abgelesen. Den Orgeltisch unterlaßt man, Ihme aber laßt man 5 fl vorstrecken*¹²³. Am 30. Mai 1703 „verehrt“ er dem Rat – wohl nach dem Motto „Frechheit siegt“ – *den Orgeltisch in allhießige Musikstuben. Man laßt ihm 30 fl darvor bezahlen und die 11 fl restirendes Bürgergeldt in Abgang bringen*¹²⁴. 41 fl werden ihm also dafür bezahlt, davon 30 fl paar, d. h. bar auf die Hand.

Erweiterung und Umbau der Orgel in der Stadtkirche Kirchberg 1702/03

In Lendsiedel und in der Residenz scheint man mit Metzenius' Leistungen doch recht zufrieden gewesen zu sein. Die Orgel in der Stadtkirche zu Kirchberg war 1656 von Abraham Fischer, Organist und Orgelmacher zu Marktbreit, erneuert worden. Dabei wurde die vorhandene Orgel (von ca. 1620) zu einem tragbaren Werklein, ... *damit man solches inskünftig bey Hoff zur Taffel Music gebrauchen könne*, umgebaut.

Fischer baute ein neues Werk mit sieben Registern in die Stadtkirche mit folgender Disposition: Groß Gedäckt (Holz), Klein Gedäckt (Holz), Prinzipal 4 Schu, Octav, Superoctav, Mixtur, Zimbel (alle 5 Zinn). Dazu kommt später ein Subbaß und ein

120 StadtA Schwäb. Hall 4/a 162, Stadtrechnung 1700/01, fol. 88.

121 StadtA Schwäb. Hall 4/311, Ratsprotokoll 1702, fol. 81 v. 1.3.1702, Nr. 15.

122 Ebd., fol. 155 v. 6.4.1702, Nr. 3.

123 Ebd., fol. 392 v. 24.11.1702, Nr. 9.

124 StadtA Schwäb. Hall 4/312, Ratsprotokoll 1703, fol. 179 v. 30.5.1703, Nr. 30.

[langsamer] Tremulant. *Samt dem Gehäuß der Verkleydung* beträgt der Preis 210 fl¹²⁵.

Am 24. Juni 1702 wird mit Metzenius ein Reparatur-, Umbau- und Erweiterungsvertrag geschlossen, wonach die 4. Blasbälge neu zu beledern und zu verlegen, sowie neue, erweiterte Windkanäle zu erstellen sind. Ferner soll ein *gantz neues Register Sesquialter von Zihn [Zinn] gemacht und eingesetzt werden, dazu aber Herr Orgelmacher das Zihn auf sein Kosten hergeben und verschaffen wird.*

Item soll ein gantz neues Pedal und zwar doppelt alls von 16.- und von 8. Fußthon gemacht werden.

*Item soll die gantze Windladen durchgangen, und waß da nöthig verbessert, sowie das Werk gestimmt werden*¹²⁶.

Die Forderung wird von *drey und zwantzig R[eichs]th[a]ll[e]r auch nöthige Materialien, benebenst die Kost und Lager* auf 20 Reichstaler (= 30 fl) heruntergehandelt, *wann er das Werckh fleißig macht, waren ihme etwan noch ein paar Gulden Tranckhgeldt zu geben.* 32 fl werden ausbezahlt¹²⁷. In einem Nachtragsakkord wird noch eine Posaune 8' im Pedal zu 12 fl vereinbart¹²⁸.

Die Entlohnung des Metzenius scheint relativ gering. Man darf jedoch den erheblichen Wert der freien Kost und Wohnung nicht unterschätzen. Die meisten Gewerbetreibenden konnten von ihrem Verdienst gerade eben ihre Familien ernähren.

Die Pedaldisposition in Neuenstein ist identisch mit der Kirchberger. Das neue Pedal erhält analog Neuenstein alle Halbtöne (außer Cis) bis zum a°. Evt. fehlt auch, wie in Winnenden und Lendsiedel gis°.

1729, beim Abbruch der Stadtkirche von 1610/11, wurde diese Orgel an den Kirchberger Schreiner und Orgelmacher Philipp Heinrich Hasenmaier (1700–1783; 1725–1743 in Kirchberg¹²⁹, danach in Schwäbisch Hall) verkauft. In die neue Kirche wird Hasenmaier 1729–31 sein Erstlingswerk, die größte hohenlohische Orgel mit drei Manualen, bauen.

Im März 1731 besah der Gnadentaler Pfarrer Brinckmann die alte Orgel¹³⁰. Er überzeugte das Konsistorium in Neuenstein, Graf Johann Friedrich sowie seine ärmlich lebenden Gemeindeglieder davon, dass Gnadental, *weil der Schulmeister, als welcher freilich gar schlechte dona [Gabe] zum Singen hat*, eine Orgel brauche. Schulmeister hatten allgemein den Gemeindegesang anzuführen. Hasenmaier verkaufte ihm Teile dieser Orgel, jedoch ohne Pedal, für 67 fl nebst freier Kost und Wohnung und stellte sie in 12 Tagen in Gnadental auf. Selbst die Pfarrgemeinden Kirchberg und Lendsiedel stifteten einige Gulden zur Orgel. Als Hasenmaier 1743 Kirchberg verlässt, wird die Orgel von ihm umgesetzt, bekommt eine neue Klavia-

125 HZAN, Kirchberg, © 21 A, 14, Nr. 16: Bestandsbrief.

126 Ebd., Nr. 17.

127 Ebd., Nr. 17.

128 Ebd., Nr. 18.

129 HZAN, Kirchberg, Lagerbuch 72, Gültbuch von 1699, fol. 17f und fol. 12f.

130 G. Hauser, R. Hauser: 750 Jahre Kloster Gnadental, Schwäbisch Hall 1996, S. 33–35.

tur und einen „ganz neuen“ Subbass, der Tremulant wird wieder gangbar gemacht. Kosten: 26 fl 45 kr.

Hasenmaier dürfte große Teile des alten Werks verwendet haben. Dafür spricht zum einen, dass der sowieso niedrig angesetzte Preis von 75 fl auf 67 fl reduziert wird. Dass das Werk aber bereits 1756 *alt, sehr gering* und 1783 *gänzlich ruiniert* ist¹³¹, lässt sich zum andern nicht vereinbaren mit den hohen handwerklichen Fähigkeiten, die Hasenmaier beim Bau der Kirchberger dreimanualigen Orgel an den Tag legte. Die Qualität der Kirchberger Orgel wird noch, als sie 1929 abbrennt, gerühmt und ihr unersetzbarer Verlust betrauert.

Besonders relativiert wird Stöllers Lendsiedler *Censur* durch ein Attest der Kanzlei Kirchberg. Diese wird sich gehütet haben, ein gesiegeltes Gefälligkeitsattest auszustellen. Sie hätte in Streitfällen regresspflichtig gemacht werden können. Außerdem ist Metzenius kein Hohenloher, sondern ein Ausländer, dem die Kanzlei in keinsten Weise zur Unterstützung verpflichtet ist.

Kirchberg 1705

Attestatum dem Orgelmacher Mezenio von Sch[w]äb[isch] Hall ertheilet u[n]ter d[em] 6. Aug[ust] 1705¹³². Danach Vorzeiger dießes Otto Rheinhard Mezenius Bürger und Orgelmacher Von Schwäb[isch] Hall nicht allein in alhiesiger Hochgräfl[ichen] Residenz das in der Pfarrkirch daselbst befindliche alte Orgelwerck von seinen obgehabten Fehlern mercklich corrigirt und mit vier newen Registern versehen, sondern auch zu Lendsiedel in die Kirche ein ganz neues Werck von eylff Registern gerichtet und dermaßen zu Stand gebracht, daß beyde Wercke, nach nunmehr verfloßner Gewähr Zeit, vor gut und tauglich befunden worden, und man demnachere mit erstgemelter seiner Arbeit ganz wohl zufrieden ist; Solchs wird ihme, auf Begehren, zu seiner Legitimation und fernerweitem Recommendation hierüber gegenwärtig-glaubhafftes attestatum ertheilet und zu so mehrem Urkund[en] mit dem Hochgräfl[ich] Größten Cantzley-Secret-Insiegel bekräftiget. So geschehen Kirchberg an der Jagst, den 6. August[ust] 1705. Hochgräfl[ich] Hohenlohe Cantzley daselbst. L[ocus] S[igilli] [Platz des Siegels].

Eine Orgel im Ansbachischen (1703) – Hoffnungen in Crailsheim (1706)

Unter dem 31. August 1703 findet sich eine Bemerkung der Kanzlei Öhringen zum Bauvertrag Neuenstein: ... *inzwischen [ist] auch vom H[errn] Organist zu Hall, vermög Innschlusses [Anlage], so viel Nachricht eingeloffen, daß er im Onoltzbach[ischen] mit seiner Arbeit wohl bestanden¹³³*. Demnach hatte der Haller Organist diese Orgel im Ansbachischen abgenommen. Aber wo stand sie?

Weil Johann Friedrich Spengler, *Stadtpfarrer und Dechant* (Dekan in Crailsheim

131 Ebd.

132 HZAN, Kirchberg © 21 A, Nr. 22 Kirche Lendsiedel \ Orgel \ Bau.

133 HZAN, PA Öhringen K 101/I/11, Pfarrei Neuenstein \ Orgel in der Kirche, F7.

seit 1702) und Bürgermeister von Ollnhaußen zu Crailsheim 1704 Taufpaten bei Metzenius' zweitem Kind in Neuenstein¹³⁴ sind, vermute ich, dass Metzenius ein Orgelwerk in Crailsheim gebaut haben muss. Weitere Taufpaten sind *H[er]r D[echant] Christian Christoph Händel, Hofpr[ediger] und G[ene]ral Superint[endent] zu Onolzbach*¹³⁵, dann *Christian Höber, Hoffpr[ediger] und Superint[endent], alhier*. Und sicher hat Metzenius auch auf die Orgel spekuliert, die aus Mitteln der Dekan Seldschen Stiftung († 1702) um bis zu 2.000 fl. errichtet werden sollte.

1703 wird die Spitalkirche renoviert. Da das Spital schon 1688 von Louvois geplündert¹³⁶, 1698, 1701 und 1702 durch Unwetter so massiv beschädigt worden war, dass neue Mauern und ein neues Dach benötigt wurden, dürfte auch eine neue Orgel fällig gewesen sein. Rechnungsbelege fanden sich allerdings nicht. Dennoch ist stark zu vermuten, dass es sich bei der Orgel im Ansbachischen um die Orgel in der Spitalkirche Crailsheim handelt. 1709 und 1749 ist in der Spitalkirche eine Orgel vorhanden¹³⁷.

Die Orgel in der Johanneskirche wird erst 1709 von Allgäuer¹³⁸, Ellwangen/Hofen, errichtet. Sie wird von Markgraf Wilhelm Friedrich Januar 1706 an den *Churfürstlich-Mainzischen, Bambergischen und Anspachischen Hoforgelmacher* Johann Christoph Leo (Leu, Lew), 1675–1749¹³⁹, vergeben¹⁴⁰. Stadt und St. Johannis müssen diesem später 150 fl Entschädigung für den Rücktritt vom Auftrag bezahlen¹⁴¹, vermutlich die Summe, um die er den Titel *Anspachischer Hoforgelmacher* erworben hatte. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, dass auch Metzenius sich unter Vorlage des Attests vom August 1705 der Kammer Kirchberg um den Auftrag St. Johannis Crailsheim, eventuell auch um den Titel, beworben hatte. Wohl überlegt hatte er sich ja bereits 1704 um die Patenschaften einflussreicher Persönlichkeiten bemüht. Aber als der Unbekanntere und Mittellosere hat er den kürzeren gezogen¹⁴². Angesichts der Kontributionen zum Spanischen Erbfolge-

134 PfarrA Neuenstein, Kirchenbuch 9, Taufregister.

135 Laut M. Simon: Ansbachisches Pfarrerbuch. Die Evangelisch-Lutherische Geistlichkeit des Fürstentums Brandenburg-Ansbach 1528–1806 (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 28), Nürnberg 1957, S. 166, Nr. 1005, war er General-Superintendent (1702), Oberhofprediger und Konsistorialrat (1698).

136 J. Schumm, F. Hummel (Hrsgg): Heimatbuch Crailsheim, Crailsheim 1928, S. 350 f, 355 ff.

137 Spengler: OrgelweihPredigt (wie Anm. 33) sowie: StadtA Crailsheim, VII, Ratsprotokolle 1748, S. 23.

138 StadtA Crailsheim, Orgel in St. Johannis, Januar 1706.

139 H. Fischer: Lexikon süddeutscher Orgelbauer, Wilhelmshaven 1994 (TbMw 116), S. 231.

140 StadtA Crailsheim, Orgel in St. Johannis, 09.07.1706.

141 Ebd.:... *der mit Ihme aufgerichteten Contract aber, umb seines alzugroßen übersazes willen, nachgehend wieder cassirt worden... 150 fl... wegen seines hierunter erlittenen Schadens... auf gnädigen Befehl zugestanden.*

142 Hierfür finden sich allerdings weder im StadtA Crailsheim noch im LKA Nürnberg oder im StaatsA Nürnberg Belege.

krieg und kaiserlichen Einquatierungen war nun in weitem Umkreis nicht mit Aufträgen zu rechnen¹⁴³.

Eine Orgel für Neuenstein 1703/04

Die Akten im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein zur Orgel in der Kirche liefern den Schlüssel zu Metzenius' Schicksal und korrigieren zugleich das seit Kleemann gültige Metzenius-Bild.

In Neuenstein plant man eine Orgel in die Stadtkirche, um die sich auch Metzenius bewirbt. Superintendent Christian Höber zieht in Lendsiedel vertraulich geheime Erkundigungen über Metzenius ein. Aus Pfarrer Baumanns positiver Antwort wurde schon oben zitiert. Daraufhin lässt Höber Metzenius kommen und berichtet der Hohenlohe-Öhringischen Kanzlei über den armen Hungerleider: ... *allein hat der sich anerbote Orgelmacher nicht allein die geringste Gewehr- und Bürgschafft, alß ein frembder und unvermögender Mann, nicht leisten können, sondern auch die Zeit über in Zehren dergestalt excediret [beim Essen alles Maß überschritten] daß er einem verthulichen und liederlich[en] Mensch[en] gleich scheinet, deme bey so beschaffenen Dingen nicht füglich zu trauen, zumahlen er alsobald ein Stück Geld im Vorauß zu seiner Verpflegung verlanget. Deshalb wird vorgeschlagen, nach Heylbronn oder auch Rothenburg zu schreiben, ob ein capabler Mann allda zu haben sey*¹⁴⁴.

Trotzdem gehen am 20. Juli 1703 der Schulmeister Nicolai als Organist und der Mesner als Orgeltreter nach Lendsiedel, um die Orgel zu prüfen¹⁴⁵. Fünf Tage später wird der Vertrag in Neuenstein unterzeichnet:

*Copia Accord mit H[errn] Orgelmacher Mezeniu d[en] 25. Juli 1703*¹⁴⁶

Ist im Beyseyn nebenbeschriebener Herrn geistlich und weltlich Bedienten mit Otto Reinhardt Mezenio, welcher aus der Wetterau¹⁴⁷ gebürtig, und sich in Schwäb[isch] Hall niedergelassen, folgender Accord getroffen worden:

Erst[lich]: das Principal 8 Fuß von 12 löthigem Zinn [ca. 75 %], das weilen es ins Gesicht kompt, wohl poliert seyn mus.

2. Ein Gemshorn 8 Fuß von 6 lothigem Metall [ca. 37 % Zinn, 63 % Blei]

3. Ein Gedackt von dergleichen Materio, von 8 Fuß

4. Viol di gamb von dergleichen Material von 8 Fuß

143 Mit der Einweihung der Allgeyer-Orgel 1709 besaß Crailsheim vier Orgeln: Die alte Schwalbennestorgel und die große Orgel in St. Johann, die Allgeuer-Orgel in der (Liebfrauen-) Capell (~ 1707, 100 fl.) und eine Orgel im Spital. *Spengler*: OrgelweihPredigt (wie Anm. 33).

144 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 4 v. 30. 8. 1702.

145 HZAN, Öhringen, Almosenrechnung Neuenstein, Rechnungsbuch des Almosenpflegers Originalrechnung 1703–1708, Orgelbau Einnahmen und Ausgaben, S. 23.

146 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 6 v. 25. 7. 1703.

147 Der in die Literatur eingegangene Lesefehler „Lotterau“ bei E. Grünwald: *Alte Orgeln in Hohenlohe*, in: *Hohenloher Chronik* 1954, Nr. 3. S. 2 (Beil. z. Hohenloher Zeitung, Öhringen, v. 29. 3. 1954) entbehrt angesichts der späteren Vorkommnisse nicht eines gewissen Humors.

5. Ein Octav 4 Schuh von gleichem Materio
6. Super Octav 2 Schuh von gleichem Materio
7. Eine Quinta 3 Schuh
8. Mixtur 6fach, wovon die größte Pfeiffe von 1 Schuh ejusdem materie
9. Sesquialtera mit gebrochenem Zug von dergleichen Materie¹⁴⁸
10. Die klein Octav auch mit gebrochenem Zug
11. Pedal der Principal Baß von 16 Fuß Holtz
12. Posaunen Baß von Holtz auf 16 Fuß
13. Octav Baß auch von Holtz von 8 Schuh

Und dieses alles nach vorgelegtem Modell und Abriß uff seine aigen Costen, alßo daß wegen Bildhauer Schreiner und Schlosser Arbeit, wie auch was zu dem Blaas Bälgen-Gewärbe und Bankeisen gehört weiter nichts zu entrichten, sondern er alles Materialien, ahn Zinn Metall, Bretter, Leim Leder und dergleichen, waß darzu gehört unter dem getroffenen Accord so verstanden und eingedungen sey.

Pedal solle bis auff a gehen und seine Semitonis [Halbtöne] unten und oben haben. [Jedoch kein Cis!]

Herentgegen hat man Ihme zu bezahlen versprochen

Fünfhundert fünfzig Gulden

Alß zur Angaab [Bei Arbeitsaufnahme] 250fl

Wann das halbe Werck verfertigt ist 100fl

Wan es ganz außgefertiget 100fl

Und dann ¼ Jahr hernach 100fl

Ingl. 3. Fuhr zu Abhollung der Bretter und HandwercksZeug, frey Logement und Lagerstatt. Nöthiges Brennholz und Lichter.

Welchs alleß auf Gn[ädiger] Herrschafft[licher] Ratification gestellet und nach deren Einholung, Er sobald den Anfang darahnen zu machen versprochen.

Neuenstein, 25. Juli 1703

Christian Heber Superinten[dent]

Joh[ann] Lorentz

Joh[ann] Christop Rew H[err] Pr[äzeptor]

Georg Christoph Salvelder

Joh[ann] Philipp Wagner

Joh[ann] Gottlieb Nicolai Schulleh[rer]

Otto Reinhard Mezenius Orgelmacher

Als Metzenius fünf Wochen darauf mit der Arbeit beginnen will, gibt es unerwartete Schwierigkeiten. Inzwischen hatte sich nämlich Georg Schmahl, der Orgelmacher aus Heilbronn, eingestellt. Nun sollte er nach Meinung des Neuensteiner Superintendents den Auftrag erhalten, weil, wie Schmahl dargelegt hatte, die Orgel in Winnenden gravierende Fehler habe¹⁴⁹.

148 Die gebrochene Sesquialter und gebrochene Klein-Oktav beginnen mit c' und gehen über 2 Oktaven. Die Sesquialter stellt eine Klangkrone dar (Quinte 2 2/3' u. Terz 1 3/5').

149 Auch Neuenstein war bislang ein Kunde Schmahls und sollte es nach dem Metzenischen Interesse wieder werden.

Herr Hofprediger Heber berichtet an die *Hohenloher-Gemeinschaftl. Canzley in Öhringen*:

Ehe, gestern abgeredeter Massen, dann dem Orgelmacher nacher Heylbronn geschrieben worden ist, stellet sich der Hällische ein und will, vermöge des mit ihm getroffenen Accords, den Anfang zu der ihm verdingten Arbeit machen. Ich habe selbigem die comunicirte Fehler der von ihm gemachten Orgel zu Winneden gezeigt, was er darauf antwortet, ist aus der Beylage zu sehen. Er achtet es theilß vor calumnium [Verleumdung], zumahle das Werck bey der Lieferung besichtigt und alß tüchtig erfunden worden say, theils schüzzet er vor, daß sowohl der Voigt, so selbst ein Orgelmacher seyn wolle, alß der Organist zu Winneden, der ein Drechßler sey, beständig an dem Werck stimmten und stümpelten, und alß mehr verderbten alß gut machen, sey niemahls deßweg[en] einige Prätenzion [Anspruch auf Gewährleistung] an ihn ergang[en]. Beziehet sich hingeg[en] sowohl auf die Orgel zu Lendsiedel, die man selbst besichtigen lassen, alß auch das Werck zu Butigheim [Bütigheim, Bietigheim], so beyde von ihm verfertiget und von dem letzten Ort ihm deswegen ein gutes Attestat (so er gleich anfangs vorgezeigt) ertheilet worden sey. Versichert solche Satisfaction [Genugtuung] zu geben, und dadurch alle seine Låsterer zu Schanden werden sollten. Man beliebe die hierüber führenden Gedancken und was zu thun sey, zu communiciren.

Neuenstein den 30. Aug[ust] 1703

Christian Höber

*Der Orgelmacher verlanget morgen 2 Fuhren, um seine Gesellen, instrumenta und materialien anher zu hohlen*¹⁵⁰.

Mezenius äußert sich sogar schriftlich zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen:

Insonders nggl. Hochgebietender Herr,

1. *was den ersten Punct, wegen des Winender Orgelwercks anlanget, so haben sie mir wenig Geld geben, also daß ich auch die Pfeiffen darnach habe machen müssen, doch kann man diesem Defect allezeit abhelffen*¹⁵¹.
2. *Was den andern Punct anlanget, so hätte der Orgelmacher von Heilbronn, in Abwesenheit meiner noch mehr reden können, wann ich aber darbey gewesen wäre, so hätte mir ein solcher Calumniant [Verleumder] vorher erweisen müssen, woher die WindLaden falsch*¹⁵².

150 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 7 v. 30. 8. 1703.

151 Dass er – abweichend vom Wortlaut „Zinn“ des Vertrags – „Materie“, die allgemein übliche Blei-Zinn-Legierung, eine Legierung unter dem „englischen Zinn“ (75 %) verwendete, gibt Metzenius zu. Im niederländischen und norddeutschen Orgelbau waren allerdings sogar reine Bleipfeifen üblich, und sie halten bis heute. Da keine entsprechende Forderung vom Magistrat gestellt und die „Materie“ bei der Abnahme der Orgel akzeptiert worden war, kann von Betrug keine Rede sein, da hätte schon ein genaues Verhältniß vorgeschrieben und die Abweichung dokumentiert sein müssen.

152 Die Windlade baute Metzenius im Gegensatz zu anderen, die die längsten Pfeifen unmittelbar hinter den Prospekt zwecks leichterem Stimmen von der Rückseite her setzten, im Interesse einer besseren Klangentfaltung mit den kleinsten Pfeifen gleich hinter den Prospektpfeifen. Diese klingen dann heller und schärfer im Raum, einem Klangideal entsprechend, wie es bis 1700 noch vorherrschte. Be-

3. Was den dritten Punct anlanget, so glaube ich es gar wohl, daß alles zusammen heulet, indem der Schulmeister die Thür auf die Pfeiffen geworffen, und täg-[ich] daran stimpelt, wie ich gewisse [sichere] Nachricht habe.
4. Den vierten Punct anlanget, so haben der Herr Vogd und der Schulmeister die Pfeiffen im Pedal hin und hergeworffen, daß ichs also wohl glauben kan, d[a]s sie schadhafft seyn¹⁵³.

In Summa, können Ihr Excell[enz] hieraus selbstn ersehen, weil der Schulmeister an dem Orgelwerck allezeit stimpelt, und kein Organist sondern ein Dreher seines Handwercks ist, daß er also von solchen Sachen gar nichts verstehet.

Und weil ich vernommen, daß der Orgelmacher von Heibronn bei Ihr Excell[enz] selbstn gewesen und mich also verkleinert, also will ich an diesem neuen Orgelwerck, einen solchen Fleiß erweisen, daß diejenigen Personen, so bey dem Contract gewesen, mit allem sollten vergnügt seyn.

Otto Reinhard Metzenius Orgelmacher¹⁵⁴.

Die Entscheidung der Kanzlei ist bereits bei den Ausführungen zur Crailsheimer Orgel angegeben. Die Kanzlei hat Metzenius' Erwiderung auf die Anschuldigungen Schmahls akzeptiert. So wird dafür gehallt[en], daß es in dem Nahmen Gottes bey dem getroffenen Accord verbleibe, und er die Arbeit anfangen. Hingeg[en] wäre dem draußigen Schulmeister [Nicolai in Neuenstein] fleißig auff und zu zu gehen und Achtung zu geben, daß alles in guter Wehrung [Währung, Gewährleistung] und Sauberkeit gemacht, anbefohl[en] werden möge¹⁵⁵.

Was die bei Gotthilf Kleemann beschriebenen Beurteilungen der Winnender Orgel¹⁵⁶ betrifft, wonach das Werk „durch einen ausländischen Stümpler gemacht und das Geld ganz übel angewandt“ (1706) und (1715, Störl) als „gleich von Anfang an verderbt und verpfuscht und schlecht gemacht“ charakterisiert wird, so ist anzumerken, dass ihm dieser hier beschriebene und in Winnenden vertuschte Unfall nicht bekannt war. Außerdem sind beide Äußerungen im politischen Kontext zu sehen. Auf die bereits genannte Publikation des Stadtarchivs Winnenden, 2003, wird verwiesen.

reits zehn Jahre später bevorzugte man weichere Töne, führte vermehrt Flöten und die Streicher (Viola da Gamba, Salicional) ein, warf teilweise sogar die Terzen, die mit der temperierten Stimmung kollidieren, und Oktave 1' hinaus. Die größten Pfeifen kommen ganz nach hinten. Die Orgel muss dann von den seitlichen oberen „Türen“ her gestimmt werden. Außerdem stellte Metzenius die kleine Oktav und Sesquialter (c' – c''') auf ein- und dieselbe Schleife: Diese sogenannten „Gebrochene Züge“, d. h. Unterteilungen einer Schleife, sind in Württemberg unüblich.

153 Um die Schäden zu beheben, hatten sie wohl die Pedalpfeifen ausgebaut und dabei die Zinnpfeifen verdorben. Störl beschreibt 1715 Schäden an den Pfeifen, die durch einen Unfall entstanden sein müssen: Die hültzerne pfeiffen... seynd... zerstympelt und zerflickt, was Metzenius' Angaben bestätigt. HStAS A284/109, Nr. 20, Orgel in der Ev. Schloßkirche Winnenden \ Kirchenrat Spezialakten Winnenden GV.

154 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 8 v. 30. 8. 1703.

155 Ebd., F 7 v. 31. 8. 1703.

156 G. Kleemann: Einheimische (wie Anm. 13), S. 85.

Metzenius verlegt den Wohnsitz von Schwäbisch Hall nach Neuenstein

Bei der Einweihung der Orgel am 17. August 1704¹⁵⁷ und der Visitation am 9. Oktober 1704 und ist man mit der neuen Orgel zufrieden. Metzenius will sich deshalb in Neuenstein *in beständiger formaler Haushaltung* niederlassen, nachdem er sich mit der Familie bereits während der Bauzeit dort aufgehalten hatte. Bedingungen: *freie Behausung*, Befreiung von allen *oneribus*, *gleichwie es andere in andern Herrschafften auch zu gaudiren* (gemeint ist Schmah). Dafür wird die kostenlose Wartung aller Orgeln Hohenlohe-Öhringens zugesagt¹⁵⁸.

Laut den Kirchenbüchern von St. Michael in Schwäbisch Hall lässt sich Mezenius in Neuenstein als Orgelmacher nieder, bleibt aber Haller Bürger¹⁵⁹. Aber das dritte Kind wird im Februar 1706 wieder in Schwäbisch Hall geboren und stirbt noch im selben Monat. Seine Frau wohnt bei ihrem Bruder¹⁶⁰. Verließ er Neuenstein im Januar 1706, nachdem er den Crailsheimer Großauftrag nicht erhalten hatte? Oder schon früher? Am 2. März 1706 stimmt er auf der Durchreise noch einmal die Orgel in Neuenstein¹⁶¹.

1706 wird in Winnenden eine Untersuchung eingeleitet. Wer trägt die Schuld, dass nicht ordnungsgemäß verfahren wurde? Sind die Winnender einem Pfscher auf den Leim gegangen? Metzenius muss sich fragen, ob er sich zur Ehrenrettung stellen soll. Den Zustand der Orgel kennt er wohl. Er weiß aber auch, dass er daran wenig Schuld hat. Dass ihm in Winnenden nicht allzu viel passieren könnte, entspräche vielleicht heutigem Rechtsempfinden. Aber er ist schließlich der nicht nur in wörtlichem Sinn „Dahergelaufene“! Falls es zu einem Prozess gegen ihn käme, hätte er keine Chance.

Noch bevor die Orgelrechnungen in Neuenstein endgültig geprüft sind, verstirbt Superintendent Heber. Erst im Sommer 1708 stellt die Kammer fest, dass *das gantze Werck annoch gantz weiß und nicht gemahlt oder angestrichen*, also nur grundiert ist. Die Bemalung war auch nicht vereinbart. *Auch die bey der Visitation von denen Deputirten befundenen und au. fälligen* [teilw. unleserlich: auffälligen, augenfälligen?] *Fehler von dem Orgelmacher Mezenius, welcher indessen weg[en] begonnener Adulterij* [Unzucht, Ehebruch] *durchgangen und flüchtigen Fuß geset-*

157 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 15, Rechnungen, S. 24 u. a. 54 fl dem Rößlerwirth... bey der Einweihung der Orgel (am 17. August 1704) und dero Visitirung d. 9. Octob. 1704 (u. a. durch den Orgelmacher Layser von Rothenburg und Organist Blinzinger von Heilbronn); 22 fl 30 kr dem Johann Alexander Castenbauer [Rößleswirth] alhier Haus- und Bettzinß vor den Orgelmacher und die Seinige d. 26. 1. 1705; 3 fl 30 kr... Bettzins vor den Orgelmachersgesellen uff 30 Wochen.; Zehrungskosten Orgelmacher Frau u. 2 Gesellen v. 3. Sept. 1703 bis 3. Febr. 1704, F 15, Anl. 57.

158 Ebd., F 9 v. 10. 10. 1704.

159 StadtA Schwäb. Hall, Genealogische Kartei Häfner.

160 Ebd.: „Nach der Flucht des Gatten kehrt die Witwe nach Hall zurück“.

161 HZAN, PA Öhringen, K 101/1/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 15, Rechnungen, S. 24: 1 fl 22 kr der Orgelmacher beym Adlerwirth alhier verzehret alß er die Orgel nochmalen gestimmt den 2. Mart. 1706.

zet und dahero solche Fehler versprochenermaßen nicht corrigirt, alß stünde hohen Herrschafften zu referiren, wie etwan solche Defecten zu ersetzen und zu ergänzen¹⁶².

Über die *Defecten* liegen keine Nachweise vor, außer dass 1708 die Blasbälge nicht funktionieren, ein damals häufiger Fehler dank Ratten- und Mäusefraß am Leder.

Nach dem Bericht des Stadtpfarrers Johann Christoph Kern über den Zustand der Orgel von 1711¹⁶³ ist die Orgel besonders wegen der Blasbälge nicht *tractabel* und bedarf einer *durchgehenden Correction*. Das Werk müsse repariert werden oder die *Orgel- und Figural Musik* müsse schweigen, was zwar dem *Gottesdienst* nicht *hinderlich* sei, jedoch der *gewohnten Kirchenzierde* ... nicht wohl anständig. Zur Finanzierung der Reparatur schlägt Kern vor, auch das ohnauisgefertigte *positiv*, so *H[err] Amtmann* von dem vorigen (wegen seines begangenen Ehebruchs) flüchtigen *Orgelmacher*, in Arrest gezogen, *employirt* werden könnte. Amtmann Johann Conrad Schlötzer unterstützt diesen Vorschlag und erweitert in seinem *Ohnmaßgeblichen Vorschlag*¹⁶⁴:

1.) Den Verkauf der (kürzlich erworbenen) *Allmoßenscheuer* (= Werkstatt des Metzenius?).

2.) Wann des entwichenen *Orgelmachers Mezenij* hinterlassen[es] *Orgelwercklein* vollendt in *Perfectionsstande* gebracht würde, worüber [ich] des *Heylbronner Orgelmachers* Vorschlag bereits ad *Cameram* communicirt habe, so könnte selbiges ehender verkaufft, und das darauff erlößende Geld gleichfalls auff *Herrschaffil[iche]* Verwilligung darzu angewendet werden, entwed[er] in *totum* [insgesamt], oder nach *Abz[u]g* deß *Orgelmachers* dabey habend *Verdiensts*.

3.) Kollekten der Pfarrgemeinde und

4.) Konsistorialstrafen

5.) *ad interim* biß die *Kirchenorgel* gemacht, möchte entwed[er] *obged[achtes]* *Mezenisches Orgelwerck*, wann es vorhero zuerst außgemacht, oder aber das *Schloßörgelein* in der Kirchen zur *Music* und *Gesang* zu gebrauch[en], und uff das kleine *Bohrkirchlein*, wo hiebevordie *Cammermägdt* gestand[en] so in den Chor siehet, und allda sehr bequem stehet, zu stellen seyn.

Die Zustimmung der Herrschaft wird eingeholt. Schmahl solle je ehender je besser reparieren, wegen des *Positivs* sei die *billichmäßige Eviction* zu leisten, d. h. es sei durch Gerichtsbeschluß einzuziehen (keine Akten dazu vorhanden). Danach werde zur Finanzierung deß entwichenen *Orgelmachers Mezenij*, so die neue Orgel zwahr wie wohl, teste *Experientia* [nach dem Zeugnis der Experten]¹⁶⁵ sehr liederlich verferttiget, zu *Nstn.* [Neuenstein] hinterlaßenes kleines *wercklein* fürdersambst in einen *perfections Standt* gestellet, sofort plus offe-

162 Ebd., F 11: *Protocollum über die wegen der Neuensteiner Orgelrechnung aufgesetzten Defecten* v. 5. 9. 1708.

163 Ebd., F 21.

164 Ebd., F 22 v. 7. 9. 1711.

165 Die Winnenden Ermittlungen haben sich sogar in Hohenlohe herumgesprochen.

renti [meistbietend] *verkauft*, und das daraus erlösende Geldt zur Reparation berührten KirchenOrgelwercks employrt [benutzt]¹⁶⁶. Man kann davon ausgehen, dass nicht die herrschaftliche Schlosskirchenorgel versetzt, sondern das von Metzenius erbaute und vom Heilbronner Orgelmacher in Stand gesetzte Positiv als Interimsorgel aufgestellt wurde. Mit ziemlicher Sicherheit wird die Interimsorgel 1717 von Johann Michael Schmahl, Heilbronn, in die Kirche nach Michelbach am Wald versetzt¹⁶⁷. Danach versetzt Schmahl die Neuensteiner Orgel auf den Platz, den zuvor die Interimsorgel eingenommen hatte und repariert sie, laut einem (späteren) Eintrag auf den Orgelakten im Hohenlohe-Zentralarchiv, im Jahr 1720 (?). Die nächste größere Reparatur der Neuensteiner Orgel erfolgt 1738 bis 1741 anlässlich einer fälligen Dachstockreparatur, bei der sie stark in Mitleidenschaft gezogen wird, durch den Kirchberger Orgelmacher Hasenmeyer. Die *Gedackten zinnernen Register* (Metzenius) sowie das Cornett (?; Mixtur, Schmahl?) werden durch hölzerne ersetzt, vom Holzwurm befallene Teile ausgewechselt¹⁶⁸.

An weiteren Reparaturen fertigt 1773 Ehrlich, Wachbach, eine neue Manuallade, eine neue Viola da Gamba in Zinn, ein neues Clavier, aber kein neues Pedal (zwei Register werden ausgebaut).

1794 fertigt Metzler, Comburg, eine neue Basswindlade und beledert die Bläsbalge neu. Am 14. Mai 1788 schreibt Pfarrer Georg Christian Lob an das Konsistorium: *Da das heutige Probzinn sehr schlecht und ziemlich bleyern ist, den Pfeifen ein dunkles Ansehen gibt, auch den hellen Ton verringert, wäre zu wünschen, daß es von der nehmlichen Güte genommen werde, wie solches an den Pfeiffen unserer alten Orgel befindlich ist.*

1868 wird die Orgel in der Stadtkirche Neuenstein abgebrochen, nachdem seit den 1750ern immer wieder um eine Vergrößerung des Werkes in Öhringen nachge-sucht worden war¹⁶⁹.

Zur Geschichte des Postitivs

Das fast fertige Positiv, 1706 in der Werkstatt, 1708 beschlagnahmt zum Gebrauch in Neuenstein, von Schmahl fertiggestellt, erweitert um das Pedal, geht 1717 nach Michelbach am Wald, 1783 nach Gnadental.

Zur Aufstellung der Orgel 1717 in Michelbach am Wald heißt es, daß zu der Neuen Orgel ein Stand *uff der einen Bohrkirche außgesehen werden müsse ... inzwischen das Neue Orgelwerckh alhier ankommen, wobey sich der Orgelmacher* [Johann Michael Schmahl, 1654–1725] *nebst seinem Sohn von Heilbronn* [Johann Friedrich Schmal, 1693–1737] *sich auch eingefunden*¹⁷⁰.

166 HZAN, PA Öhringen, K 101/I/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 23 v. 10.9.1711.

167 Von Kleemann: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 10), S. 73 als vermutlicher Neubau Schmal zugeschrieben.

168 HZAN, PA Öhringen, K 101/I/11, Pfarrei Neuenstein – Orgel, F 24 – F 30.

169 W. Lamm: Im alten Neuenstein. Auf historischen Spuren durchs Städtle, Sigmaringen 1986, S. 30.

170 HZAN PA Öhringen, K 100, F 5, F 10 fol. 23 v. 1.3.1717.

*Nachdem die in allhiesige Kirchen gemachte neue Orgel, wegen dero Größe nicht auf den alten Stand, sondern auf die Bohrkirche gestellt werden müssen*¹⁷¹...

Es kommt also eine komplett fertige Orgel an. Orgel und Orgelmacher kommen getrennt. Die Orgel muss auf die Empore gestellt werden, zwei neue Emporen werden benötigt. Weshalb wurde die neue Orgel nicht nach den Platzverhältnissen der alten gebaut? Weil Michelbach die fertige Orgel in Neuenstein gekauft hatte! Der Orgelmacher kommt aus Heilbronn, wo seine Materialien und Werkzeuge abgeholt worden waren. Die Feststellungen des Orgelsachverständigen Götz 1979 zu Gnadental (s. u.) stützen diese Erklärung.

Nachdem Metzenius von seiner Frau 1716 geschieden war, brauchte man nicht mehr damit zu rechnen, dass er zurückkam, und konnte die in Neuenstein nun übrige Orgel guten Gewissens verkaufen. Schmahl wird nicht nur die beiden Orgeln richten bzw. einbauen, sondern einige mehr in der Grafschaft Hohenlohe-Öhringen und auch Metzenische Orgeln in Württemberg.

Diese Orgel wird 1783 nach Gnadental verkauft und durch Metzler von Comburg dorthin versetzt¹⁷². Michelbach erhält eine neue, größere Orgel. Im Kaufvertrag ist die Disposition aufgeführt: ... *das Michelbacher alte und noch sehr gut conditionirte Orgelwerk bestehend in*

- 1.) *Principal von Zinn 4 Schu im Gesicht,*
- 2.) *Kleingedeckt – [Metall?] 4 Schu,*
- 3.) *Quint von – [Metall] 3 Schu,*
- 4.) *Mixtur von Zinn 4 fach*
- 5.) *gedeckter Subbass,*
- 6.) *Principal von Holz 8 Schu,*
- 7.) *Octav – [Metall] 2 Schu,*
- 8.) *Cymbal – [Metall] 2 fach, [= Sesquialter]*
- 9.) *Coppul – [Holz] 8 Schu,*
- 10.) *Tremulant, und*

*2 Blasbälg, so gut eingerichtet*¹⁷³.

Bei Manfred Götz, Orgelpfleger, heißt es in einem Brief vom 17. Juni 1979 zum Abschluss der Orgelrenovierung: „Bei den Arbeiten haben wir festgestellt, daß die Gnadentaler Orgel in ihrer Grundsubstanz älter ist, als wir bisher angenommen haben. Von dem ungenannten Orgelbauer, der im Jahre 1717 das Instrument gebaut hat, wurde teilweise eine andere und ältere Orgel mitverwendet. Zu diesen älteren Teilen möchte ich das Untergehäuse, Kanzellenkörper der Windlade [!] und Teile des Holzpfifenmaterials zählen....(ursprünglich) nur 7 Registerzüge, vermutlich gebrochene große Oktave, 9 Schleifen auf der Manualwindlade“¹⁷⁴. Schmahl erweitert um ein Pedal (gedeckter Subbass) mit gebrochener großer Oktav.

171 Ebd.

172 Ebd., Orgel in Michelbach am Wald v. 25. Febr. 1783.

173 Angaben in [...] nach der Beschreibung des OB Brötter, Vaihingen/Enz v. 22. 7. 1839.

174 PfarrA Gnadental, 42.92, Orgel, Renovierungsbericht v. 17. 7. 1979 – Manfred Götz, Orgelpfleger Heidenheim.

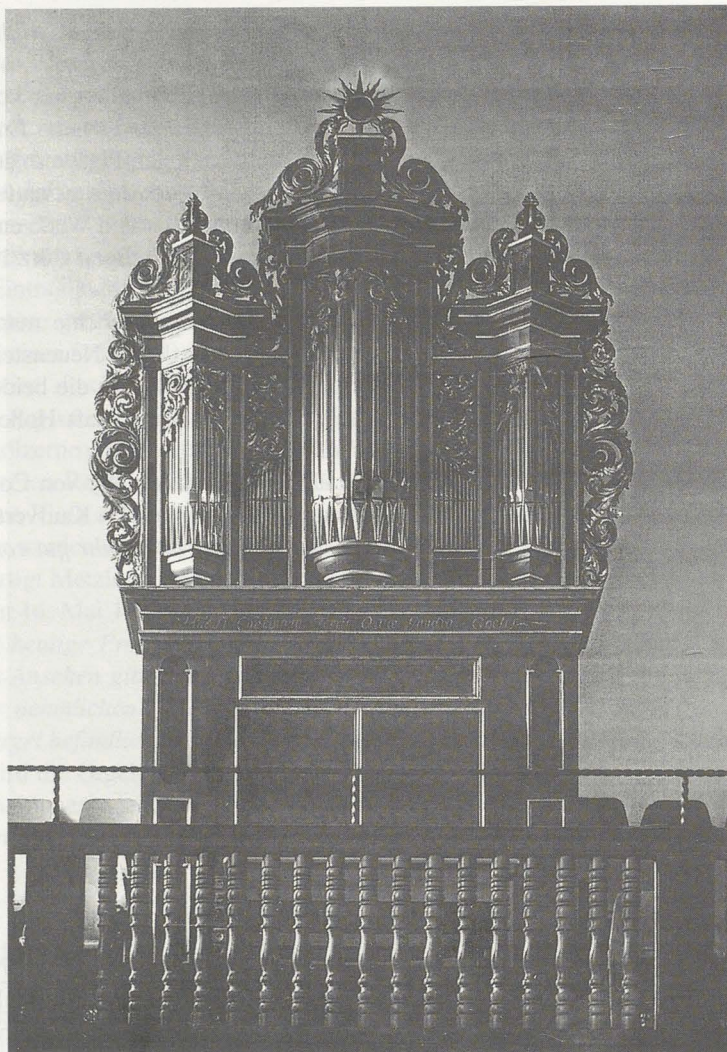


Abb. 6 Orgel in Gnadental (Foto aus: Helmut Völkl, *Orgeln in Württemberg*, S. 61).

Sieben Register (1, 2, 3, 4, 6, 7, 8) dürften aus der 1708 beschlagnahmten Orgel stammen, die andern drei (5, 9, 10) von Michael Schmahl, Heilbronn, sein. Die Disposition des Metzenischen Prototyps ist mit dem 1701 für Lendsiedel vorgelegten Erstentwurf¹⁷⁵ identisch bis auf den dort fehlenden Subbass, den Coppul = Hohlflöte 8' (L: = Gedackt 8', Holz) und dem Kleingedackt 4' (L: dito, jed. Me-

175 HZAN Kirchberg © 21 A, Nr. 22, Kirche Lendsiedel/Orgelbau, Riß.

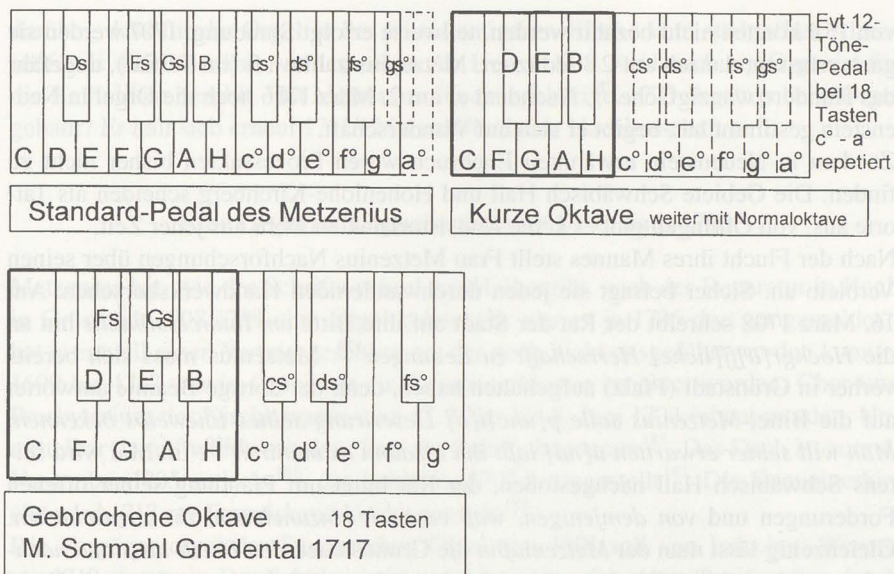


Abb. 7 Orgelpedaltypen zu Beginn des 18. Jahrhunderts (nach H. J. Busch: *Das Repertoire des Organisten als Problem der Denkmalpflege*, in: *Ars Organi* 44 (1974), S. 1929ff sowie W. Adelung: *Einführung in den Orgelbau*, Wiesbaden 1989, S. 168 ff).

tall). Der Prospekt ist wohl (bis auf die Verbreiterung des Unterbaus?, vgl. jedoch Bacharach!) von Metzenius, er ist weiß und wird erst Jahre später in Gnadental (1839, Orgelbauer Brötter von Vaihingen/Enz) mit blauer Ölfarbe bemalt. Sämtliche Maßverhältnisse decken sich auch im Detail mit dem Riß für Lendsiedel nach Länge und Breite, außer dass die Ecktürme auf Kosten der Schmalfelder breiter sind. Das Pedal hat 18 Tasten, evt. nur 12 Töne. Die Orgel wird für 175 fl an Gnadental verkauft, von Metzler überholt und eingebaut. Die alte, aus Kirchberg stammende Orgel Gnadental muss er für 50 fl in Zahlung nehmen¹⁷⁶. Eine Änderung der Disposition erfolgt 1925¹⁷⁷.

Abgetaucht 1706–1709

Es sieht so aus, als ob Metzenius nach 1705 keine Arbeit mehr in der Region findet, zumal ihm die Crailsheimer Seldsche Orgel nicht verdingt wird. Die ab 1. November 1705 vierteljährlich fälligen, bereits reduzierten Haller Steuern in Höhe

176 PfarrA Gnadental, alt 105 Kirchengebäude 1731–1855.

177 PfarrA Gnadental, 42.92, Orgel, Renovierungsbericht v. 17. 7. 1979 – Manfred Götz, Orgelpfleger Heidenheim.

von 15 β können nicht bezahlt werden, teilweise erfolgt Stundung, 1707 werden sie ganz erlassen, danach auf 2 β reduziert. Metzenius zahlte 1 fl (im Tertial), ungefähr das Hundertzwanzigfache¹⁷⁸. Nachdem er am 2. März 1706 noch die Orgel in Neuenstein gestimmt hat, begibt er sich auf Wanderschaft.

Zu dem in Neuenstein erwähnten Ehebruch waren Prozessakten bisher nicht zu finden. Die Gebiete Schwäbisch Hall und Hohenlohe-Kirchberg scheiden als Tatorte aus, von Öhringen gibt es keine Konsistorialakten mehr aus jener Zeit.

Nach der Flucht ihres Mannes stellt Frau Metzenius Nachforschungen über seinen Verbleib an. Sicher befragt sie jeden durchwandernden Handwerksburschen. Am 16. März 1708 schreibt der Rat der Stadt auf ihre Bitte *um Intercessionalis* hin an die *Hochgr[ä]ffliche Herrschafft zu Leiningen*¹⁷⁹. Metzenius muss sich bereits vorher in Grünstadt (Pfalz) aufgehalten haben, denn der dortige Beamte antwortet auf die Bitte, *Metzenius solle p[unc]t[o] Deserirung seines Eheweibs bekennen: Man will seiner erwartten u[nd] laßt ihn alsdann examiniren*¹⁸⁰. Im Mai wird seitens Schwäbisch Hall nachgestoßen, der Rat bittet um Pfändung seiner offenen Forderungen und *von demjenigen, waß er noch einzunehmen, ihr zuzuschicken*. Gleichzeitig lässt man der *Metzeniußin* die Grundsteuer, *den Beeth-ausstand nachsehen, und wirdt künfftig beim B[at]z[en] gelaßen, auch laßt man ihr monatlich 5 B[at]z[en] Glöckhlingeldt zugehen*¹⁸¹.

Im Juni 1708 mußte Metzenius wieder in Grünstadt sein. Der exakte Inhalt des Schreibens geht allerdings aus dem Vermerk über die *Widerantwortt* Leiningens nicht hervor¹⁸². Ein Jahr darauf bestätigt Schwäbisch Hall vermutlich, dass Metzenius inzwischen eingetroffen ist¹⁸³. Es ist auch denkbar, dass bereits 1706/07 eine erfolgreiche Reparatur in Grünstadt von Metzenius ausgeführt wurde.

Eine Reparatur in Kaub 1708¹⁸⁴ und ein Neubau in Kaub (katholische Kirche) um 1713/14?

Im Frühjahr 1708 führte Metzenius in der Stadtkirche Kaub am Rhein die Reparatur der Orgel aus, die in das seit 1707 den Protestanten gehörenden Schiff der Kirche gestellt worden war. Den Katholiken war der nun durch eine Mauer abgetrennte Chorraum der zuvor als Simultankirche genutzten Kirche zugewiesen worden. Die vorhandene Orgel war durch dreimaliges Umsetzen beschädigt. 1714 beschwerten sich die Katholiken unter Einschaltung der kurpfälzischen Regierung

178 StadtA Schwäb. Hall 4/1968–4/1987, Beetbücher und Diarien 1701–1711.

179 StadtA Schwäb. Hall 4/317, Ratsprotokoll 1708, fol. 118 v. 16. 3. 1708, Nr. 13. Leiningen damals noch linksrheinisch.

180 Ebd., fol. 149 v. 11. 4. 1708, Nr. 3.

181 Ebd., fol. 220 v. 25. 5. 1708, Nr. 13.

182 Ebd., fol. 277 v. 6. 6. 1708, Nr. 10.

183 StadtA Schwäb. Hall 4/318, Ratsprotokoll 1709, fol. 183 v. 1. 7. 1709, Nr. 26.

184 F. Böken: Quellen und Forschungen zur Orgelgeschichte des Mittelrheins, Bd. 1 (Beiträge zur Mittelrheinischen Musikgeschichte 6), Mainz 1965, S. 477–485.

darüber, dass für die Orgel in der protestantischen Kirche vom städtischen Almosenfonds 485 fl bezahlt worden seien. Ab Herbst 1714 wird auch ein Organist für die Katholiken bezahlt. Hat Metzenius die dazugehörige, 1770 abgebrochene Orgel gebaut? Er hält sich erneut 1711/12 in unmittelbarer Nachbarschaft auf.

Eine Orgel im Kapuzinerkloster Grünstadt 1708

Metzenius hat, wie der Schriftwechsel mit Hall ergibt, nach der Reparatur in Kaub in Grünstadt 1708/1709 eine Orgel gebaut. Er war er ja 1706 dort „angemeldet“, hat eventuell einen Vertrag geschlossen, der noch nicht ausgeführt werden konnte. 1699 bis 1717 war in Grünstadt ein Kapuzinerkloster errichtet worden. Chor und Presbyterium der Kirche waren vom 17. März bis 8. Juni 1704 erbaut worden. Unmittelbar darauf wurde mit dem Bau des Schiffs begonnen¹⁸⁵. Das Dach ist zum 4. November 1705 gedeckt¹⁸⁶, das Schiff ist 1707 fertiggestellt¹⁸⁷. Die Kapuzinerkirche wird 1717 zur Franziskanerkirche geweiht¹⁸⁸.

Die Vorgängerorgel der Stummschen Orgel von 1801 soll von Irrlacher, Worms, um 1719 stammen. Der Schulmeister von Abenheim, das einen Orgelneubau durch Irrlacher mit einer Posaune im Pedal plant, besichtigt 1719 die Grünstadter Orgel¹⁸⁹. Offen ist: Kommt er, weil er ein kürzlich erstelltes Werk Irrlachers besichtigen will, wie bislang angenommen wird (Bösken: „wahrscheinlich“), oder kommt er, um eine von Metzenius 1708/09 analog 1704 in Neuenstein eingebaute Posaune 16' (Holz) zu hören und zu begutachten? Das wäre auch ein Grund gewesen. Abenheim 1729 (geplant 1720) ist die einzige nachgewiesene Irrlacherorgel mit einem Zungenregister (Posaune 8' im Pedal)¹⁹⁰. Vor der Weihe 1717 könnte Irrlacher die Orgel gewartet und ausgereinigt haben. Metzenius ist dafür angesichts des Fahndungsgesuches von Schwäbisch Hall auszuschließen. Der Briefwechsel mit Hall belegt, da die Kirche 1707 fertiggestellt war, dass nicht Irrlacher die Grünstadter Klosterorgel gebaut hat, sondern Metzenius sie von Mai 1708 bis Sommer 1709 errichtete.

Die Klosterkirche wurde nach Plünderung 1793 durch französische Revolutionstruppen 1803 zum Abriss versteigert, vom späteren Bürgermeister Bordollo erworben und an die Kirchengemeinde weiterverkauft¹⁹¹. Man kann davon ausgehen,

185 Chronologie der Pfarrgemeinde und Pfarrkirche, Kath. Pfarramt St. Peter (Pfarrer Tiator), Grünstadt 2000, nach: Liber Parochialis Ecclesiae ad. S. Petrum in Grünstadt. ab Anno 1798, Historia, im PfarrA St. Peter, Grünstadt. Die Orgel wird 1798 nicht erwähnt.

186 Ebd.

187 W. Hümmerich: Anfänge des kapuzinischen Klosterbaues, Mainz 1987, Anhang 21/16, S. 413. Hinweis von Chr. Binz.

188 Chronologie Grünstadt (wie Anm. 185).

189 F. Bösken: Die Orgelbauerfamilie Stumm aus Rhaunen-Sulzbach und ihr Werk, Mainz 1960, S. 69, Nr. 102; S. 17.

190 Ebd., S. 69.

191 Chronologie Grünstadt (wie Anm. 185). Die vorhandene Klosterorgel wird dabei wohl zerstört.

dass 1793 dabei auch die Orgel stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, eventuell Totalschaden erlitt. Auch die alte Kirche St. Peter („untere Kirche“) war 1793 geplündert worden und wurde bereits 1794 profaniert¹⁹². 1801 wird in die Klosterkirche, nunmehr Pfarrkirche, eine gebraucht erworbene Stumm-Orgel (von ca. 1790) eingebaut. Auf dem Grundstück der Kirche wurde 1840–1842 die heutige katholische Kirche St. Peter und Paul errichtet, wobei die Stumm-Orgel wieder eingebracht wurde.

Erweiterung der Orgel in der Stadtkirche Künzelsau 1709¹⁹³

1709 um Michels Tag [29. September – H. F. Pf.] herum ist unsere Orgel etwas neu gemacht worden, als 2 neue große Blasbälge. Vorher hat es 6 gehabt und 2 hölzerne Register weg und 2 neue zinnerne an dieser statt. Die Mixtur ist 3 fach besteckt und klein gewesen, dahero ist wieder eine größere Mixtur neu hineingemacht worden und ist Posaunenregister da gewesen. Dies hat man weggetan und anstatt dessen noch eine neue Oktav Subbaß gemacht worden. Hat fast 200 fl. gekostet. Man hat bei 75 fl. kollektiert allhier. NB. Man hat Zinn von der Gemeind vom Rathaus dazu gegeben, sind bei 150 Pfd. Zinn und Blei dazu gekommen. Hats einer von Hall allhier gemacht. Man hat niemand darum befragt, keinen Pfarrer noch Keller, hat's der Schultheiß und Gericht für sich allein getan; auch niemand danach dawieder geredet.

In Württemberg wäre das zu dieser Zeit ohne Kirchenrat kaum mehr möglich gewesen. Dies ist die letzte Arbeit, die Metzenius in Hohenlohe verrichtet.

Herbst und Winter 1709/10 verbringt Metzenius mit seiner Frau in Künzelsau oder Schwäbisch Hall, wahrscheinlich bis zur Geburt und zum Tod seines vierten Kindes 1710¹⁹⁴. Bald darauf ist er aber wieder fort gewesen, endgültig. Ab 1711 hört seine Frau nichts mehr von ihm.

Die Scheidung 1716

Auf die Bitte um ein *adjutum* – wohl Jahr und Tag nachdem Metzenius sie verlassen hat – zur *Aufferziehung ihrer 2 noch ohnmündigen Kinder* im November 1711 verehrt ihr der Rat 1 fl und verweist sie an die *Allmoßen-Deputation*, wo ihr zumindest ein *exspectans*, die Anwartschaft auf ein *Freundschaftsalmoßenschüssel* zugesagt wird¹⁹⁵.

192 A. Eckardt (Bearb.): Die Kunstdenkmäler der Pfalz, München 1939, S. 262. Hinweis von Pf. Tiator.

193 A. Faust: Künzelsauer Chronik 1678–1741, Schwäbisch Hall 1960, S. 115.

194 StadtA Schwäb. Hall, Genealogische Kartei Häfner: Johann Christof, geb. 18. 08. 1710, gest. 07. 09. 1710.

195 StadtA Schwäb. Hall 4/320, Ratsprotokoll 1711, fol. 519 v. 16. 11. 1711, Nr. 19.

Ab dem fünften Jahre betreibt Frau Metzenius vor dem Konsistorium in Hall die Scheidung: *Maria Elisabetha Sandlin, dermahlige HaußMeisterin im Spital, sucht p[er] Mem[oriale] an, Sie von ihr[em] gottloßen Mann Otto Reinhardt Mezenio, Orgelmacher, der Sie nun in die 5. Jahr deseriret, von dem Sie auch seithero nichts mehr erfahren können, nunmehr zu liberir[en] und mit nachtrück[licher] Hülff ohn [an] die Hand zu gehen.* Der Rat beschloss: *Man will Vorher nach Monsheim [in Rheinhessen] und Coblenz schreiben laßen*¹⁹⁶.

Es bedarf vieler Vorstöße, bis die Kirchenbehörde die Scheidung ausspricht. Zuerst müssen in Frankfurt, Köln, Worms und Leiningen (Dez. 1715)¹⁹⁷ die Vorladungen aufgelegt (*citationes assigiren*) werden, danach in Rastatt (Baden), wo der wandernde Barbier Rebstock dem Metzenius begegnet sein will¹⁹⁸. Da Frau Metzenius an eine Wiederverheiratung denkt, werden im März 1716 die Regierung von Baden und Köln/Rhein gemahnt¹⁹⁹. Ehe nun die *Proclama* ergehen kann, muss dann aber noch beim schwedischen Generalgouverneur in Zweibrücken sowie in Frankfurt nachgefragt werden. Jemand will ihn in Alsenz, 20 km südlich von Bad Kreuznach, gesehen haben²⁰⁰. Dort war er nach der Antwort vom 23. Juli 1716 nicht anzutreffen.

Wird hierauff Concept Bescheidts in Sachen Mariæ Elisab[ethæ] Mezeniusin, Klägerin[,] g[egen] Otto Reinhardt Mezenium, Beklagter, ihm bißherig Ehe Mann, p[un]cto desertionis malitiosæ [in Sachen böswilligen Verlassens] undt dahero gesuchter Ehescheidung abgeleßen. Man lest die Proclama gleich vornehmen, alsdann die Sentenz publiciren.

Ist uff vorherig beschehenes 3 mahliges Proclama undt Citation des Mezenij durch den Stadtknecht Melcher Weimaren auff dem Rathsbod[en] bey offener Rathsstuben Thürn den[en] Parthey[en], da im Nahmen des Mezenij H[err] Canzlist Gammersfeld[er] vorgestanden, obiger Bescheid publicirt und von der Mezeniusin nebst demuht[iger] Dancksagung vor die Obrigkeit[liche] Willfahrr [Bereitschaft], ra[tio]n[e] der Unkosten gebetten worden, weil sie mit dem Mann viel eingebüßt, auch sonsten nicht viel zum Besten [Bestehen = Leben] habe, ein gnädiges Einsehen mit Ihr zu haben. Es ergeht der Beschluss: *Umb angeführter Motiven willen, soll Sie einfache Sportulas [Gerichts-/ Nebengebühren] erlegen, die Brieff-Porto aber zur Steuerstuben bezahlen*²⁰¹.

Sie kommt also finanziell relativ glimpflich davon. Heiraten wird sie aber nicht mehr.

196 StadtA Schwäb. Hall 4/644, Konsistorialgerichtsprotokoll, fol. 134 v. 5. 9. 1715.

197 Ebd., fol. 146 v. 5. 12. 1715, Nr. 3.

198 Ebd., fol. 151 v. 16. 1. 1716, Nr. 5; Kirchberg i. H. ist zu dieser Zeit badisch!

199 Ebd., fol. 153 v. 12. 3. 1716, Nr. 2; fol. 157 v. 2. 4. 1716, Nr. 3 und fol. 158 v. 23. 4. 1716, Nr. 1.

200 Ebd., fol. 160 v. 18. 6. 1716, Nr. 2.

201 Ebd., fol. 169 v. 3. 9. 1716, Nr. 2.

Was wird aus den Kindern?

Der älteste Sohn Johann Friedrich

Trotz der finanziellen Nöte ermöglichte es Maria Elisabetha Metzenius ihrem Sohn *Joh[ann] Friedericus*, ab 1713 das Gymnasium Illustre zu besuchen²⁰². Er erlernte das Schneiderhandwerk, erwarb das Bürgerrecht und heiratete am 5. Februar 1732 Sabine Barbara geb. Stadtmann (geb. 3. Mai 1697, gest. 13. August 1735)²⁰³. Der Ehe entsprossen zwei Kinder: Margaretha Barbara (geb. 7. November 1732, gest. 1. April 1743 *an Auszehrung*)²⁰⁴ und Susanne Magdalena (geb. 16. November 1733, verh. 29. August 1753 mit Georg Friedrich Seyboth, gest. 28. Juli 1766²⁰⁵).

Der Wiederverheiratung des verwitweten Schneiders steht der Rat skeptisch gegenüber: Obwohl seine Verlobte *Eva Maria Weeberin von Cüntzelsau gebürtig* das gerichtliche Attest ihrer ehelichen Geburt vorlegt, zweifelt der Rat, ob sie über die geforderten 100 fl *Einbringen* verfügt. Dass dieses Vermögen vorhanden sei, soll Metzenius' Onkel, Wagmeister Sandel, bestätigen. Dann will man *des Metzen[ius] Magd u[nd] Gesellen wegen ihres Schneiders u[nd] Meisters Aufführung und Umgang mit ged[achter] Weeberin (als welche angebrachtermaßen [gerüchtweise] schon einige Zeit nackend beysamm[en] schlaff[en] sollen) befrag[en] laßen*²⁰⁶.

Auch ein Memoriale des Verlobten vom 26. Oktober 1735 ändert an der Meinung des Magistrats nichts²⁰⁷. Nach Verlesung der Verhörsprotokolle *wegen verdächtigen Umgangs Schneider Metzenij mit Eva Cathar[ina] Weberin von Cüntzelsau u[nd] ihres Einkommens u[nd] Einbringens ... laßt [man] die Zeug[en] nochmalen bey 4fl Straf zur Verhör citiren. Dem Metzenio aber die Heyrath u[nd] Bürgerrecht vor die Weberin abschlag[en] anbey bedeuten, daß daferner er solche dennoch heyrathen würde, ihme das Bürgerrecht aufgekündet werden solle*²⁰⁸.

Metzenius verlässt mit der Eva Weber die Stadt, heiratet sie aber nicht. Die Folgen sind bitter: *Ursul[a] Margar[etha] Stattmännin Wittib [bittet] um ohnvorschreib[lichen] Unterhalt und Verpflegung ihrer 2 armen von ihrem Vatter Metzenio verlassen[en] Enkelein. ... Die Metzenisch[en] Kinder aber verweißt man zur allmoßen Deputation*²⁰⁹.

1736 wird den Lebensgefährten Metzenius / Weber *ex praematuero concubito* (aus

202 A. Zieger (Bearb.): Das Matrikelbuch des Haller Gymnasiums illustre, 1673–1811 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 13), Schwäbisch Hall 2000, S. 61, Nr. 1948.

203 StadtA Schwäb. Hall, Kirchenbücher Sankt Michael und Genealogische Kartei Häfner. Laut dem Nekrolog in StadtA Schwäb. Hall 2/74, Totenbuch St. Michael, fol. 1040 v. 15. 8. 1735 *rührte sie d[er] Schlag, wozu auch Gicht komm[en]*.

204 StadtA Schwäb. Hall 2/75 a, Totenbuch St. Michael, fol. 118 v. 3. 4. 1743.

205 StadtA Schwäb. Hall, 2/74 Totenbuch St. Michael, fol. 1040 v. 15. 8. 1735.

206 StadtA Schwäb. Hall 4/344, Ratsprotokoll 1735, fol. 589, Nr. 14 v. 19. 10. 1735.

207 Ebd., fol. 599, Nr. 8 v. 26. 10. 1735.

208 Ebd., fol. 617, Nr. 18 v. 4. 11. 1735.

209 StadtA Schwäb. Hall 4/345, Ratsprotokoll 1736, fol. 256, Nr. 2 v. 9. 5. 1736.

frühzeitiger Begattung) in Künzelsau eine Tochter geboren, die aber kurz danach wieder stirbt²¹⁰. In den Kirchenbüchern von Künzelsau und der umliegenden Gemeinden findet sich bis einschließlich 1777 kein weiterer Eintrag zu Metzenius. 1743 heißt es über Metzenius: ... *gewesenen Bürgers und Schneiders, nunmehr aber außgewichenen treuloßen Vatters*²¹¹. Demnach hat er die Weber geheiratet, der derzeitige Aufenthaltsort ist nicht benannt.

Aus der Ehe mögen auch Söhne hervorgegangen sein. Angesichts der familiären Armut ist es aber äußerst unwahrscheinlich, dass einem Sohn die teure Ausbildung zum Orgelmacher ermöglicht worden sein könnte.

Der zweite Sohn Johann Christian

Im Haller Ratsprotokoll von 1735 heißt es, es *seye ½ Halbs Seck[lein] v[on der] AllmoßenSchüßel vacant* ..., um das sich neben vier anderen auch *H[err] Wag-M[ei]st[e]r Sandel vor s[eine]r Schwester Sohn, den blinden Metzenium* bewirbt. ... *Dem blinden Metzenio will man das ½ Seckl Schüßel zugehen lassen*²¹².

Nach dem Tod der Mutter hatte sich demnach sein Onkel, Wagmeister Georg Wilhelm Sandel²¹³, um Johann Christian angenommen. Nach Sandels Tod kommt er 1744 ins Spital und stirbt dort 1763²¹⁴.

Dass Georg Ludwig Metzler, Orgelmacher in Steinbach, ein Enkel aus der Ehe des Otto Reinhard Metzenius mit Maria Elisabeth Wilhelmine Sandel sei, wie es H. Fischer und Th. Wohnhaas²¹⁵ von B. Goethe²¹⁶ und dieser wieder von E. Grünenwald²¹⁷ übernommen hat, ist damit auszuschließen. Ob Metzler bei Hasenmayer und Ehrlich gelernt hat, wie dieselben berichten, bedarf näherer Untersuchung.

Weitere Arbeiten des Otto Reinhard Metzenius

Die folgenden Angaben stammen großteils aus dem Nachlass von Prof. Bösen, Mainz und sind bislang unveröffentlicht. Ich verdanke sie Frau Anneliese Bösen und Herrn Herrmann Fischer, Aschaffenburg, die den Nachlass bearbeiten:

210 PfarrA Künzelsau Kirchenbuch 410, S. 37, Nr. 15 v. 24. 7. 1736; Kirchenbuch 411.

211 StadtA Schwäb. Hall 2/75 a, Totenbuch St. Michael, fol. 118 b v. 3. 4. 1743.

212 StadtA Schwäb. Hall 4/344, Ratsprotokoll 1735, fol. 7 v. 7. 1. 1735.

213 StadtA Schwäb. Hall 2/58 b, Taufbuch St. Michael, S. 883.

214 StadtA Schwäb. Hall, Genealogische Kartei Häfner.

215 Wohnhaas/Fischer: Lexikon (wie Anm. 102), S. 260.

216 B. Goethe: Der hohenlohisch-fränkische Orgelbau in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Württembergisch Franken 74 (1990), S. 105.

217 Grünenwald: Alte Orgeln (wie Anm. 147).

Orgelumbau in der ev. Kirche St. Peter in Bacharach am Rhein 1711/12

„In Bacharach wird 1711 eine Kollekte für die von Metzenius ausgeführte Reparatur und Renovierung erhoben. Leider ist weder ein Akkord noch ein Hinweis auf die Disposition vorhanden“²¹⁸. *Dem Orgelmacher Mezenius lt. mit demselben getroffenen accord zahlt 87fl. Item demselben wegen des Petals und vor ein recompens [Belohnung] 68 [fl] 40 [xr]. Ferner ist M noch bezahlt worden 32 fl 58 Xr. ... Gesamtausgabe Orgel 444 fl 49 1/2 Xr*²¹⁹. Fast 140 Pfund Zinn und 260 Pfund Blei stellt die Gemeinde für neue Pfeifen. Auch ein neues Gehäuse wird aufgestellt. Holzpfeifen werden mit Eiweiß als Bindemittel mit Stanniol verkleidet. 1792 wird eine neue Stummorgel aufgestellt.

Ein Neubau in Oberdiebach, Kreis Mainz-Bingen 1712

„Eine Inschrift in der Windlade nannte O. R. Metzenius als Erbauer der ersten Orgel in der reformierten Kirche St. Moritz (St. Mauritius) 1712“²²⁰. Beim Abbruch der Orgel 1894 wurde in der Windlade folgende Inschrift gefunden: *Anno 1712 habe ich, Otto Reinhard Metzenius, diese Orgel hier in Diebach gebaut*. Sie stand im Chor hinter dem Altar.

1820/21 hatte Embach (Rauental) das fehlende Dis eingefügt und die „vier unteren Tasten mit 32 Metallpfeifen“ und 8 Holzpfeifen versehen.

Ein Neubau in der kath. Kirche St. Nikolaus in Bacharach am Rhein, vormals Kapuzinerkloster 1711 oder 1713

1714 gibt es Streit wegen der fortgesetzten Besoldung eines katholischen Organisten, 1720 wird festgesetzt, dass Katholiken und Protestanten jeweils die Hälfte des Hospitalgefälles zur Besoldung des Organisten in der Kapuzinerkirche zusteht, was 1724 bestätigt wird²²¹.

Die Orgel weist Metzenius-typische Merkmale auf: Drei 4'-Register, geteilte Schleifen, Cis fehlt. Von den elf Registern sind 1772 drei stumm. Das Pedal hat jedoch nur den Umfang C, D – c, die Sesquialter-Quinte fehlt, nur die Terz 1 3/5' ist belegt. Eine ganz ähnliche Disposition weisen Kirchberg i. H. (Johann Michael Stumm, 1717) und wies vermutlich Dill i. H. auf. Der Prospekt erinnert stark an den 1701 in Lendsiedel vorgelegten Riss und an Gnadental. In den Ecktürmen stehen jedoch nur je fünf anstelle von je sieben Pfeifen. Ober- und Untergehäuse sind deutlicher als in Lendsiedel und Gnadental getrennt, vielleicht nicht mehr vor Ort

218 F. Bösen, H. Fischer: Quellen und Forschungen zur Orgelgeschichte des Mittelrheins, Bd. 4, in Druckvorbereitung.

219 Ebd., Quelle: PfarrA Bacharach, St. Peter, Orgelakte.

220 Bösen/Fischer: Quellen 4 (wie Anm. 218).

221 Ebd., Quelle: PfarrA St. Peter, Bacharach, StadtA Koblenz 4/1724; 613/264.



Abb. 8 St. Nikolaus, Bacharach am Rhein, 2002 (Foto: Christian Binz).

verfertigt. Die gekröpften Gurtsimsen sind verstärkt, ebenso die nunmehr geschnitzten Konsolen (bereits Stumms Einfluss?). Auch stehen die tiefsten Register nunmehr hinter den Prospektpfeifen auf der Windlade.

„Diese Orgel ist typisch für unsere Gegend. Sie verbindet den französischen Orgelbau des Barock mit dem des deutschen.... Aus dem deutschen Orgelbau kommt dann der Streicher (Salicional) und die Diskant-Flöte (Flaut travers) hinzu“²²². Die gegenüber 1700 vorgenommenen Änderungen entsprechen den sich wandelnden Klangidealen.

*Eine Orgel für Dill im Hunsrück 1715/16*²²³

In der Zeit seines Abtauchens fertigte Metzenius für die evangelische Kirche in Dill, Rhein-Hunsrück-Kreis, eine Orgel „zu 108 rhein. Gulden, ... evt. nur ein Positiv.“ Es wurde 1878 durch eine Orgel von Oberlinger, Windesheim (I/6; P) ersetzt. Hierzu einiges Neue:

Besonders interessant ist dabei die Verbindung zu Johann Michael Stumm, der die Erfüllungsbürgschaft leistet. Am 2. August 1715 erhält *O R Moezenius* 100 fl rheinisch *als erstes accordirtes Ziehl wegen der Diller Orgel* bar als üblicherweise beim Vertragsabschluss fällige Anzahlung. *Inngleichen auch attestirt wird, dass H[err] Johann Michael Stumm für ihm H[er]rn Moezenio die prætendirte [geforderte] Bürgschafft also zu leisten, dass die Diller Gemeindt dem Accord gemäß hin wieder geliefert werde[.] so geben und geschehen Rhaun[en] Sultzbach d[en] 2. t[en] [Octo]bris 1715.*

*O R Moezenius, JM Stumm*²²⁴.

Ein weiteres Dokument belegt, dass Johann Niklas Stumm, der Bruder von Johann Michael, der in Hammerbirkenfeld eine Hammerschmiede und eine Eisenhütte betreibt, Metzenius ein persönliches Darlehen zur Fertigstellung der Diller Orgel gibt.

*Ich unter schrybner adestire untter meiner eygnen Handt, daß weg[en] der Diller Orgel zu mach[en] genüg[en]*²²⁵ *uff Johann Nickl Stumm[en] von Raunen Sulzbach mit fünf undt siebzig g[ulden] reinisch genommen, wo über hir quitire, Hammer Birck[en]feldt d[en] 14^{t[en]} Augustii 1716 O. R. Mezenius*²²⁶.

222 C. Binz: Die Orgel von St. Nikolaus zu Bacharach, Festschrift zur Altarweihe, Bacharach 1996, S. 21. Herr Binz hat mir wesentliche Hinweise zu Metzenius' Zeit und Arbeit am Mittelrhein und Hunsrück gegeben, denen im einzelnen weiter nachzugehen ist.

223 Böskes/Fischer: Quellen 4 (wie Anm. 218). Quelle: Archiv Oberlinger (Freundl. Mitteilung von H. Fischer).

224 C. Spering: Wirken und Werk der Orgelbauerfamilie Stumm im ehemaligen Kreis Simmern, Wissenschaftl. Hausarbeit (A-Kirchenmusikerprüfung), Ms. Köln 1983, S. 4 f nach PfarrA Dill, Orgel 71/1 3–1. Den Hinweis verdanke ich Herrn Archivdirektor Meister, Fürstl. Leiningisches Archiv Amorbach.

225 „Genüge(n)“ = Quittung, Schuldverschreibung, vgl. J. Grimm, W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 4/1, Leipzig 1897, S. 3506 ff.

226 Spering: Wirken Stumm (wie Anm. 224), S. 6 f; PfarrA Dill.

Unterschiedenes bezeugt, dass ich
 accounted, dass ich, der Diller Orgel, auf 100 fl. Stumm
 für ein hundert Ziehl, von 1715, der Diller Orgel
 daselbst, als Johann Peter Stumm, und Johann
 Michael Stumm, als beider Nachkommen, für
 ein Jahr, auf attestiert, dass ich, Johann
 Michael Stumm, für ein Jahr, von 1715, die meiste
 Zeit, bezeugt, als ich, dass ich, der Diller Orgel
 meine, von accounted, für ein Jahr, von 1715, die
 meiste, von 1715, und 75 fl. Stumm, für ein Jahr,
 16. 11. 1716.
 O. R. Mezenius J. M. Stumm

Abb. 9 Bürgschaftserklärung Johann Michael Stumms für Otto Rheinhardt Mezenius (Foto: Ortsarchiv Dill).

Am 16. November 1716 quittiert *Otto Rheinhardt Mezenius*, Orgelmacher dem Diller Pfarrer und dem Kirchspiels Kirchvorsteher über 25 fl 2. Ziehl²²⁷. 75 fl Abtretung erhält wohl Johann Nikolaus Stumm. Nach der Gewährleistungszeit wird der bislang bekannte Betrag von 108 fl ausbezahlt²²⁸. Damit ist klar, dass diese Orgel, deren dem Orgelbauer bezahlte Kosten sich auf insgesamt 308 fl belaufen, nicht nur, wie bisher angenommen, ein kleines Positiv gewesen sein kann, sondern nach Größe und Art wohl der Lendsiedler Orgel entspricht. Sie dürfte auch die Vorlage für die Orgel Kirchberg (Hunsrück), Erstvertrag mit Johann Michael Stumm 1715 nicht ausgeführt, darstellen.

Ist Otto Reinhard Metzenius der Lehrmeister von Johann Michael Stumm?

Die Übernahme einer persönlichen Bürgschaft, mehr noch die Gewährung eines persönlichen, ungesicherten Darlehens durch Johann Nikolaus Stumm, setzt ein erhebliches persönliches Vertrauensverhältnis voraus. Es ist unvorstellbar, dass einem Fremden, sich mittellos auf der Durchreise Befindlichen ein derartiges Vertrauen eingebracht wird, zumal nach bisherigem Verständnis Irrbacher hätte ins Spiel kommen müssen. Stumm muss Metzenius längere Zeit gekannt haben und muss von seinen handwerklichen Fähigkeiten überzeugt gewesen sein. Außerdem muss er ein persönliches Interesse am Bau der Orgel gehabt haben. Dieses

227 Ebd., S. 8 f; PfarrA Dill Orgel 71/1 3–1.

228 Der Lesefehler *Krönchen* oder *Zeunchen* (W. Wagner bei *Spering*: Wirken Stumm [wie Anm. 224]) anstelle von *genügen* ist zu korrigieren.

kann nur darin bestanden haben, dass er seine Ausbildung als Orgelmacher bei Metzenius abschließen will und nach angemessener Lehrzeit auch kann.

Unter Zugrundelegung der von Franz Bösen belegten Lebensdaten²²⁹ und bei Berücksichtigung der „romantisch gefärbten“, auf mündlich überlieferten Familientraditionen beruhenden Darstellungen in „Didaskalia“ lässt sich der folgende tabellarische Lebenslauf des Johann Michael Stumm rekonstruieren, der hiermit zu Diskussion gestellt sei.

Fakt:	1683, 10./20. 4. Geburt in Sulzbach
Hypothese:	1696–1701 Lehre als Schmied ²³⁰ , anschließend bis 1704 Ausbildung zum Goldschmied bzw. Arbeit als
Fakt:	Goldschmied im Elsass und der Schweiz
Fakt:	1705, 24. 8. Geburt des Sohnes Johann Philipp
Fakt:	1706, Juli Hochzeit mit Eulalia Gertrud geb. Laux aus Sulzbach
Fakt:	1706, 06. 12. Geburt des Sohnes Johann Nikolaus
Hypothese:	1707–1710 auswärtige Arbeit als <u>Goldschmied</u> , um den Unterhalt der Familie zu gewährleisten
Fakt:	1709 Familie in der Aspacher Hütte ? Geburt der Maria Elisabeth, (verh.: Weber)
Fakt:	1711, 25. 10. Geburt Johann Christian in Sulzbach
Hypothese:	1711 „Verlosungsgeschichte“ ²³¹ . Erwerb (?) des von Orgelbauer Jacob Irrlacher für Hildenbrant (-brand) in Kirn Januar 1710 hergestellten Positivs und selbständige Reparatur und Verbesserung des defekten Werks. Interesse am Orgelbau als weiterem Erwerbszweig neben der Goldschmiedetätigkeit erwacht.
Fakt:	1710–1714 in Sulzbach nicht nachweisbar, ab 1715 in Sulzbach
Fakt:	1715 Bau einer Orgel in Rhaunen ²³² , 1723 Beschädigungen repariert

229 Bösen: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 189), S. 10.

230 O. Conrad: Die Geschichte der Orgelbauerfamilie Stumm aus Rhaunen-Sulzbach und ihrer Werke (Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde Birkenfeld 19/1), Birkenfeld 1955, S. 6.

231 Nach N-y: Die Orgelbauer-Familie Stumm in Rhaunen-Sulzbach, in: Didaskalia 46 (1845), Nr. 46, zitiert bei U. Schneberger: Johann Michael Stumm – Lebensbeschreibung und Firmenhistorie, in: Festschrift 250 Jahre J.-M. Stumm-Orgel, Sobernheim, 1989, S. 25 wurde „in Kirn eine Hausorgel von 4 Registern ausgespielt, und das Loos, durch dessen Ankauf Michael Stumm sich beteiligt hatte, gewann die Orgel... Bald wurde die kleine Hausorgel unbrauchbar...“ Lt. Haustradition wurde diese Orgel erst 1730 erworben.

232 W. Seibrich: Das Schicksal der ersten (?) Stumm-Orgel (zugleich ein Beitrag zur Baugeschichte der Evgl. Kirche in Rhaunen), in: Verein für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld, Mitteilungen 68 (1994), S. 110. W. Seibrich fragt, wer außer Johann Michael Stumm diese Orgel gebaut haben sollte? Metzenius hält sich mit Stumm, der m. E. seine Lehrzeit noch nicht beendet hat, in Rhaunen und Dill auf. 1723 wird diese Orgel von M. Stumm nach vorausgegangenen Beschädigungen „neu gemacht“ (Seibrich, S. 112).

Hypothese:	Gemeinschaftsarbeit M. Stumm / O. R. Metzenius oder 1. selbständige Arbeit Stumms?
Hypothese:	1712–1716 Lehre und Perfektionierung als Orgelmacher bei Metzenius, Abschluss mit dem geplanten Erstlingswerk in Kirchberg (Hunsrück) 1716/1717 ²³³

Bis 1715 tritt Stumm noch nicht als selbstständiger Orgelbauer auf. Die Diller Orgel wird aber wohl in Stumms Werkstatt in Rhaunen-Sulzbach gebaut, nicht, wie bislang bei Metzenius üblich, vor Ort. Die bisherige Forschung geht davon aus, dass Stumm bei Conrad Rissen und Jacob Irrlacher, eventuell auch bei Johann Friedrich Macrander und Johann Jacob Dahm gelernt habe²³⁴.

Stummsche Dispositionen lassen bei einzelnen Registern Bezüge auf Werke der Genannten erkennen. Außer den Diller Akten spricht jedoch vor allem dies für den Lehrmeister Metzenius: „Die auffallend ähnlichen Dispositionen [von Kirchberg (1,1717) i. H. und Lendsiedel] unterscheiden sich im Manual nur durch das Fehlen der Trompete in Lendsiedel und der Disposition der Sesquialter [Terz und Quint] anstelle von Terz oder Quint in Kirchberg [Hunsrück]“²³⁵, einem der ersten Werke von Michael Stumm. Mit den Neubauten in Rhaunen (1715) und in Neuwied (? ,reformierte Kirche) „bald nach 1715“ und der großen Reparatur in Enkirch/Mosel²³⁶ 1719, bei der Stumm sich intensiv mit der Bauweise von Rissen auseinandersetzt, wird er als Orgelmacher-(meister) anerkannt (drei selbständige Werke), Voraussetzung für den Auftrag Münstermaifeld 1721.

Irrlacher scheidet m. E. als Lehrmeister aus, wenn an der Verlosungsgeschichte etwas Wahres dran sein sollte. Weshalb sollte Stumm bei jemanden lernen, der handwerklich unzureichend, schlechter ist als er selbst?

Die Diller Metzenius-Orgel war Ende 1716 nach der von Valentin Markart in Bad Kreuznach zu Pfingsten 1716 erbauten Orgel fertiggestellt. Markart war den Kirchbergern vom Kreuznacher Pfarrer mehrfach *bestermaßen recomendiert* worden²³⁷. Nun konnte die Kirchberger Pfarrer- und Bürgerschaft unmittelbar vergleichen. Am 29. September 1717 wurde der Vertrag mit Stumm unterschrieben. Die Disposition findet sich im Anhang.

233 Vgl. *Wohnhaas/Fischer*: Lexikon (wie Anm. 102), TbzMw 116, S. 400. Nach *Müller*: Auf den Spuren (wie Anm. 103), S. 64 f dauert die Orgelmacherlehre 4–6 Jahre und erfolgt nach der Zunftordnung bei einem Meister. Wenn Stumm 1706–1710 zum Orgelmacher ausgebildet worden wäre, woher hätte er dann 1715 in Dill die finanziellen Mittel und die Reputation als Goldschmied, ohne die er kaum als Bürge akzeptiert worden wäre? Wovon hätte seine Familie 1706–10 leben sollen? Wovon hätte er 1715 eine Orgelbauwerkstatt einrichten sollen?

234 *Bösken*: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 189), S. 14–17.

235 *Spring*: Wirken Stumm (wie Anm. 224), S. 15.

236 *Schneberger/Stumm*: Festschrift Sobernheim (wie Anm. 231), S. 29; *Bösken*: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 189), S. 14, S. 66.

237 *F. Bösken*: Die Orgeln von Kirchberg, in: *Mainzer Zeitschrift* 67/68 (1973), S. 234–239, S. 234.

Die von Fr. Bösken gesuchten Beziehungen zu den Orgelbauern des Mittelrheins, die Stumms Lehrer gewesen sein könnten, finden nun eine einfache Lösung: Für „Baßflöt 8' offen“ und „Hohlpfeif Gedackt 8'“ zeichnet nicht unbedingt eine Lehrzeit bei Macrander (Annweiler 1707) verantwortlich, Hohlpfeif ist bei Metzenius Standard ab 1699, Bassflöte 8' spätestens ab 1712 (Oberdiebach). „Floit 4' = Kleingedackt“ ist wie bei Metzenius in Holz (bei Stumm später immer Metall). „Solionale (oder Spitzfloit 4')“ muss nicht von Irrlachers Salicional 2' im Hillebrand-Positiv 1710 hergeleitet werden, Metzenius baut es 1701/02 in Lendsiedel, 1713 in Bacharach, St. Nikolaus. Cornett 4fach 1', typische Stimme im zeitgenössischen Orgelbau an Rhein und Mosel, fehlt wie bei Metzenius. „Auffallend groß ist die Pedaldisposition“²³⁸. Auffallend ist auch die auf die Terz reduzierte Sesquialter. Hat bereits Stumm die Metzenische Standard-Disposition als zu steil obertönig empfunden? Aber auch Metzenius war mit der Zeit gegangen, baut ab 1712 Flöte 8' und Salicional 4' anstelle von Prinzipalregistern. Zudem verlangte die Trompete 8' des geplanten Werkes Kirchberg i. H. ein entsprechendes Gegengewicht im Pedal. Die Orgel kommt erst Michaeli 1722 mit leicht veränderter Disposition zur Ausführung²³⁹. Bereits 1753 wird das nicht unanfällige Werk Stumms von Romanus Benedictus Nollet aus Luxemburg ersetzt.

*Otto Reinhard Metzenius – Werkstattmeister des Johann Michael Stumm
von 1717 bis um 1730?*

Arbeitet Metzenius auch weiterhin für Stumm? Ist er der „andere verständige Orgelmacher“, der im Vertrag Kirchberg erwähnt ist²⁴⁰? Ist er nur vereinzelt selbstständig tätig? Dies würde die spärliche Quellenlage über Metzenius für die nächsten 15 Jahre erklären.

Auf den ersten Blick scheint es eine abenteuerliche Idee zu sein. Aber sie ist absolut plausibel. Metzenius muss 1716 nach der Scheidung in Schwäbisch Hall wegen böswilligen Verlassens seiner Ehefrau aus Furcht vor drohenden Alimenteforderungen untertauchen. Für seine Zeitgenossen ist Michael Stumm andererseits vor allem ein *sehr berühmten Goldschmied*²⁴¹, weniger der Orgelmacher, in ganz Europa unterwegs, (wie hätte er sonst „berühmt“ werden können?) der noch 1737 in

238 Ebd., S. 238.

239 H. Schneider: Johann Nikolaus und Johann Michael Stumm – zwei berühmte Söhne Sulzbachs, in: Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde Birkenfeld 62 (1988), S. 127f.

240 Da aber H. Stumm wider Verhoffen, ehe solches Werk verfertiget, mit Tod abgehen, so ist seiner Frau ein halb Jahr wenigstens gegeben, solche Orgel durch einen andern verständigen Orgelmacher dem Accord gemäß ausmachen zu lassen, weßfalls dann auch der Accord gar nicht aufgehoben sein solle. Aus dem Bauvertrag Kirchberg bei Bösken: Orgel Kirchberg (wie Anm. 237), S. 238.

241 Schatzungs Heeb Register zu Sulzbach Amt Schmidberg, 1720, späterer Eintrag undatiert. Nach Bösken: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 189), S. 3.

Hottenbach als Goldschmied bezeichnet wird²⁴². Michael Stumm braucht einen zuverlässigen, fachkundigen Vertreter zu Hause, zumindest so lange, bis seine beiden Söhne herangewachsen sind und als Meister mitarbeiten können. Das wäre um 1729/31 der Fall. 1727 stirbt Metzenius' erste Frau, 1732 stirbt auch Michael Stumms Frau. Man kann annehmen, dass die Söhne verstärkt Verantwortung übernehmen. Bei drei Meistern aus der Familie im Betrieb ist Metzenius überflüssig. Zudem ist er alt geworden, und mit Unterhaltsforderungen aus Schwäbisch Hall braucht er auch nicht mehr zu rechnen.

In der Stummschen Werkstatt gibt es zwei Zeiten der Flaute in diesen 15 Jahren: um 1720, nach Weiler (1718?), als sich die Aufträge Kirchberg i. H. von 1717 auf 1721/22 und Münstermaifeld von 1717 auf 1722/23 verzögern, und 1724 nach Münstermaifeld. Und da finden wir den arbeitslosen Metzenius auf eigene Rechnung arbeitend im Taunus und in Mainz.

Gegen diese Vermutung spricht, dass in den Kirchenbüchern der Gemeinden auf dem Hunsrück, in denen Metzenius nach bisherigem Kenntnisstand gearbeitet hat, und nicht zuletzt in Rhaunen und Umgebung keinerlei Hinweise auf seinen Aufenthalts- bzw. Wohnort gefunden werden konnten²⁴³. Aber dies kann auch an einem perfekt gelungenen Sich-Verbergen liegen. Wann und wo hat er geheiratet und die Kinder anerkannt?

Was übernimmt Stumm anfangs von Metzenius? 1.) Das chromatische Pedal (ohne Cis). Stumm führt es meist nur bis d°, Metzenius i. d. R. bis g°. 2.) Das fehlende Cis. 3.) Schleifenteilungen. 4.) Salicional 4'. 5.) Die Baßflöt 8' Holz²⁴⁴. Dagegen wird die Sesquialter auf die Terz reduziert, die Grundregister und das Pedal werden verstärkt. Stumm entwickelt sich aber rasch in der Auseinandersetzung mit den Werken anderer (z. B. Enkirch 1719, Rinnen) eigenständig und phantasievoll weiter. Während Metzenius als meist Ortsfremder vor allem billig bauen musste, legt Michael Stumm von Anfang an Wert auf höchste Qualität, womit er sich auch für größere Werke empfiehlt. Dennoch: Stumm muss Metzenius geschätzt haben, sonst hätte er nicht mit ihm zusammengearbeitet und, so meine Vermutung, den haushälterisch und kaufmännisch Unfähigen nicht behalten. Die Stumm-Brüder Michael und Nikolaus dagegen waren außer tüchtigen Handwerkern eben auch tüchtige Unternehmer und Kaufleute.

Michael Stumm verändert auch das Design: Rundtürme statt Dreieckstürme, feine Schreinerarbeit im Detail.

242 Conrad: Stumm wie Anm. 230), S. 8: *Das Geld ist an Hr. Goldschmied Stumm zu Sultzbach wegen der Ogel zahlet.*

243 Den Mitarbeitern der kirchlichen Archive in Darmstadt (EKHN), Speyer (EKP, BistumsA), Boppart (EKR), Trier (BistumsA) und Herrn Schmidt-Eggert gilt mein besonderer Dank.

244 Vgl. K. Döhning: Mittelrhein, Pfalz u. Mosel-Saar-Region, in: A. Reichling (Hrsg.): *Orgel* (MGGprisma), Kassel u. a. 2001, S. 63 ff.

*Reparatur der Orgel in der Ev. Pfarrkirche St. Stephan in Simmern im Hunsrück
1716*

„Im Jahre 1687 wurde eine neue Orgel von dem Orgelmacher David Wagner aus Neckargemünd angeschafft. Dieses Instrument musste bereits 1716 ‚fundamentali-ter‘ repariert werden. Damit beauftragt wurde der zugereiste Orgelmacher Mezenius aus Schwäbisch Hall um 60 fl und Kost und Logis“²⁴⁵. „Zugereist“, bedeutet das nicht, dass er sich länger in der Umgebung Pfalz-Simmerns aufhält? Nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg und dem Spanischen Erbfolgekrieg gibt es genug zu reparieren.

*Renovierung und Erweiterung der Orgel in der katholischen Kirche Nastätten o. J.
(um 1720)*²⁴⁶

An dem bereits erwähnten Werk H. G. Steigleders erneuert Metzenius das Prinzipal 4' „im Gesicht“, erweitert die Mixtur, setzt eine „Baßflöt Holz 8“ ein, fertigt einen neuen Balg. Kosten: 90 fl. M. E. nimmt er das Kleingedackt 4' heraus um die Registerschleife zu teilen, so gewinnt er den Platz für die zu erweiternde Mixtur ab c' um g' und die Bassflöte C bis maximal a°, wie wir es von ihm kennen. Das Werk (I/7) wird 1763 ersetzt (I/13, Ped., I/P; Joh. Wilh. Schöler, Bad Ems), wohl unter Übernahme des Prospekts. Schöler baut bis ins 19. Jahrhundert mit traditionellen, barocken Dispositionen und Prospekten.

*Weißfrauenkloster Mainz 1724 und Strinz Margarethä (Hohenstein, Untertaunus)
1724*

Beide Orgeln sollen von Metzenius repariert worden sein²⁴⁷. Demnach hielt er sich anfangs der 20er Jahre im Taunus auf.

245 Freundl. Mitteilung von Frau Anneliese Bösen/Bösen/Fischer: Quellen 4 (wie Anm. 217). Quelle: A. Zillessen, K. Weymich: Die ev. Gemeinde Simmern, 1907, S. 24 (Freundl. Mitteilung von H. Fischer).

246 F. Bösen: Quellen 2 (wie Anm. 105), S. 632 ff.

247 Ohne Quellennachweis erwähnt. Freundl. Mitteilung von Frau Anneliese Bösen, Mainz.

*Reparatur und Wartung der Orgel in der Simultankirche Oberbronn im Elsaß
1732–1742*²⁴⁸

1732 wird die als Erstlingswerk von Georg Friedrich Merkel, Straßburg, 1713–1715 erbaute Orgel²⁴⁹ von Metzenius generalüberholt. In den nächsten zehn Jahren, bis zu seinem Tod, nimmt er sechs Wartungen vor (1732, 1734, 1737, 1738, 1740, 1742). Oberbronn gehörte 1732 den Fürsten Hohenlohe-Bartenstein (seit 1727 Karl Philipp als Einbringen der Ehefrau Sofie Friederike von Hessen-Homburg) zu 2/3 und dem schwedischen Freiherrn Ludwig von Sinclair (Witwer der Ester Juliana von Leiningen-Westerburg-Oberbronn, verheiratet 1732 mit Sofie Augusta von Lewenhaupt, Gräfin Falkenstein, aus einem schwedischem Haus)²⁵⁰. Im „Comptes paroissiaux“ 1732 heißt es: *Item zahlte ich den 26. July auf herrschaftlichen Befehl, den mir Herr Löffler gebracht, dem Orgelmacher Otto Reinhardt Mezenio von Lorentzen auf Abschlag der von Herrschaftlicher Gemeinschaftlicher Cantzley ihme schriftlich veraccordierten Orgelreparatur 18 Gulden*²⁵¹. In Lorentzen, damals zu Nassau-Saarbrücken gehörig, findet sich kein Hinweis darauf, dass Metzenius dort gewohnt hätte²⁵². Also müsste er dort die Orgel gebaut oder repariert haben.

Der genannte Baron von Sinclair empfiehlt Metzenius beim Dekan und Kapitel von St. Thomas in Straßburg. Johann Andreas Silbermann berichtet darüber²⁵³:

Otto Rheinardus Mezenius (Vide) von Wesel war auch 2 mahl hier, er thate auch eben die Offerten die er wusste dass sie dem Capitel angenehm wären. Herr Baron von Sainclair recommandirte ihn dem H[errn] Decano dem H[errn] Professor Lederlin und derohalben wurden Anfangs starcke Reflexiones auf diesen Künstler gemacht, allein es waren hingegen viele Ursachen, welche die H[erren] bewogen ihme widrum abzuschreiben. Es handelt sich um den Auftrag zur Orgel St. Thomas in Straßburg, Silbermann 1734, über dessen Nicht-Zustandekommen Silbermann

248 Bei der Beschaffung der Unterlagen aus Hagenau und Oberbronn war mir Charles Weick, Bischofswiller, behilflich.

249 P. Meyer-Siat: Les Orgues d'Oberbronn, in: Bulletin de la Société Niederbronnaise d'Histoire et d'Archéologie 13 (1978), S. 273–288.

250 E. Haug: Aspekte der französischen Revolution. Zu deren Ablauf im ehemals hohenhohischen Oberbronn (Unterelsaß), in: WFr 74 (1990), S. 300.

251 Meyer-Siat: Orgues (wie Anm. 249), S. 278.

252 Freundl. Mitteilung von Bürgermeisterin H. Müller, Lorentzen; von dem Conseil General du Bas-Rhin, Direction des Archives Departemental, B. Van Reeth; sowie (in Übersetzung) P. Meyer-Siat, „[M.] kam von Lorentzen, wo die Geschichte der Orgeln sehr im Dunkeln liegt, aber wo für 1747 eine Orgel bestätigt ist.“ – „[Oberbronn] die einzige von ihm nachgewiesene Orgel im Elsaß...“ (wie Anm. 249), S. 277f.

253 M. Schäfer (Hrsg.): Das Silbermann-Archiv. Der handschriftliche Nachlaß des Orgelmachers Johann Andreas Silbermann (1712–1783), Winterthur (Schweiz) 1994. Aus Teil III: Bericht von Orgelmachern auch Organisten welche sich auf Orgeln verstanden, oder vielmehr haben verstehen wollen. In Silbermanns handschriftl. Register wird Metzenius nicht aufgeführt. Seine Erwähnung geschieht im Artikel Joh. Georg Rohrer und Valtrin der Alte (Silbermann-Paginierung 13–49). S. 269 (Silbermann-Pag. 34).

hier berichtet. Silbermann, der ansonsten mit Spott nicht kleinlich war, bezeichnet Metzenius hier immerhin als „Künstler“.

*Eine Orgel für das Minoritenkloster in Oberwesel um 1730, 1804 nach
Simmertal (ev.)?*

Die Ortsangabe „von Wesel“ wirft erneute Rätsel auf. Nach den lokalen Quellen in Oberwesel ist Metzenius dort nicht bekannt. In Simmern unter Dhaun (= Simmertal) steht die um 1730 für das Minoritenkloster Oberwesel erbaute Orgel. Während Böskens 1960 noch nicht sicher ist, ob es sich um eine Stumm-Orgel handelt, schreibt er sie in der Neuauflage 1981²⁵⁴ auf Grund von Gravur und Pfeifenart eindeutig Stumm zu. Wenn Metzenius jedoch 15 Jahre für Johann Michael Stumm gearbeitet hätte, wären letztere kein absolut sicheres Kennzeichen mehr. Insbesondere ist der Prospekt mit den bei Stumm ansonsten unüblichen Dreieckstürmen Metzenius-verdächtig. Macht Metzenius mit seinem Sohn eine neue Werkstatt auf? Die Gravuren bleiben unklar.

War der Orgelbauer, nachdem er Hall verlassen hatte, ständig unterwegs?

Welches Wesel meint Silbermann? Wir finden Metzenius in den Kirchenbüchern weder in Wesel am Niederrhein, Oberwesel, Wesel (Gem. St. Goarshausen), Weisel, Hochweisel oder Niederweisel (Gem. Stammheim)²⁵⁵. Dafür, dass er einen festen Wohnsitz hatte, spricht aber insbesondere, dass er zum zweiten Mal verheiratet war.

Otho Mezenius, organorum opifex starb am 18. März 1743 in Hagenau²⁵⁶, St. Georg, nachdem er auf dem Sterbelager zum Katholizismus übergetreten war. Seine Bestattungsakte – ausgestellt am 19. März 1743, unterzeichnet *Metzenius manu propria* (eigenhändig) durch seinen Sohn Jacob (der, um Zeuge zu sein, volljährig sein musste) – besagt wie die Sterbeurkunde, dass er der Ehemann der Anne Marie Steinbach sei. Er stamme *ex ditione Weteraviens*, aus der Wetterau. Über seinen Wohnort wird nichts gesagt.

Sohn Jacob muss also vor 1718 geboren sein. Seine Tochter *Christina Mezeniae filiae Reinharti Mezenius organini opifixe neo converti* heiratet am 23. Juli 1743 Johann Adam Kapp, Ritter des gräflichen Regiments²⁵⁷.

Der Sohn Jacob aus der zweiten Ehe des Metzenius könnte der im Februar 1761 er-

254 Böskens: Orgelbauerfamilie (wie Anm. 189), S. 90, Nr. 284; S. 133.

255 Auskünfte der jeweiligen ev. bzw. kath. Pfarrarchive, Stadtarchive oder Bischöflichen Ordinariate, Bistumsarchive u. sonstiger landeskirchl. Archivstellen. Meyer-Siat (Bulletin, wie Anm. 248) vermutete die bei Staden liegenden Ortschaften Hoch- bzw. Niederweisel.

256 Musées, Archive Haguenau, acte d'abjuration v. 19.3.1743, Nr. 803 enthält nicht mehr als *Meyer-Siat*: Orgues (wie Anm. 249), S. 279 angibt.

257 Musées, Archive Haguenau, Heiratsregister 1743, No. 416.

wähnte französische *Capitaine des Guides* Metzenius der „fusiliers-guides“ unter König Ludwig XV. sein²⁵⁸.

Ergebnisse

Metzenius gehört vordergründig sicher nicht zu den großen Orgelmachern des 18. Jahrhunderts, dazu konnte er auch in der Zeit seiner Selbstständigkeit viel zu wenig Erfahrung mit größeren Orgeln sammeln. Die Zeit der wandernden Kunsthandwerker war mit der Entfaltung des Absolutismus und der merkantilistischen Wirtschaftspolitik vorbei. Die selbstverursachten persönlichen Probleme behinderten seine berufliche Entfaltung. Was sich von seinem Leben in den Akten widerspiegelt, vermittelt aber auch relativ differenzierte Aussagen zum soziokulturellen Hintergrund jener Zeit.

Viele Fragen bleiben offen, vor allem was die Zeit nach 1715 betrifft. Wovon sollen er und seine Familie gelebt haben, wenn er nicht bei einem andern Orgelmacher unterkommen konnte?

Zu Werk und Person meine ich an Neuem nachgewiesen zu haben:

1. Metzenius hat die Lendsiedler Orgel weitgehend selbständig verfertigt.
2. Die vier aus der Barockzeit überkommenen Register der Lendsiedler Orgel vor 300 Jahren wurden von Metzenius gefertigt und nicht 100 Jahre später von Metzler von Comburg, der sich auch um die Lendsiedler Orgel verdient gemacht hat.
3. Er hat die Orgel in Kirchberg/Jagst erfolgreich erweitert.
4. Metzenius hat im Ansbachischen, vermutlich für die Spitalkirche Crailsheim 1703, eine Orgel verfertigt.
5. Die Gnadentaler Orgel stammt zu großen Teilen und im Kern von O. R. Metzenius. M. Schmal versetzte sie 1712 in die Stadtkirche Neuenstein, wobei er sie fertig stellte. 1717 versetzte er die Orgel nach Michelbach am Wald, wobei sie in geringem Maße umgebaut und um das Pedal erweitert wurde.
6. Metzenius hat die Orgel in Markgröningen um 1698 in größerem Umfang repariert, versetzt, und zumindest den Oktavbass ganz neu gestellt.
7. Metzenius hat die Orgel in der Stadtkirche Bietigheim 1699 im Lohnakkord erbaut. Die Schäden an der Bietigheimer Orgel 1711 sind kriegsbedingt von 1707. Ursache derselben ist nicht mangelhafte Arbeit des Orgelmachers.
8. Der zweifelsfrei miserable, aber letztlich nicht von Metzenius zu verantwortende Zustand der Orgel in Winnenden von 1700 bot Gelegenheit zur Durchsetzung absolutistischen Staatsverständnisses und wurde primär dazu benutzt.

258 J.-L. Vial: *État Major de l'Armée Française*, unter http://vial.jean.free.fr/new_npi/revues_npi/3_1998/npi_398/3_fra_emj1.htm. Am 20. 11. 1762 werden in einem königlichen Erlass „les compagnies de guides de Brunelly et de Metzenius“ erwähnt; demzufolge war Metzenius Kommandant einer Kompanie, vgl. <http://www.ifrance.com/patricemenguy/Images/Ordonn/Ord-1751-75.pdf>.

- „Urteile“ über diese Orgel bzw. ihren Erbauer dienten 1706 der Abwehr früher zugesagter herzoglicher Leistungen, 1711/14 der Durchsetzung politischer Ansprüche des Kirchenrats als ausschließlich zuständiger Genehmigungsbehörde für Orgelneubauten und größere Reparaturen in den Kommunen.
9. Metzenius hat 1708/09 die Orgel für das Kapuzinerkloster in Grünstadt (Pfalz) gefertigt.
 10. Metzenius hat die Orgel in Bacharach, kath. Kirche St. Nikolaus (ehemaliges Kapuzinerkloster) 1711 oder 1713 gefertigt.
 11. Metzenius war zumindest einer der Lehrer, wenn nicht der Lehrer von Johann Michael Stumm. Einiges spricht dafür, dass er in seiner „dunklen“ Zeit, zwischen 1717 und 1732, Mitarbeiter bei Johann Michael Stumm war.
 12. Wegen mangelnder unternehmerischer Fähigkeit und persönlichen Leichtsinns gelang es Metzenius nicht, ein sesshafter Bürger zu werden und seine Begabung entsprechend zu nutzen.
 13. Das bisher angenommen Geburtsjahr des Otto Reinhard Metzenius um 1680 ist zu revidieren. Eher kommt zwischen 1665 und 1670 in Frage.
 14. Der Orgelbauer Georg Ludwig Metzler von Steinbach (Comburg), Kreis Schwäbisch Hall, ist mit nahezu absoluter Sicherheit kein Enkel des O. R. Metzenius.
 15. Metzenius war ein zweites Mal verheiratet mit Anne Marie geb. Steinbach. Weitere genealogische Fixierungen sind mir bislang nicht möglich.
 16. Und letztlich: Obwohl er Haller Bürger war, lebte er nur vier Jahre in Schwäbisch Hall und zog meist ohne festen Wohnsitz umher. Aber noch 1716 in Simmern legt der „Orgelmacher von Hall“ Wert auf dieses Attribut.

Bekannte Dispositionen von Metzeniusorgeln	Prinzipal 4' (Prospekt) Z	Prinzipal 8' Z	(Hölzern) Gedackt 8'	Gemshorn 8' M	Viol di Gamb 8' M	Oktav 4' (Prinzipal) M	Spitzflöte 4' M	Oktav 2' Prinzipal M	Quint 3' M	Mixtur M [1']	Sesquialter 2f, "gebrochener Zug" [2/2] 3', 1 3/5' M	Oktävlein, Superoktav 1' Prinzipal M		Prinzipal 8'	Subbaß 16'	Posaune 16' H	
Prototyp 4'-Prospekt-Orgel Lt. Angebot Lendsiedel	x Octav	x H	x					x	x	4f	x	Kleinge- dackt 4' M					I/8
Markgröningen 1698 ? Ist 1804: 1. Manual		x Prosp.	x Groß- ged.			x	x	x	x	4f	x "2 Fuß"	Quintathena 8' H Rohrflöte 8'		x Oktbß Neu	x, off.		Reparatur und Umsetzung Ped: C, D, E - ?
2. Manual, alt (stillgelegt ?)			Kleinge- dackt 4' H					x				Kleinoktav 1' Z					oben und unten gebrochene Oktav
Bietigheim 1699	x		x					x	x	3f	x			x	x		C, D - c ³ Ped: C, D - g, a (19 Töne)
Winnenden 1700/1701		x Prosp.	x			x		x "Super- oktav"	x	(4-) 6f	x "Cymbel" 2f	Quintade 16' H		x	x, ged.		C,D-c ³ Tremulant Ped: C, D - g, a 3 Blasbälge
Kirchbg-Lendsiedel 1701/02	x	x, H	x				x	x	x	3-4f	x	x		x	x, off.		C,D - c ³ Ped: C, D - a (?)
Neuenstein I 1704/05		x Prosp.	x M	x	x	x		x "Super- oktav"	x	4-6f	x	Kleinoktav 1' gebr. Zug Z		x Oktbß.	x Prinzipal	x	Ped: C, D - a
Neuenst. II = Michelbach am Wald = Gnadenal unvollst. Ist 1779, (Pfr. Jan) Umbau Schmahl Heilbr. 1717:	x	x H						x	x	4f Z	x "Cymbal"	Kleinge- dackt 4' Z					I/7, Götz 1979
			x cop- pul												x ged.		Ped: Gebrochene gr. Oktav, Tremulant
Oberdiebach 1712	x		x	Holzflöte 8'		Kleinge- dackt 4' M		x	x	3f				x Oktbß	x		I/9 kurze große Oktav (?)
Bacharach St. Nikolaus (1713 ?)	x		x	Flöt travers 8' D		Salicional 4'		x	(x) va- cant	3f 1'	nur Terz 1 3/5'	vacant B D 2 gebr. Züge		x Oktbß			I/8 (+3) (1772) Ped: C, D - c (12 Töne)
Kirchberg im Hunsrück Joh. Michael Stumm 1717 (Vertrag 1)	x		"oder Hohl- pfeif H"	offene Baßflöt 8' H		Spitzflöit oder Solonale 4' M		x	x	3f 1'	Terz 1 3/5' oder Quint 1 1/2'	Flöit oder Kleinge- dackt 4' H; Trompett 8'		x	Gedackt 16'; Quint 6' H; Oktav 4' M		I/14 Ped: C, D - c (12 Töne)

Die Heilbronner Turnerwehr bei der Revolution in Baden 1849

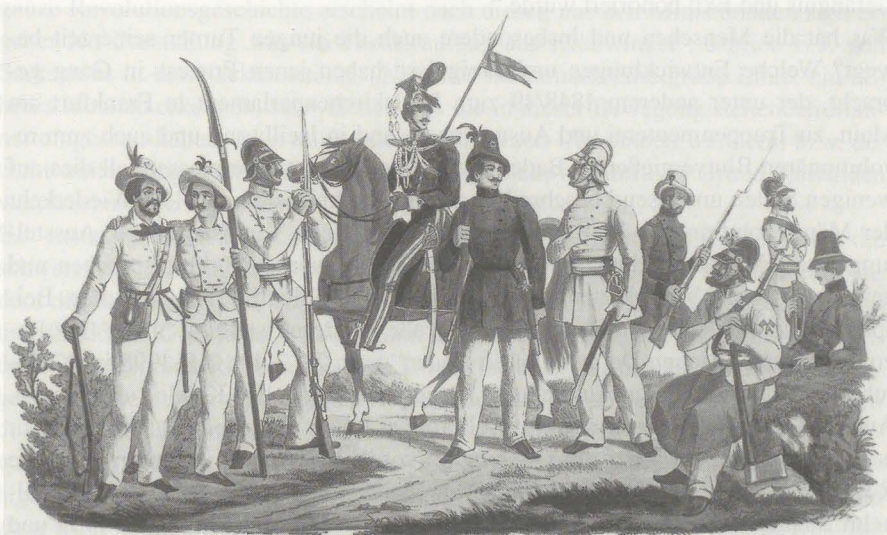
von HANS MÜLLER

In der nordbadischen Stadt Waghäusel, nahe der Zuckerfabrik, wurde im Sommer 1999 ein Denkmal eingeweiht, das folgende Inschrift trägt:

„Den Wegbereitern der Demokratie – 21. Juni 1999

In dankbarer Erinnerung an den Einsatz vieler Männer und Frauen für Freiheit und Menschenrechte in der badischen Revolution von 1848–1849 wurde dieses Denkmal von der Stadt Waghäusel zum 150. Jahrestag der Schlacht von Waghäusel und des Gefechts von Wiesenthal errichtet.“

Diese Inschrift kann auch ein klein wenig auf eine Gruppe von Männern aus Heilbronn bezogen werden, die in jener Schlacht auf der Seite der badischen Revolutionsarmee mitgekämpft hat. Am Abend des 5. Juni 1849 marschierte die Heil-



Heilbronner Bürgerwehr 1848.

Abb. 1 Typendarstellung der Heilbronner Bürgerwehr (links: Schütze und Sensenträger der Turnerwehr).

bronner Turnerwehr unter Führung von August Bruckmann, Carl Hasert, Johann Jakob Doberer und August Brandstetter – „begleitet von großer Anteilnahme der Bevölkerung“ – in Heilbronn ab in Richtung Baden. Über die ursprüngliche Mannschaftsstärke der Heilbronner Turner werden unterschiedliche Zahlen zwischen 120 und 200 Mann genannt. Schon unterwegs kehrten mehrere um; teils aus eigenem Entschluss, teils von Angehörigen und Bekannten bewegt, die der Heilbronner Turnerwehr nachgereist waren. Am 9. Juni 1849 wurden die noch verbliebenen etwa 60 Mann aus Heilbronn in Neckargemünd in die Hanauer Turnerwehr eingegliedert; soweit sie Büchsen trugen, in die 1. Kompanie und alle übrigen, soweit es sich um Sensenträger und Angehörige des Jugendbanners handelte, in eine neu gebildete 4. Kompanie, zu deren Hauptmann August Brandstetter aus Heilbronn ernannt wurde. Doberer trat als Schütze in die 1. Kompanie ein.

Das Denkmal in Waghäusel knüpft an ein entscheidendes Ereignis der badi-schen Revolution, eben an jene Schlacht vom 21. Juni 1849. Die Revolution von 1848/49 war ein sehr facettenreiches Geschehen, das nicht an einem bestimmten Ereignis oder einer Kette von Ereignissen festgemacht werden kann. Ähnlich facettenreich war und ist auch die Bewertung des damaligen Geschehens. Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp stellen fest, unser deutsches Verhältnis zu unserer „revolutionären Vergangenheit“ scheine schon immer merkwürdig gestört und konfliktscheu. „Ludwig Uhland und Heinrich von Gagern sind eben problemloser zu ‚beerben‘ als Friedrich Hecker, Robert Blum oder gar die vielen unbekannten weil ‚nicht überlieferten‘ Revolutionäre, deren Versuch des ‚aufrechten Ganges‘ mit Gefängnis und Exil honoriert wurde.“

Was hat die Menschen und insbesondere auch die jungen Turner seinerzeit bewegt? Welche Entwicklungen und Ereignisse haben jenen Prozess in Gang gebracht, der unter anderem 1848/49 zum Paulskirchenparlament in Frankfurt am Main, zu Truppenmeuterei und Ausnahmezustand in Heilbronn und auch zum revolutionären Blutvergießen in Baden geführt hat? Es wäre vermessen, all dies auf wenigen Seiten umfassend beschreiben zu wollen. Anlässlich der 150. Wiederkehr der Märzrevolution von 1848 wurde im Rahmen vieler Veranstaltungen, Ausstellungen und Veröffentlichungen über die Revolution von 1848/49 gesprochen und geschrieben; eine Vielzahl neuer Literatur ist dazu auf den Markt gekommen. Beispielhaft im süddeutschen Raum war die große Landesausstellung „1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden“ vom 28. 2. bis 2. 8. 1998 im Karlsruher Schloss; zu dieser Ausstellung ist ein umfangreicher Katalog erschienen. Auch auf die zu dem Geschehen im Heilbronner Raum vorliegende ältere Literatur ist zu verweisen; etwa auf die Dissertation von Erich Weller „Heilbronn und die Revolution von 1848/49“ aus dem Jahr 1925; auf die Veröffentlichung von Wilhelm Steinhilber „Die Heilbronner Bürgerwehren 1848 und 1849“ von 1959 und auf die Untersuchung von Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp „1848 – Provinz und Revolution“ von 1979. Ferner auf die Veröffentlichungen von Bernhard Mann und Dirk Reuter im „Jahrbuch des Historischen Vereins Heilbronn“, Band 34/2001.

In diesem Bericht soll nicht nur über die Verwicklung der Heilbronner Turnerwehr in das Kriegsgeschehen in Baden, sondern zumindest ansatzweise auch über Zusammenhänge und Hintergründe des revolutionären Geschehens vor etwas mehr als 150 Jahren berichtet werden. Dabei bleibt zu hoffen, dass die Darstellung neugierig macht, mehr zu lesen über die damaligen Ereignisse. Genauso interessant wie die großen Entwicklungszusammenhänge sind oft die kleinen, die örtlichen Geschehnisse, die Geschichte erst richtig begreifbar machen.

Die Heilbronner Turnerwehr war – neben einer großen Zahl von Einzelteilnehmern aus verschiedenen anderen Orten – die einzige geschlossene Gruppe aus Württemberg, die versucht hat, den Badenern in der „Reichsverfassungskampagne“ aktiv beizustehen. Die Ereignisse zeigen auch, wie interessant die Vereinsgeschichte in den ersten Jahren nach der Gründung der Turngemeinde Heilbronn im Jahr 1845 verlaufen ist.

Von den Ursachen der Revolution von 1848/49

In einem mit „E.J.“ gezeichneten Artikel in der Heilbronner Neckarzeitung vom 28. 5. 1929 setzte sich der Verfasser – es war wohl Emil Jooß, der langjährige Schriftführer der Turngemeinde Heilbronn – mit einer anderen Zeitungsveröffentlichung auseinander, in der ein Dr. R. Breitling, Ludwigsburg, wohl recht herablassend und einseitig über das revolutionäre Geschehen geschrieben hatte. „Die ganze Revolutionsgeschichte erscheint nach dieser, aus den Ministerakten sich ergebenden Darstellung wie ein Theateraufzug aus Krähwinkel“, schrieb E.J. voll Sarkasmus in der Neckarzeitung. „Nirgends ist darnach eine große Linie, ein höheres Ideal zu erkennen, für welches sich die in dieser Bewegung stehenden Männer eingesetzt haben. Man müßte sich unter diesen Umständen wundern, bzw. der nicht weiter Eingeweihte müßte sich fragen, ob ein vernünftiger Grund vorhanden war, weshalb die Leute damals Revolution machen wollten ...“.

E.J. nennt zwei Ursachen für die Revolutionsbewegung 1848/49: Zum einen die schweren, ja unerträglich gewordenen feudalen Belastungen der Bauern; zum andern die Verfolgung politischer Ideale, Befreiung von Polizeiwillkür, Pressefreiheit und ähnliches. Gerade der zweite Punkt habe insbesondere in Heilbronn und in anderen Städten eine Rolle gespielt. E.J. verwies auch auf den Beschluss der Turngemeinde Heilbronn unter August Bruckmann, der mit seiner Begeisterung die anderen mit sich fortriss, sich „wegen der überaus wichtigen Zeitumstände ... zu bewaffnen und beim Ruf des Vaterlandes sich mit den anderen Turnbrüdern zu vereinigen, um zur Erringung der deutschen Größe und Einheit mitzuwirken.“ Dies ist zwar nach heutigem Geschmack etwas pathetisch formuliert. Doch immerhin, die Heilbronner Turner ließen den „großen Worten“ später auch Taten folgen.

Emil Jooß hatte bereits früher die interessante Geschichte der Turngemeinde Heilbronn beschrieben. Dass seine Darstellungen anerkannt und geschätzt wurden, zeigt eine Postkarte, die Theodor Heuss (von 1949–1959 der erste Bundespräsi-

dent der Bundesrepublik Deutschland) am 22. 8. 1909 aus Berlin-Schöneberg an Jooß geschrieben hat:

„Sehr geehrter Herr Jooß!

Darf ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. Wenn ich mich nicht im Gedächtnis täusche, haben Sie für die Festschrift des Turntages den Heilbronner Turnerauszug beschrieben. Die Nr. der Heilbronner Zeitung, in der ein Abdruck erschien, legte ich mir zur Seite, sie kam mir aber irgendwie weg, ehe ich den Aufsatz lesen konnte. Nun bin ich gegenwärtig stark dabei, die badische Erhebung von 49 nach vielen alten Broschüren zu studieren. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir ein Exemplar Ihrer Arbeit wenigstens leihweise, möglichst bald zuzusenden. Wäre Ihnen sehr dankbar und bin zu Gegendiensten gerne bereit.

Ihr ergebener Dr. Theodor Heuss.“

Von den tieferen Gründen der Revolution

Kurz und sachlich definieren Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp: Revolutionen sind End- und Ausgangspunkte eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses, die auf komplexe, summierte Konfliktpotentiale in dieser Gesellschaft verweisen. Etwas ausführlicher hat dies Friedrich Engels formuliert: „Alle Welt weiß heutzutage, dass jeder revolutionären Erschütterung ein gesellschaftliches Bedürfnis zugrunde liegen muss, dessen Befriedigung durch überlebte Einrichtungen verhindert wird. Das Bedürfnis mag noch nicht so dringend, so allgemein empfunden werden, um einen unmittelbaren Erfolg zu sichern; aber jeder Versuch einer gewaltsamen Unterdrückung wird es immer stärker hervortreten lassen, bis es seine Fesseln zerbricht.“ Heute würde man die gesellschaftliche Situation in der Zeit des Vormärz mit dem Begriff „Reformstau“ beschreiben. Mit etwas Phantasie könnte man sagen, „Napoleon war an allem Schuld“, doch dieser gehörte im Vorfeld der Revolution von 1848/49 längst nicht mehr zu den handelnden Personen in Europa. Eine große Koalition europäischer Mächte hatte zwar die napoleonischen Truppen 1813 bei Leipzig und 1815 bei Waterloo auf dem Schlachtfeld geschlagen, doch rückblickend gesehen gelang es diesen Mächten nicht, Europa – und auch Deutschland – so zu gestalten, dass sich die Gesellschaften dieser Länder friedlich weiter entwickeln konnten. Das habsburgische Österreich–Ungarn, Preußen und Russland gingen auf dem Kontinent als die stärksten Mächte aus den Kriegen gegen das napoleonische Frankreich hervor. Sie schlossen sich als „Heilige Allianz“ zusammen; auch als Bollwerk gegen politische und soziale Veränderungen. Es ging ihnen um „Restauration“, um die Wiederherstellung der politischen Situation von 1792. Solidarität sollte bestehen in der gemeinsamen Abwehr revolutionärer Ideen und Bewegungen. So etwas wie 1789 in Frankreich sollte in Europa nicht wieder passieren. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 zielten auf die Unterdrückung aller nationalen und liberalen Bewegungen. Ruhe wurde zur ersten Bürgerpflicht. 1823 wurde auch in Württemberg die Zensur aller Schriften verfügt, die

erst am 2. 3. 1848 wieder aufgehoben wurde. Politische Versammlungen wurden untersagt und in manchen Staaten, zum Beispiel in Preußen, wurde die Turnbewegung zur politischen Ebene gerechnet und verboten. Gesellschaftlich erfolgte ein Rückzug in die Familie, ja sogar in die Idylle. Ludwig Pfau, der in Heilbronn geborene Lyriker und Herausgeber des satirischen Wochenblattes „Eulenspiegel“ spottete 1846 über diese Zeit des „Biedermeier“:

„Schau, dort spaziert Herr Biedermeier,
und seine Frau, den Sohn am Arm.
Sein Tritt ist sachte wie auf Eier.
Sein Wahlspruch: Weder kalt noch warm.“

Den Forderungen nach „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland“, die Hoffmann von Fallersleben 1841 niederschrieb, stand der Deutsche Bund, ein lockerer Staatenbund mit ursprünglich 41 Mitgliedern gegenüber. Die recht schwierige Konstruktion – Preußen und Österreich gehörten nur mit ihren früheren Reichsteilen dazu – reduzierte sich später auf 34 Mitglieder. Doch auch die für politische Freiheiten streitenden Bewegungen und Gruppen, die beim Wartburgfest 1817 und beim Hambacher Fest 1832 für Einheit und Freiheit eintraten, waren nicht frei von Widersprüchen. Der Journalist und Schriftsteller Peter Merseburger weist in seinem Buch „Mythos Weimar“ darauf hin, dass die deutsche Nationalbewegung, und dazu gehörte auch die frühe Turnbewegung, zwar durchaus demokratischen Zielen verpflichtet, jedoch von Beginn an nicht frei war von provinzieller Deutschtümelei und feindseliger Ablehnung alles „artfremden Welschen“. „Weil sich ein deutsches Nationalbewusstsein erst im Kampf gegen das Napoleonische Frankreich herausbildete und deutsche Identität nur in Abgrenzung und Feindschaft gegen die „Welschen“ entwickelt, läuft dem, was als vernünftig demokratisch-national gelten muss, tragischerweise seit seiner Geburt ein Element des Wahrhaft-Teutschen und Nationalistischen parallel, und beide Tendenzen lassen sich nicht immer von einander trennen.“ Wie schmal der Grat war zwischen der Begeisterung, die seinerzeit von der Turnbewegung ausgegangen ist und der Überhöhung des Nationalen, das sich später – nicht nur in der Turnbewegung – zum überheblichen Nationalismus ausweitete, zeigt der Brief des „Turnvaters“ Friedrich Ludwig Jahn an die Teilnehmer des Heilbronner Turnfestes im August 1846. Jahn schrieb: „Ein Jungtum, ein echtes deutsches Jungtum wollte ich durch die deutsche Turnkunst erringen. Ich nannte die Turnkunst deutsch, weil ich sie an Gemein- und Gemeindeleben knüpfte und aus der Muttersprache reinen Lebensquell tränkte.“

Die im Vorfeld und während der Revolution von 1848/49 eingeforderten bürgerlichen Freiheiten, Pressefreiheit, Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit und ein nationales, vom Volk gewähltes Parlament, sind im damaligen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang zu sehen. Die Gesellschaft des Vormärz ist eine Gesellschaft sozialer Brüche und des Übergangs. Bevölkerungsexplosion, Missernten und Teuerungen, die schwierige Weiterentwicklung aus der Agrarge-

sellschaft in die Industrialisierung und nicht zuletzt blanker Hunger schaffen in der Bevölkerung ein starkes Gefühl der Unsicherheit. Angst vor dem sozialen Abstieg, vor Verarmung und „Pauperismus“ ist sowohl in der Landbevölkerung als auch im Handwerk anzutreffen. („Pauperismus ist da vorhanden, wo eine zahlreiche Volksklasse sich durch die angestrengteste Arbeit höchstens das notdürftigste Auskommen verdienen kann ...“, wurde seinerzeit definiert). Durch den Zusammenbruch einiger Banken in Frankfurt im Jahr 1847 wurden auch Handelshäuser in Heilbronn berührt. Hier stieg die Zahl der beschäftigungslosen Personen, der Unterstützungsbedürftigen und Ortsarmen stark an. Zwar gab es in Heilbronn in dieser Zeit keine größeren Vorfälle, wie etwa die Brotkrawalle in Stuttgart, Tübingen und Ulm. In der Heilbronner Chronik wird jedoch unter dem 19. 2. 1846 berichtet, dass der Stiftungsrat Suppenanstalten einrichtete und billiges Brot abgab.

In mehreren Wellen verlassen die Menschen ihre bisherige Heimat. Zwischen 1832 und 1862 wanderten 146.000 Personen von Württemberg aus, teilweise mit finanzieller Unterstützung ihrer Heimatgemeinden. Würden wir sie heute als „Wirtschaftsflüchtlinge“ bezeichnen? Völlig unbeantwortet war seinerzeit auch die Frage nach dem Platz des „vierten Standes“, des Proletariats, in der Gesellschaft. Soziale Ungleichheit wurde von den bürgerlichen Reformern zwar als gefährlich angesehen, jedoch grundsätzlich akzeptiert. In einem Flugblatt vom März 1848 beklagten die Arbeiter in Berlin große Not und Arbeitslosigkeit und schlugen die Einrichtung eines „Ministeriums für Arbeiter“ vor.

Der Auslöser: Februarrevolution in Frankreich

Wesentlicher Auslöser der revolutionären Entwicklung in Deutschland – und nicht nur da – war der Ausbruch der bürgerlich-demokratischen Revolution in Frankreich. Am 22. Februar 1848 gab es in Paris erste Unruhen, die sich rasch ausweiteten. Am 24. Februar musste der französische König Louis-Philippe abdanken. Doch die ersten gewaltsamen Ausbrüche bei uns ereigneten sich in Bereichen, wo man sie am wenigsten erwartet hatte. Während in den Städten noch die Märzforderungen in Form von Adressen und Petitionen an den König und die Abgeordnetenkammer formuliert wurden – am 2. 3. 1848 fand die erste Volksversammlung in Heilbronn statt – machten die Bauern ernst. Anfang März kam es zu Bauernrevolten in Nordbaden, Nordwürttemberg, im Odenwald, Oberfranken und Bayern. Am frühen Morgen des 6. 3. 1848 drangen Bauern in die Domänekanzlei im hohenlohischen Niederstetten ein. Grundbücher und Akten samt Gebäude gingen in Flammen auf. Ähnliches geschah an anderen Orten in Hohenlohe. Der schlimmste Ausbruch ereignete sich in der Nacht vom 12. auf 13. März 1848. Bauern aus Neuhütten (heute im Landkreis Heilbronn) und Umgebung zogen zum Forstamt Kreuzle, zum Schloss Weiler und zur Burg Maienfels, suchten nach Akten und Dokumenten und verbrannten diese. Die Aktion richtete sich gegen die Freiherren von Weiler und von Gemmingen. Das Geschehen erinnerte an den Bauernaufstand von 1525.

Zwar war in Württemberg die Personalleibeigenschaft 1817 aufgehoben worden – in Baden war dies bereits 1783 geschehen –, doch nach wie vor belasteten der Große Zehnt, der Kleine Zehnt und sonstige Abgaben die Bauern im Land. Sie hatten es nun auf die Grundbücher und sonstigen Grundakten abgesehen und hofften, durch das Verbrennen dieser Papiere würden die drückenden Belastungen und Abgabenverpflichtungen wegfallen. Die Anführer der hohenlohischen Bauern wurden mehrfach festgenommen und wieder befreit; im Juni 1848 wurden die Bauern Georg Ehemann aus Neuhütten und Michael Seim auf den Hohenasperg geschafft – das „sicherste Gefängnis“ des Königreichs Württemberg.

Die Revolution war wie ein buntes Mosaik

In vielen Quellen wird darauf hingewiesen, dass die Revolution nicht chronologisch, als einheitlicher gesellschaftlicher Vorgang abgelaufen ist. „Sie (die aufständische Volkserhebung) gliederte sich in eine Vielzahl von eigenständigen Aktionen, von Revolten und Anlässen, die aus den Konfliktstoffen und den Erfahrungen ausgesprochen regionaler Lebenswelten entstehen.“ Dazu ein weiteres Zitat: „Das Fehlen eines geographischen Zentrums, einer überragenden Gestalt, eines zentralen Ereignisses erschwert wohl seit je die einprägsame geschichtliche Darstellung.“ Von den ersten Unruhen im Hohenlohischen wurde bereits berichtet. „Sie wollen Menschen sein wie andere auch“, erklärten die Bauern aus Brettach und Maienfels. „Sie wollen königlich freie Württemberger sein, nicht aber edelmännisch und württembergisch zugleich.“ Die Proteste der Bauern brachten einen gewissen Erfolg. Bereits am 14. 4. 1848 wurde im Königreich Württemberg ein Gesetz zur Regelung der Grundentlastung erlassen, dessen Umsetzung aber noch Jahre dauerte.

Manchmal wirken die „revolutionären Aktivitäten“ episodenhaft, etwa wenn die Akteure „die Revolution“ als eine Störung der Geschäfte, der Weinlese und der Verdienstmöglichkeiten erlebten und deshalb zum Beispiel dem Bürgerwehr-Exerzieren fernblieben, weil die „Ackergeschäfte“ dringlicher sind, und die Revolution notfalls auch einen Tag später stattfinden kann. Sie waren keine „Berufsrevolutionäre“ und auch die führenden Köpfe waren nicht darauf getrimmt, wie man „eine Revolution macht.“ Es wäre aber grundfalsch, manch ungeplantes und unkoordiniertes Verhalten im Nachhinein und aus heutiger Sicht zu bespötteln.

Blutig brach die Revolution in Preußen und insbesondere in Berlin aus. „Die Armen wollen Brot, die Bürger Freiheiten.“ Bei einer Kundgebung vor dem Berliner Schloss am 18. 3. 1848 schießt das Militär in die Volksmenge. Darauf kommt es in der ganzen Stadt zu Straßenkämpfen zwischen Aufständischen und dem Militär; rund 200 Tote, meist Handwerker, Arbeiter und Studenten sind zu beklagen. Am nächsten Tag werden die Truppen aus Berlin abgezogen und am 21. März verneigt sich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. gezwungenermaßen vor den Särgen der „Märzgefallenen“. Tags darauf kündigt er politische Reformen und die

Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung an. Doch diese Entwicklung ist nur von kurzer Dauer. Im November 1848 wird die preußische Nationalversammlung zunächst vertagt und später aufgelöst. General Wrangel rückt mit 12.000 Soldaten in Berlin ein; der Belagerungszustand wird verhängt. Das Bündnis zwischen Bürgern und Arbeitern war in Preußen nicht zu Stande gekommen.

„Manches war anders in Württemberg“, schreibt Karl Moersch in der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“. Vergleicht man die Entwicklung im Königreich Württemberg mit der im Großherzogtum Baden, so ist nach Moersch folgendes festzustellen: „In Württemberg gab es damals keine Toten und deshalb keine Märtyrer, und preußische Truppen kamen weder als gebetene noch als ungebetene Anti-Revolutionäre in das württembergische Königreich.“

Politisch geschickt ernannt der württembergische König Wilhelm I. am 9. März 1848 das liberale Kabinett unter Leitung von Friedrich Römer; Finanzminister wurde der Heilbronner Landtagsabgeordnete Adolf Goppelt. Bereits am 2. 3. 1848 wurde die Zensur aufgehoben; weitere Maßnahmen folgten, zum Beispiel am 1. 4. das Gesetz über die Volksbewaffnung, das Grundlage für die Aufstellung der Bürgerwehren war, ferner am 2. 4. die offizielle Freigabe der Volksversammlungen, die jedoch schon lange vorher in den Städten und Dörfern „einfach“ durchgeführt wurden. Die anfängliche Begeisterung in Württemberg ließ jedoch rasch nach. „Es muss etwas geschehen, aber passieren darf nichts“, könnte man die weitere Entwicklung überschreiben. Beinahe tragisch ist die Tatsache zu nennen, dass Römer – obwohl der württembergische König die Reichsverfassung am 25. 4. 1849 anerkannt hatte, jedoch immer wieder auf Preußens Politik schielend – das sog. Rumpfparlament am 18. 6. 1849 in Stuttgart durch Truppen gewaltsam auflösen ließ (Darüber lief in Stuttgart vom 10. 5. – 1. 8. 1999 die Ausstellung „Rettet die Freiheit – Das Rumpfparlament 1849 in Stuttgart – eine Revolution geht zu Ende“, mit ausführlichem Begleitkatalog).

Im Großherzogtum Baden war das Geschehen wesentlich unruhiger. Nachfolgend eine grobe Übersicht: Bereits am 12. 9. 1847 wurden im Offenburger Gasthaus „Salmen“ die Offenburger Forderungen des Volkes öffentlich verabschiedet. Diese Versammlung entschiedener Freunde der Verfassung war einberufen worden von den badischen Oppositionsführern Friedrich Hecker und Gustav Struve. Struve war auch die treibende Kraft zur Gründung des Turnvereins Mannheim im Jahr 1846; auch Hecker gehörte diesem Verein an. Zu den 13 Offenburger Forderungen gehörten unter anderem: Die Lossagung von den Karlsbader Beschlüssen von 1819, die Pressefreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit; darüber hinaus aber auch gesellschaftspolitische Forderungen wie die nach gerechter Besteuerung und nach einem Ausgleich des Missverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital. Ferner: Gleicher Zugang zu Bildung und Unterricht und die Einrichtung von Geschworenengerichten mit dem Ziel „Der Bürger werde von dem Bürger gerichtet.“

Etwa 900 Zuhörer waren nach Offenburg gekommen; Menschen „aller Klassen, Handwerksgesellen, Fuhrleute, Bauernknechte“, ja „sogar Weibslente, sowohl vom gebildeten, als ungebildeten Stande“, hieß es in einem Bericht. Am 17. 2. 1848

kamen über 2.500 Menschen in die Mannheimer Aula und verabschiedeten eine von Struve verfasste Petition an den Großherzog, in der Volksbewaffnung, Pressefreiheit, Schwurgerichte sowie die Einberufung eines deutschen Parlaments gefordert wurden. Ende März/Anfang April 1848 tagte in Frankfurt am Main die „provisorische Reichsversammlung“, später als „Vorparlament“ bezeichnet. Hecker und Struve traten dort für eine deutsche Republik ein, fanden aber keine Zustimmung. Dazu Hecker: „Hier in Frankfurt ist nichts zu machen, es gilt, in Baden loszuschlagen.“ Am 2. 4. 1848 rief Friedrich Hecker in Konstanz die deutsche Republik aus und begab sich mit einer wachsenden Gruppe Freischärler auf den Marsch nach Karlsruhe. Doch bereits am 17. 4. endete dieser Revolutionsversuch bei Kandern im Südschwarzwald mit der Niederlage der Republikaner. In Freiburg und Mannheim kam es Ende April 1848 zu Barrikadenkämpfen. Bei Heckers Versuch waren auch Turner, unter anderem aus Mannheim mit dabei. Hecker floh in die Schweiz und wanderte im September 1848 in die Vereinigten Staaten aus. Friedrich Hecker war wohl der populärste Revolutionär im süddeutschen Raum; in Baden wurde er nicht vergessen. Nachfolgend ein Vers aus dem „Heckerlied“, das in vielen Variationen die Runde machte:

„Wenn die Fürsten fragen, lebet Hecker noch,
sollt ihr ihnen sagen, Hecker hänget hoch,
er hängt an keinem Baume, er hängt an keinem Strick,
er hängt nur an dem Traume der deutschen Republik.“

Gustav Struve erging es ähnlich wie Hecker. Struve rief am 21. 9. 1848 in Lörrach die deutsche Republik aus. Jedoch bereits am 24. 9. machten badische Truppen bei Staufen im Breisgau der zweiten republikanischen „Schilderhebung“ ein blutiges Ende; das Gefecht bei Staufen forderte zwölf Tote. Tags darauf wurden von den Soldaten fünf unbeteiligte Musikanten ohne Verhör erschossen. Struve konnte zunächst zwar flüchten, wurde jedoch mit seiner Begleitung am 25. 9. in Wehr verhaftet. Im März 1849 wurde Gustav Struve von einem Schwurgericht – eine „Märzerrungenschaft“ – in Freiburg im Breisgau zu acht Jahren Haft verurteilt. Im Mai 1849 wurde er aus der Haft befreit.

Die Entwicklung in Baden nahm jedoch in dem Augenblick einen ganz anderen Verlauf, als sich die badische Armee auf die Seite der Revolution schlug. Im Mai 1849 kam es zur offenen Meuterei in der Garnison Rastatt, als verhaftete Soldaten, die sich bei revolutionären Versammlungen besonders hervorgetan hatten, wieder befreit wurden. Dem Befehl zum Antreten wurde keine Folge mehr geleistet. Eine bunte Menschenmenge von Soldaten, Festungsarbeitern, einheimischer Bürgerwehr und Turnern bewegte sich am 11. Mai 1849 durch die Straßen von Rastatt. In der Nacht vom 13. auf 14. Mai floh der Großherzog von Karlsruhe in die Bundesfestung Germersheim in der Pfalz. Überraschend war damit die Macht in Baden in die Hand der Demokratie und ihrer Führer gefallen. Doch bereits am 23. 7. 1849 mussten die in der Festung Rastatt eingeschlossenen badischen Revolutionstruppen den übermächtigen preußischen Truppen kapitulieren. Die Revolution in Ba-

den, an deren Schlusskapitel die Heilbronner Turnerwehr zusammen mit den Freunden aus Hanau beteiligt war, ging blutig zu Ende.

Turnbewegung und Revolution

Vor allem „Turner und dergleichen Gesindel“ sei mit den meuternden Soldaten durch die Stadt gezogen, steht in einem Untersuchungsbericht über die Ereignisse, die im Juni 1848 zur militärischen Besetzung der Stadt Heilbronn und zur Verlegung und Strafkolonie gegen das hier stationierte 8. Infanterieregiment führte. Die junge Turnbewegung gehörte schon zu Zeiten der Befreiungskriege gegen Napoleon zur deutschen Nationalbewegung. Ihr damaliges Treiben – im Jahr 1811 wurde unter Friedrich Ludwig Jahn in der Berliner Hasenheide der erste Turnplatz eingerichtet – wurde von der Obrigkeit jedoch kritisch beobachtet, weil die jungen Männer nicht nur turnten, sondern sich auch politisch äußerten und insbesondere Einheit und Freiheit fürs Vaterland forderten. Bereits 1819 wurde das Turnen in der Berliner Turnanstalt verboten; 1820 erfolgte die Turnsperrung in ganz Preußen. Die Karlsbader Beschlüsse wurden „umgesetzt“. Im Laufe der Zeit veränderte sich die Mitgliederstruktur in der Turnbewegung. Turnten zunächst insbesondere Schüler und Studenten in den Turngesellschaften, so kamen die Mitglieder der ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts gegründeten bürgerlichen Turnvereine in erster Linie aus dem Bürgertum und den kleinbürgerlichen Schichten (Die Turngemeinde Heilbronn wurde 1845 gegründet). Turnen war nun eine Freizeitaktivität breiter Schichten, bekam aber einen umstürzlerischen, ja revolutionären Charakter, weil sich in den Vereinen neue, demokratische Formen des Zusammenlebens entwickelten; insbesondere aber auch, weil die Turner – es waren zunächst ausschließlich Männer – und ihre Vereine von Anfang an im überregionalen und sogar nationalen Rahmen zusammenkamen und ihre gesellschaftspolitischen Vorstellungen austauschten. Beispiele hierfür sind die Turnfeste in Reutlingen (1845) und Heilbronn (1846).

Die Turnvereine gehörten mit zu den eifrigsten Verfechtern der Revolution von 1848/49, und doch bildeten sie keine ‚ideologische‘ Einheit. Die Turnbewegung war – ähnlich wie weite Teile der Gesellschaft – gespalten über der Frage „demokratische Republik“ oder „konstitutionelle Monarchie“. Kontrovers diskutiert wurde zwischen den „Nur-Turnern“, die das Diskutieren vom Turnplatz verbannt sehen wollten und den „politischen Turnern“, die sich an Körper und Geist für die revolutionäre Auseinandersetzung rüsten wollten. Das Turnen einseitig als „körperliche Arbeit“ aufzufassen bezeichnete der Mannheimer Turnwart Schöninger als „Hochverrat an der Turnkunst“. Die Turnvereine, die insbesondere in den Städten gegründet wurden, waren in hohem Maße politisiert. Dies galt auch für die Turngemeinde Heilbronn in der ersten Zeit ihres Bestehens. Die Vereine waren nicht zuletzt Stätten der Einübung demokratischer Verhaltensweisen. Zweifellos war für viele Turner das Ideal vom „gesunden Geist in einem gesunden Körper“

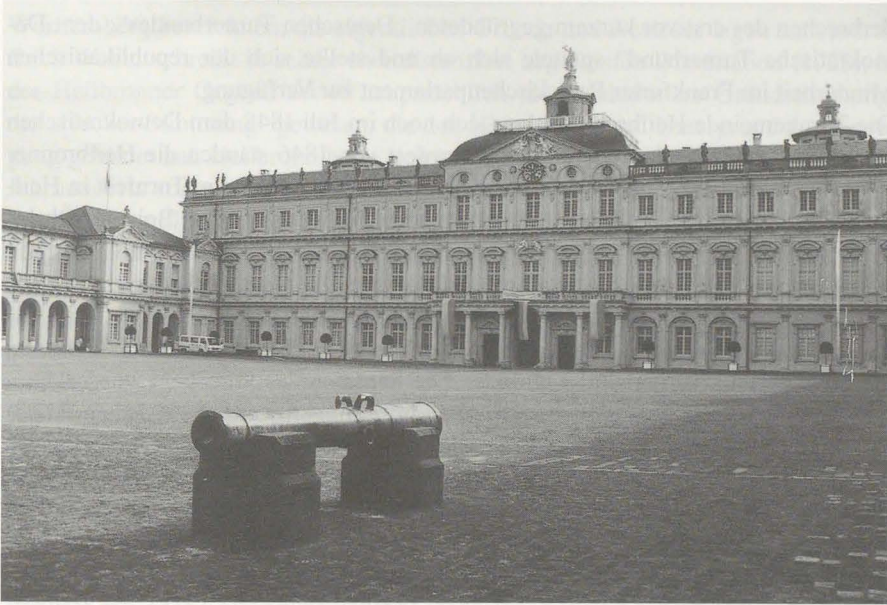


Abb. 2 *Schloß Rastatt. Im Ehrenhof kommt es am 12. 5. 1849 zur offenen Meuterei.*

Verpflichtung zum körperlichen und zum geistigen Turnen zugleich. Etwas abschweifend sei die Frage gestellt, wie diese Vorstellungen der jungen Turnbewegung in die heutige Zeit übersetzt werden können? Wie oder was unterscheidet etwa das Mitglied eines Turnvereins heute von anderen Leuten? Ist er oder sie etwa beleserter, toleranter, weltoffener, geistig beweglicher oder einfach nur sportlich besser?

Zwei nach Hanau einberufene Turntage markierten bereits zu einem frühen Zeitpunkt, kurz nach dem Anlaufen der revolutionären Entwicklungen, die Spaltung der Turnbewegung. In der Jubiläumsschrift „140 Jahre STB“ werden diese Abläufe ausführlich beschrieben. Am 2. 4. 1848 wurde mit starker Unterstützung durch die Hanauer Turngemeinde der „Deutsche Turnerbund“ gegründet, dessen Zweck sein sollte, „für die Einheit des deutschen Volkes tätig zu sein, den Brüdersinn und die körperliche und geistige Kraft des Volkes zu heben“. Einig waren sich die Turner in Hanau über die Schaffung eines Nationalstaates; uneins aber waren sich die liberal-konstitutionell gesinnten und die republikanisch-demokratisch gesinnten Turner über das „Wie“. Aus Heilbronn war am 2. 4. 1848 August Bruckmann in Hanau mit dabei. Am 2. und 3. 7. 1848 fand in Hanau die zweite Tagung statt. Der Antrag der republikanisch gesinnten Turner, das Bekenntnis zur demokratischen Republik in die Satzung aufzunehmen, wurde nach langer Debatte bei 81 Ja- und 91 Nein-Stimmen abgelehnt. Dieses Abstimmungsergebnis führte zum Auseinan-

derbrechen des erst vor kurzem gegründeten „Deutschen Turnerbundes“; der „Demokratische Turnerbund“ spaltete sich ab und stellte sich der republikanischen Minderheit im Frankfurter Paulskirchenparlament zur Verfügung.

Die Turngemeinde Heilbronn schloss sich noch im Juli 1848 dem Demokratischen Turnerbund an. Seit dem Heilbronner Turnfest von 1846 standen die Heilbronner in engem Kontakt mit der Hanauer Turngemeinde, die auch beim Turnfest in Heilbronn mit dabei war. Andere württembergische Turnvereine, zum Beispiel Öhringen, Geislingen und Reutlingen, verbanden sich später mit dem Demokratischen Turnerbund. Die TG Heilbronn ging sogar so weit, alle Mitglieder auszuschließen, die sich nicht zur demokratischen Republik bekannten.

Zwischenzeitlich, am 1. 5. 1848, wurde beim Turntag in Esslingen von 32 Vereinen der Schwäbische Turnerbund gegründet. Die Funktion des Sprechers wurde Theodor Georgii aus Esslingen übertragen. Auch in Esslingen wurde heftig über die politische Richtung der Turnbewegung und des neuen Schwäbischen Turnerbundes diskutiert. Die Mehrheit versuchte, eine Stellungnahme zur Forderung nach Einführung einer demokratischen Republik zu vermeiden. Es wurde aber hervorgehoben, „dass sich der Staatsbürger vom Turner nicht trennen lasse, und dass gerade die Turnvereine benützt werden sollen, vaterländischen Sinn zu pflegen ...“. Stark diskutiert wurde in der südwestdeutschen Turnbewegung die Frage der Bewaffnung der Turnvereine. Auch Georgii empfahl den Vereinen, sich zu bewaffnen. Dabei sollten die Turnerwehren aber keine eigenständige Truppe bilden, sondern sich in die örtliche Bürgerwehr eingliedern. Grundgedanke bei der von den meisten Turnern vertretenen Volksbewaffnung war, die stehenden Heere aufzulösen und durch ein Volksheer zu ersetzen (Interessant ist dabei, dass gerade das Stichwort „Volksheer“, die Integration der Truppen in die Gesellschaft also, auch heute bei der Diskussion um die Abschaffung der Wehrpflicht noch eine wesentliche Rolle spielt). Das Gesetz über die Volksbewaffnung vom 1. 4. 1848 gab dem Aufbau der Bürgerwehren in Württemberg die rechtliche Grundlage. In der Turngemeinde Heilbronn war bereits am 23. 3. 1848 die selbständige Bewaffnung beschlossen worden. Emil Jooß berichtete dazu 1895: „Das Turnen wird hinten gesetzt und die ganze Turngemeinde zu einer Turnerwehr umgestaltet.“ Inwieweit dieses Ziel aber tatsächlich realisiert wurde, ist nicht bekannt.

Revolutions-Höhepunkte in Heilbronn

Inbesondere drei Ereignisse sind aus dem Revolutionsgeschehen in Heilbronn 1848/49 über die Stadt hinaus bekannt geworden: Die Gehorsamsverweigerung beim 8. Infantrieregiment und anschließende militärische Besetzung der Stadt im Juni 1848; ein Jahr später der Auszug der Heilbronner Turnerwehr nach Baden; und schließlich die Verhängung des Belagerungszustands über die Stadt im Zusammenhang mit der Entwaffnung der Heilbronner Bürgerwehr im Juni 1849. Man kann Heilbronn sicherlich nicht als das Zentrum der Revolutionsbewegung in

Württemberg bezeichnen; die eigentlichen Gründe und Auslöser lagen andernorts. Erich Weller schreibt in seiner eher distanziert abgefassten Dissertation (1925), in der Heilbronner Gegend sei es hauptsächlich die revolutionäre Grundstimmung, die „Hecker-Stimmung“ gewesen, die den Hintergrund und Untergrund der Bewegung gebildet hat. Heilbronn hatte sich im Verlauf der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts von einer Handwerker- und Handelsstadt zu einem regionalen Zentrum handwerklich-gewerblicher und industrieller Produktion entwickelt. Die Bevölkerung der Stadt stieg von 5.692 im Jahr 1803 auf 12.539 im Jahr 1846. Zwei Jahre später, 1848, verteilten sich rund 800 Fabrik-Arbeitsplätze auf etwa 15 kleine und mittlere Betriebe mit jeweils 20–50 Arbeitern und auf die drei großen, die Papierfabriken Rauch (180 Arbeiter), Schaeuffelen (165 Arbeiter) und die Silberwarenfabrik Bruckmann (ca. 70 Arbeiter). August Bruckmann, der Vorstand der TG Heilbronn 1848–1849, war ein Sohn des Gründers der Silberwarenfabrik.

Von März bis August 1848 fanden in Heilbronn 10 Volksversammlungen mit unterschiedlichen Teilnehmerzahlen statt. Bei der ersten Veranstaltung am 2. 3. 1848 im Gasthaus „Adler“ ging es um eine Eingabe an den württembergischen König, die fünf Forderungen enthielt: Das Recht des Waffentragens, freies Versammlungsrecht, Pressefreiheit, die Einrichtung von Schwurgerichten und die Vertretung der Volksinteressen beim Bundestag. Als Hauptredner bei den Volksversammlungen werden insbesondere genannt: Der Bierbrauer und Löwenwirt Louis Hentges, der am 22. 4. 1848 in die neue Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde, sein Mandat jedoch am 1. 2. 1849 niederlegte. Hentges wurde als „wirklicher Volksmann“ beschrieben; er war somit einer, der vom Volk als „Fleisch von seinem Fleisch“ empfunden wurde. Mehrdeutig hatte er bereits früh erklärt: „Ich stimme für Republik, ich stimme für konstitutionelle Monarchie – wie ihr wollt, liebe Freunde!“ Und in der Tat markierte dieser Spannungsbogen den späteren Bruch in der progressiven Bewegung, auch in der Turnbewegung. Weitere Redner in Heilbronn waren unter anderem der Apotheker Friedrich Mayer (Bruder des Arztes und Physikers Robert Mayer, der den Satz von der Erhaltung der Energie nachgewiesen hat), August Bruckmann (Vorstand der TG Heilbronn); ferner Dr. Theobald Kerner aus Weinsberg (Sohn des Dichter-Arztes Justinus Kerner).

Rasche Erfolge wurden auf der örtlichen Ebene erzielt – nicht zuletzt auch durch die Veranstaltung von „Katzenmusiken“ vor den Häusern missliebiger Bürger, Mandatsträger und Angehöriger der Obrigkeit. Am 11. 3. 1848 legte der Heilbronner Schultheiß Heinrich Titot sein Amt nieder; zu seinem Nachfolger wurde Christian August Klett gewählt. Auch die auf Lebenszeit gewählten Stadträte traten zurück. Am 23. 6. 1848 wurde die Öffentlichkeit bei den Sitzungen der städtischen Gremien eingeführt. Auch in den umliegenden Gemeinden Böckingen, Flein, Großgartach, Horkheim, Obereisesheim, Kirchhausen und Sontheim wurden die Ortsvorsteher zum Rücktritt genötigt. Doch trotz Versammlungsfreiheit und sonstiger liberaler Märzgesetze war das Auftreten bei den Volksversammlungen nicht ungefährlich. Im Anschluss an die größte Volksversammlung Heilbronns am 10. 9. 1848 auf dem Exerzierplatz beim Schießhaus wurde August Bruckmann we-

gen des Verdachts des versuchten Hochverrats verhaftet. Die TG Heilbronn gab am 20. 10. 1848 für ihren Vorstand Bruckmann eine Vertrauenserklärung ab. Theobald Kerner aus Weinsberg konnte sich der drohenden Verhaftung durch die Flucht entziehen.

Der Demokratische Verein „bearbeitet“ die Soldaten

„Wenn wir in das Feld ziehen, so wollen wir auch wissen, gegen wen und warum wir fechten ... Wir streiten bloß für die gute Sache des deutschen Vaterlandes.“ Dies war eine von sechs Forderungen, die auf einer Soldatenversammlung am 14. 6. 1848 in der Hentges'schen Wirtschaft „Zum Löwen“ als Petition an die württembergische Regierung formuliert wurde. Des weiteren ging es um humane Behandlung durch die Vorgesetzten, zum Beispiel um die Abschaffung der „knechtischen Anrede“ „Er“, um die Umgestaltung des Militärstrafrechts (u. a. Abschaffung der Prügelstrafe) und um Soldzulage. Die Eingabe wurde mit verfasst von dem Fourier Hartmann, der an diesem Tag Dienst gehabt hätte. Als Hartmann wegen unerlaubter Entfernung vom Dienst verhaftet und in Arrest gebracht wurde, zog eine große Menschenmenge zur Kaserne in der Deutschhofstraße (heute Städt. Museum) und forderte die Freilassung Hartmanns. „Der wogende Haufen von Bürgern, Arbeitern und Soldaten erreichte schließlich mit stürmischem Geschrei und heftigem Drängen die Freilassung des Verhafteten und später noch zweier weiterer festgesetzter Schützen. In der Euphorie dieses Erfolges und der anschließenden Verbrüderung zogen Bürger und Soldaten im Triumphzug durch die Stadt zum Turnplatz und hielten dort, und am Abend auch noch auf dem Markt Versammlungen ab, auf denen eine nie zuvor gesehene Volksmenge die emphatischen Reden der demokratischen Sprecher akklamierte, ihren Sieg feierte und in ihm die neue Zeit, die mit der Revolution angebrochen schien“ (Zitat aus Kaschuba/Lipp; s. Literaturverzeichnis). Im Bericht der Obrigkeit nach Stuttgart hieß es, dass vor allem „Turner und dergleichen Gesindel“ mit ca. 300 Soldaten Arm in Arm durch die Stadt zogen. Hartmann sagte in der späteren Untersuchung aus, dass sich die Heilbronner Demokraten „dem Militär auffallend genähert und die Soldaten in den Wirtshäusern bearbeitet“ haben. Davon berichtet eine Strophe des „48er Liedes aus Heilbronn“:

Beim Weine stieß der Bürgersmann
Mit dem Soldat auf Freiheit an
und ließ den Hecker leben;
Soldaten wollten obendrein
als Menschen nun behandelt sein,
Nicht mehr wie Sklaven leben.

Diese Vorfälle mussten zwangsläufig eine Strafaktion gegen das in Heilbronn stationierte 8. Infanterieregiment auslösen. Am Morgen des 17. 6. 1848 marschierten

Infanterie, Reiter und eine Batterie Artillerie mit sechs Kanonen von drei Seiten in Heilbronn ein. Die Wogen in der Stadt gingen hoch und aktive Bürger versuchten, das fremde Militär mit Wein und Verpflegung zu versorgen und auf ihre Seite zu ziehen. Doch am 18. Juni erfolgte der befohlene Ausmarsch des 8. Regiments, unter dem Spalier der salutierenden Heilbronner Bürgerwehr und begleitet von einem brüderlichen Abschiedsgruß der Heilbronner Turner: „Wir werden Brüder bleiben, nach einem Ziele strebend ... Eine Mannesträne und warmer Händedruck füllen Zeit und Raum ... Lebt Wohl! Gut Heil!“ Das 8. Regiment wurde zunächst nach Ludwigsburg verlegt und entwaffnet. Die „Rädelsführer“ wurden verhaftet und in einer Strafkompagnie auf dem Hohenasperg stationiert. Dort konnten sie manchem der gefangenen „48er“ zur Flucht verhelfen, so z. B. Adolf Majer, dem kompromisslosen Demokrat und früheren Redakteur der Heilbronner Zeitung „Das Neckardampfschiff“; ferner dem Apotheker Albert Frech aus Ingelfingen. Denn, so heißt es in einem Vers über den württembergischen „Demokratenbuckel“: „auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf dem Asperg aber nicht.“

„Hier in Frankfurt ist nichts zu machen ...“

Bevor über die weiteren Ereignisse in Heilbronn, insbesondere über den Aufbau der Bürgerwehr und der Turnerwehr berichtet wird, hier ein kurzer Blick auf zur Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Die Straßen Frankfurts waren mit schwarz-rot-goldenen Fahnen festlich geschmückt und Turner in heller Uniform standen Spalier, als am 18. 5. 1848 die 576 Abgeordneten vom Kaisersaal des Frankfurter Römers in die Paulskirche zogen. Eine abschließende Bewertung der Arbeit des Paulskirchenparlaments fällt der Geschichtswissenschaft selbst heute noch schwer. Zu unterschiedlich waren die Hoffnungen und Erwartungen gegenüber der Nationalversammlung. Voll Ungeduld hatte sich Friedrich Hecker bereits aus dem vom 30. 3.–3. 4. 1848 tagenden Vorparlament verabschiedet: „Hier in Frankfurt ist nichts zu machen, es gilt in Baden loszuschlagen.“ Doch das Gefecht bei Kändern im Südschwarzwald endete mit der Niederlage der Republikaner und beendete auch Heckers Traum von der deutschen Republik.

Die Ungeduld unter den Heilbronner Demokraten spricht auch aus einem Gedicht, das am 26. 7. 1848 im „Neckardampfschiff“ veröffentlicht wurde:

Zu Frankfurt an dem Main,
So schlag der Teufel drein!
Schon steht die Welt in Flammen,
Sie schwatzen noch zusammen.
Wie lange soll das dauern?
Dem König Schach, ihr Bauern!
Den Fürsten und dem Parlament,
O Volk, mach du ein End'!

Am 3. 7. 1848 begann das Parlament mit der Beratung der Grundrechte des deutschen Volkes, die am 28. 12. 1848 verkündet wurden. „Der historisch wirkungsvollste Moment der Paulskirchenversammlung“, heißt es dazu im Karlsruher Ausstellungskatalog. Kein Glanzpunkt in der Geschichte der deutschen Nationalversammlung war dagegen die nachträgliche Zustimmung zum Malmöer Friedensvertrag am 16. 9. 1848. Dieser sah die Räumung von Schleswig und Holstein und die Absetzung der provisorischen deutschen Regierung in den beiden Herzogtümern vor. Die Nationalversammlung war bei den Friedensverhandlungen zwischen Dänemark und Preußen einfach übergangen worden. Bei einer großen Volksversammlung auf dem Heilbronner Exerzierplatz am 10. 9. 1848 wurde in diesem Zusammenhang auch der „Turnvater“ Jahn angegriffen, der noch zwei Jahre zuvor, beim großen Turnfest in Heilbronn, mit seiner Grußadresse glänzte. Jahn hatte im Paulskirchenparlament für die Genehmigung des dänisch-preußischen Waffenstillstands gesprochen und darüber hinaus die Unterdrückung der demokratischen Vereine beantragt. In der Heilbronner Versammlung wurde Jahn vorgeworfen, er sei nun wahrscheinlich kindisch und ein der Altersschwäche und dem Naturnachlass verfallener Mann geworden. Und in der Tat hat sich Jahn im weiteren Verlauf seines Lebens immer mehr zum stockkonservativen Politiker entwickelt. Er ist 1852 im Alter von 74 Jahren verstorben.

Ein schlimmer Schlag ins Gesicht der deutschen Nationalversammlung war die standrechtliche Erschießung des Abgeordneten Robert Blum durch österreichisches Militär am 9. 11. 1848 in Wien; dies war unter Missachtung seiner parlamentarischen Immunität geschehen. Für Robert Blum, einen der beliebtesten Volksmänner der Nationalversammlung, fand am 21. 11. 1848 in Heilbronn eine vom Demokratischen Verein organisierte Totenfeier statt, bei der unter anderem Ludwig Pfau zu der Menge auf dem Marktplatz sprach.

Die Ablehnung der von der Nationalversammlung am 27. 3. 1849 verabschiedeten Reichsverfassung durch Preußen, Österreich und Sachsen bedeutete schließlich das Scheitern der Paulskirche. Auch hierbei wurde die Grundsatzfrage, ob Deutschland künftig eine demokratische Republik oder eine konstitutionelle Monarchie sein sollte, heftig diskutiert. Doch nicht nur in Frankfurt, sondern auch auf der örtlichen Ebene in Heilbronn spaltete diese Frage die revolutionäre Bewegung. Hier hatte sich der am 30. 3. 1848 gegründete Vaterländische Verein für die konstitutionelle Monarchie ausgesprochen. Von dieser Organisation spaltete sich bereits am 31. 5. 1848 die größere Zahl der Mitglieder ab und gründete den Demokratischen Verein, der künftig die Entwicklungen in Heilbronn wesentlich beeinflusste. Die Demokraten, mit ausgeprägter antifeudaler und republikanischer Stoßrichtung, drängten nicht zuletzt auf die Durchsetzung der Reichsverfassung. „Sie stehen der direkten Aktion, der Massenaktion wesentlich näher, auch weil sie spüren, dass der „Marsch durch die Institutionen“ die Volksbewegung zunehmend lähmt und die Märzhoffnungen zunehmend resignativen Tendenzen Platz machen“ (Vortrag Lipp/Kaschuba). Vorstand des Demokratischen Vereins wurde der Buchdrucker und zeitweilige Verleger des „Neckardampfschiffs“, August Ruoff. Dass je-

doch auch beim Demokratischen Verein unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt wurden, zeigt Louis Hentges, später auch einer der Männer dieser Organisation. Bei einer Volksversammlung am 22. 4. 1848 sprach er sich für die konstitutionelle Monarchie auf freiheitlicher Grundlage und nicht für die Republik aus. Hentges, so wird berichtet, sei auf seine alten Tage zum „national-liberalen Frömmeler“ geworden.

Am 27. 3. 1849 entschied sich die Frankfurter Nationalversammlung für das Erbkaisertum – also für die Variante der konstitutionellen Monarchie – und wählte am 28. 3. 1849 den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser. Doch dieser wies die angebotene Kaiserkrone wenige Tage später mit hämischen Bemerkungen zurück. Am 7. 5. 1849 lehnte die preußische Regierung die Frankfurter Beschlüsse endgültig ab. Obwohl zwischenzeitlich 28 kleinere Staaten, darunter auch Württemberg am 25. 4., die Reichsverfassung anerkannt hatten, geschah angesichts der preußischen Ablehnung seitens der württembergischen Regierung nichts mehr zur Durchsetzung der Verfassung. Anfang Juni 1849 geht ein Teil der Nationalversammlung nach Stuttgart; dort wird dieses „Rumpfparlament“ am 18. 6. von württembergischen Truppen auseinander getrieben. Der Versuch in der Frankfurter Paulskirche, Deutschland auf eine neue verfassungsrechtliche Grundlage zu stellen, war damit gescheitert; die brüske Zurückweisung durch die größeren Staaten in Deutschland wurde zum Auslöser einer heftigen Schlussphase der Revolution. Ein Teil der in Stuttgart vertriebenen Mitglieder der deutschen Nationalversammlung reiste über Gernsbach nach Baden-Baden in der Absicht, den Parlamentssitz ins revolutionäre Baden zu verlegen. Doch zu diesem Zeitpunkt standen die Dinge in Baden militärisch nicht zum besten. Die württembergische Regierung Römer erklärte am 26. 5. 1849, sie wolle keine militärische Aktion zur Unterstützung der Reichsverfassung. Wenige Monate später, als schließlich „alles erledigt“ war, wurde das im März 1848 mit so vielen Hoffnungen angetretene liberale Ministerium Römer am 28. 10. 1849 entlassen. Am 5. 10. 1851 wurde auch in Württemberg die vom Paulskirchenparlament beschlossenen Grundrechte des deutschen Volkes wieder aufgehoben.

Bürgerwehr und Turnerwehr in Heilbronn

Durch die Truppenmeuterei in Rastatt und die Flucht des badischen Großherzogs am 13./14. 5. 1849 spitzte sich die Lage im deutschen Südwesten zu. Am 14. 5. zog der auf der Offenburger Volksversammlung gewählte Landesausschuss in Karlsruhe ein; am 1. 6. 1849 übertrug dieser die Regierungsgewalt einer provisorischen Regierung. Großherzog Leopold bat derweilen Preußen um Truppenhilfe gegen den Aufstand in seinem Land. Gutes war nicht zu erhoffen, denn schließlich hatte Preußen mit solchen Militäraktionen Erfahrung, hatte es doch bereits Aufstände für die Reichsverfassung in Breslau und in Dresden niedergeschlagen. Die weitere Entwicklung in Baden hatte auch unmittelbare Auswirkungen im Königreich



Abb. 3 Hirschhorn am Neckar. Hier standen Heilbronner Turner am 15. 6. 1849 erstmals im Gefecht (Aufnahme Juli 1999).

Württemberg und in Heilbronn. Am 26. 5. 1849 sprach sich Minister Römer gegen militärische Aktionen zur Durchsetzung der Reichsverfassung aus, jener Reichsverfassung, die der württembergische König am 25. 4. 1849 angenommen hatte und die somit geltendes Recht in Württemberg war. Bereits am folgenden Tag bei der Reutlinger Pfingstversammlung der Volksvereine (am 27./28. 5. 1849) forderten diese u. a. das Bündnis mit allen Reichsländern, die die Verfassung anerkannten, also auch mit Baden und der Pfalz. Ferner wurde in Reutlingen die Rückberufung der württembergischen Truppen von der badischen Grenze gefordert sowie ein Durchmarschverbot für Truppen, die nicht auf die Reichsverfassung vereidigt waren. Die Beschlüsse von Reutlingen galten als gemäßigt – ein Aufruf zum Aufstand oder zur ausdrücklichen Unterstützung der badischen Erhebung, wie dies der Heilbronner Ludwig Pfau wollte, war darin nicht enthalten. Doch Märzministerium und Abgeordnetenkammer in Stuttgart lehnten ab. Die Lage war nun – streng rechtlich betrachtet – verworren, denn wer sich auf den Boden der geltenden Reichsverfassung stellte, hatte in Wirklichkeit keinen Boden unter den Füßen. Tatsächlich hatte die „alte Obrigkeit“ das Gesetz des Handelns längst wieder in die Hand genommen.

Volksbewaffnung in Heilbronn

Auf welcher rechtlichen Grundlage stand die Volksbewaffnung und wie war diese in Heilbronn realisiert worden? Die Verfechter der Bewaffnung des Volkes verknüpften ihre Forderung zunächst mit den Persönlichkeitsrechten der Bürger und mit dem Ziel einer bürgerschaftlichen Reorganisation des Staates. Volksbewaffnung war Teil der Volksstaatsidee und hatte (zunächst) nicht zum Ziel, Waffen gegen die damalige Staatsmacht in die Hand zu bekommen. So wurde im Württembergischen Bürgerwehrgesetz vom 1. 4. 1848 die Aufgabe der neuen Truppen wie folgt beschrieben: „Die Bürgerwehr hat die Bestimmung, die Wehrhaftigkeit der Staatsbürger zu befördern, Verfassung und Gesetze zu beschützen, und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.“ Ähnliche Grundvorstellungen zur Bewaffnung gab es auch in der Turnbewegung. Zwar waren bereits im Mai 1848 die meisten Turnvereine in Württemberg bewaffnet, doch man war sich über die Funktion der Turnerwehren nicht voll einig. Hecker sprach beispielsweise von der Schöpfung einer nationalen Landesverteidigung, aber auch von der Bildung eines Revolutionsheeres. Bereits am 2. 4. 1848 kamen auf Einladung des Heilbronner Stadtschultheißenamtes die Mitglieder der in der Stadt schon bestehenden Korps (bürgerliches Jägerkorps, reitende Ehrengarde, Feuerwehr und Turnerwehr) sowie weitere interessierte Bürger auf dem Exerzierplatz zusammen. Mit etwa 700 Mann wurde die Heilbronner Bürgerwehr aus der Taufe gehoben, wobei die bereits bestehenden Organisationen gesondert fortbestanden. Die Bewaffnung der Bürgerwehr war nicht rasch möglich, weil eine solche Anzahl von Gewehren und Ausrüstungsgegenständen nicht auf einmal beschafft werden konnte. Doch mit den Übungen wurde sofort begonnen.

Die Heilbronner Turnerwehr war ein Ableger der 1845 gegründeten Turngemeinde Heilbronn. Sie bildete nun unter ihrem Hauptmann, dem Kaufmann J. A. Horlacher, mit 130 Mann das 3. Korps der Heilbronner Bürgerwehr und war je zur Hälfte mit Gewehren und mit Sensen bewaffnet. Bereits am 23. 3. 1848, also noch vor der Veröffentlichung des Bürgerwehrgesetzes in Württemberg, beschloss die TG Heilbronn sich selbständig zu bewaffnen und „beim Ruf des Vaterlandes mit den anderen Turnbrüdern sich zu vereinigen, um zur Erringung der deutschen Größe und Einheit mitzuwirken.“ Der Turnbetrieb wurde vorläufig eingestellt und die Turngemeinde zu einer Turnerwehr umgestaltet, an deren Teilnahme alle ordentlichen Mitglieder verpflichtet waren. Ihrer Eingliederung in die Bürgerwehr stand die Turnerwehr zunächst zurückhaltend gegenüber. Doch solange sie nicht als Bürgerwehr staatlich anerkannt war, galt sie im Kriegsfall als Freischar. So erfolgte schließlich im April 1849 die Eingliederung der Turnerwehr als besondere Formation in die Bürgerwehr. Dem Innenministerium konnte aus Heilbronn berichtet werden: „Aus den Mitgliedern der Turngemeinde, welche aus jungen, meistens der hiesigen Stadt nicht angehörigen Leuten des Handlungs- und Gewerbestandes besteht, hat sich ein mit Büchsen und Seitengewehr bewaffnetes Korps gebildet, das 124 Mann zählt und wöchentlich einmal in besonderer Abteilung zum



Abb. 4 Revolutionsdenkmal in Waghäusel. Ehrung auch für die Heilbronner Turnerwehr.

Exerzieren ausdrückt. Die Uniform ist blaue Bluse und grauer Turnerhut ...“. Allerdings erscheint dieser Hinweis auf die Herkunft der Mitglieder der Turnerwehr zweifelhaft. Dirk Reuter verweist in seiner Abhandlung im Jahrbuch des Historischen Vereins Heilbronn (Nr. 34/2001) unter Bezug auf Geisel darauf, dass 53 der an Gefechten in Baden teilnehmenden Mitglieder der Turnerwehr und des Jugendbanners direkt aus Heilbronn stammten. „Es waren in der überwiegenden Mehrheit junge Männer der Jahrgänge 1820 bis 1830, von denen fast alle auch in Heilbronn geboren und ansässig waren.“ Vielleicht wollte die Heilbronner Obrigkeit bei ihrem Bericht an das Innenministerium die Stadt nicht erneut in ein allzu revolutionäres Licht stellen. Eine weitere Truppe, die den Turnern zuzurechnen war, war das bereits erwähnte Jugendbanner, eine Gründung der Turnerwehr, das hauptsächlich aus jungen Arbeitern und Weingärtnern bestand. Am 10. 5. 1849 erhielt das Jugendbanner von der Stadt leihweise 100 alte Musketen zum Exerzieren. Die erste wirkliche Berührung mit den Auswirkungen der badischen Revolution hatte die Heilbronner Bürgerwehr am 17. 5. 1849 bei Bonfeld (jetzt Landkreis Heil-

bronn). Badisches Militär – es waren 200 Mann mit 16 Kanonen – das den badischen Großherzog auf der Flucht nach Germersheim begleitet hatte, wurde anschließend auf badischem Gebiet verfolgt und setzte sich zwischen Kirchartd und Fürfeld über die Württembergische Grenze ab, verfolgt von einigen 100 Mann badischer Volkswehr. In Bonfeld spitzte sich die Situation zu, als die badischen Offiziere von Jugendbanner und Feuerwehr aus Heilbronn vor einer wütenden Volksmenge geschützt werden mussten. Bereits in der Nacht hatte sich der führende badische Artillerieoffizier im Schlosspark von Bonfeld das Leben genommen. Es gelang den Heilbronnern, die badischen Offiziere als Gefangene in die Stadt zu bringen. Von Heilbronn aus reisten diese weiter nach Stuttgart. In Berichten über diese Vorfälle wurden neben dem Stadtrat und städtischen Waldinspektor Bernhard Nickel, dem Kommandanten der Heilbronner Bürgerwehr u. a. der Kaufmann J. A. Horlacher von der Turnerwehr und August Ruoff genannt. Letzterer leitete kurze Zeit später (am 12. 6. 1849) zusammen mit dem Apotheker Friedrich Mayer den Ausmarsch des „Ostkorps“ der Bürgerwehr nach Löwenstein. Das „Westkorps“ war mit wechselnder Führung nach Wimpfen unterwegs. Diese Ausmärsche, durchgeführt mit dem Ziel, der Entwaffnung zu entgehen, führten schließlich zum Ende der Heilbronner Bürgerwehr. Am 9. 6. 1849 hatte die Heilbronner Wehr eine Treueerklärung an die Frankfurter Nationalversammlung abgegeben – ein offener Afront gegen die württembergische Regierung – und wurde daraufhin vom Ministerrat aufgelöst. Dies ist jedoch eine andere Geschichte, die es wert wäre, ausführlich erzählt zu werden. Am 12. 6. 1849 rückten württembergische Truppen in Heilbronn ein, um die Bürgerwehr zu entwaffnen. Am folgenden Tag wurde der Aufruhrzustand über die Stadt verhängt. Doch zu der Zeit stand ein Teil der Heilbronner Turnerwehr bereits kurz vor der ersten Gefechtsbeteiligung bei Hirschhorn am Neckar.

Ausmarsch der Turnerwehr am 5. Juni 1849

Als die Nachricht vom Ausmarsch der Hanauer Turnerwehr – mit dem Ziel Baden – in Heilbronn eintraf, gab es auch hier Aufbruchstimmung. Die Kontakte zur Turngemeinde Hanau bestanden bereits seit dem Heilbronner Turnfest im August 1846. August Bruckmann, der Vorstand der TG Heilbronn war beim Turntag am 2. 4. 1848 in Hanau, bei dem der Deutsche Turnbund gegründet wurde, mit dabei und unterstützte auf dem Deutschen Turntag am 2. und 3. 7. 1848 die Vorstellungen der Hanauer Turner, die in der Satzung des Turnerbundes ein Bekenntnis zur demokratischen Republik haben wollten. Am 2. 6. 1849 waren rund 260 Mann unter dem Kommando ihres Vorsitzenden August Schärttner in Hanau ausmarschiert und gelangten auf Umwegen, unter anderem über Mosbach, schließlich nach Neckargemünd. Das Auszugsbataillon der TG Heilbronn war mit Geldern des Baufonds für die neue Turnhalle ausgerüstet worden. Am Abend des 5. 6. 1849 brach eine größere Schar – in unterschiedlichen Quellen werden 120–200 Mann genannt – in

Heilbronn auf. Am 6. 6. trafen noch etwa 60 Mann in Neckargemünd ein. Viele waren unterwegs umgekehrt, teilweise auch von nachreisenden Angehörigen und Freunden umgestimmt worden. Außer Bruckmann waren noch die Zugführer Carl Hasert, Johann Jakob Doberer und August Brandstetter mit dabei. Am 9. 6. 1849 wurden die Heilbronner Turner in die Hanauer Turnerwehr eingegliedert; soweit sie Büchsen hatten, in die 1. Kompanie. Die übrigen, zum Teil Sensenträger oder Angehörige des Jugendbanners aus Heilbronn, bildeten unter Führung von August Brandstetter die 4. Kompanie. Zur Weiterverfolgung des Schicksals der Heilbronner Turnerwehr sind diese Zuordnungen von Bedeutung, da die Quellen häufig nur das Hanauer Turnbataillon und dessen 4 Kompanien nennen. Die Hanauer (und Heilbronner) bildeten innerhalb der badischen Revolutionsarmee zunächst zusammen mit anderen Gruppierungen den Verband des „fliegenden Korps im Odenwald“ unter Oberst Philipp Becker. Aufgabe dieser Gruppierung war der Aufbau einer Verteidigungslinie nördlich der Neckarschlinge zwischen Hirschhorn und Ziegelhausen. Später sollte das Korps über Beerfelden und Erbach bis nach Darmstadt vorstoßen. Dieser Vorstoß auf hessisches Gebiet kam jedoch auf Grund der militärischen Entwicklungen an der badischen Nordgrenze nicht mehr zu Stande.

Die 4. Kompanie in Richtung Wimpfen – die 1. Kompanie in Hirschhorn

Am 12. und 13. 6. 1849 wurden in Schönau an der hessisch-badischen Grenze die Hanauer und damit auch die Heilbronner Turner zur Ausführung unterschiedlicher militärischer Aufgaben getrennt. Schärttner hat sich darüber beim badischen Kriegsminister Franz Sigel beklagt. Die 2., 3. und 4. Kompanie sollte mit weiteren Truppen unter dem Kommando des Zivilkommissars von Mosbach, Heinrich Loose, nach Wimpfen ziehen und womöglich in Württemberg einfallen, um dort der Revolution zum Ausbruch zu verhelfen. „Je nach Umständen“, so stand in Sigels Befehl vom 14. 6. 1849, sollten sie über Kirchardt und Fürfeld nach Heilbronn vorrücken. Bereits am 13. 6. wurde in Looses Hauptquartier in Wimpfen eine Kommission zur weiteren Planung des „Unternehmens gegen Württemberg“ gebildet, der auch eine Reihe Heilbronner Turner und auch führende Angehörige des „Westkorps“ der Heilbronner Bürgerwehr angehörten; u. a. August Bruckmann, August Ruoff und Karl Schwarz von Frankenbach (heute ein Stadtteil von Heilbronn). Dieser Plan kam jedoch nicht mehr zu Stande, da inzwischen starke preußische Truppen sowie Reichstruppen von Hessen her auf die badische Neckarlinie vorrückten. Die drei Hanauer Kompanien, die noch nicht in Wimpfen eingetroffen waren, marschierten umgehend nach Neckargemünd zurück. Einige Angehörige des „Ostkorps“ und des „Westkorps“ der Heilbronner Bürgerwehr schlossen sich noch an, so auch Carl Pfänder, der Bruder des TGH-Mitbegründers Wilhelm Pfänder (letzterer befand sich zu der Zeit bereits in den USA) vom „Westkorps“ und Wilhelm Löw vom „Ostkorps“. Steinhilber beschreibt in seiner Darstellung (s. Literaturverzeichnis) ausführlich die Diskussion unter den Heilbronnern während

der „Württemberg-Planungen“ in Wimpfen. Der Einfall nach Württemberg und ein Vorrücken nach Heilbronn hätte womöglich den Kampf auf heimatlichem Boden bedeutet. So waren in diesen Tagen auch die Väter von August Bruckmann und Ludwig Pfau nach Wimpfen gekommen und versuchten vergeblich, ihre Söhne zur Rückkehr nach Heilbronn zu bewegen. Doch es kam nicht mehr zu dieser Nagelprobe. Die militärische Entwicklung an der badischen Nordgrenze brachte am 17. 6. 1849 das Ende der Pläne, mit Hilfe der Heilbronner Bürgerwehr die Revolution in NordWürttemberg zu entfachen. Statt dessen sah sich die badisch-pfälzische Revolutionsarmee einem Zangenangriff von Norden und aus der Pfalz gegenüber, zu dem auf der Gegenseite zwei preußische Armeekorps mit rd. 35.000 Mann und das aus mehreren Kontingenten bestehende Reichsheer mit rd. 18.000 Mann zur Verfügung standen.

Im folgenden kann nicht der gesamte Verlauf der Kämpfe in Baden beschrieben werden. Vielmehr soll der Schwerpunkt bei dem Geschehen liegen, an dem die Hanauer und Heilbronner Turner beteiligt waren.

Nach der Trennung von ihren Turnbrüdern hatte die 1. Kompanie, zu der auch die Heilbronner Turnerschützen gehörten, am 13. 6. 1849 das Schloss des hessischen Städtchens Hirschhorn am Neckar besetzt und zur Verteidigung hergerichtet. „Die Kompanie mit rd. 140 Mann wurde von der Gemeinde gepflegt. Die Turner benahmen sich nach dem Zeugnis der Einwohner bescheiden und ordentlich, keineswegs wie in Feindesland, und machten ihre persönlichen Einkäufe auf eigene Ko-



Abb. 5 Gernsbach. Die Brücke über die Murg war am 29. 6. 1849 heftig umkämpft (Aufnahme August 1999).

sten“, so berichtet Steinhilber. Dafür hat die Gemeinde 230 Gulden und 19 Kreuzer aufgewendet. Um eine Identifikation durch die Hirschhorner Bürger zu vermeiden, benutzten die Turner nur ihre Vornamen. Ganz anders als die Heilbronner in der 4. Kompanie standen die Schützen aus Heilbronn mit der 1. Kompanie schon bald im ersten heißen Gefecht. Teile der Reichstruppe standen am 15. 6. bereits in Beerfelden mit dem Ziel Hirschhorn, Eberbach und Zwingenberg – gewissermaßen der östliche Teil der Angriffszange. Gegen Abend kam es an zwei Stellen zwischen kurhessischer Infanterie und bayerischen Jägern auf der einen und den Hanauer (und Heilbronner) Turnern auf der anderen Seite zu heftigem Feuer. Bei den beiden Mühlen am Finkenbach zogen sich die Kurhessen wieder zurück, nachdem ein Kanonier schwer verwundet wurde und mehrere Pferde zu Schaden kamen. Auch die Turner im Tal wichen nun auf das Schloss aus. Beim anschließenden Sturm auf die beiden Mühlen wurde der Müller Karl Zipp von kurhessischer Infanterie erschlagen. Wegen seiner hellen Kleidung hatten ihn die Soldaten für einen Turner gehalten. Die Truppen versuchten auch, den Schlossberg zu stürmen, jedoch ohne Erfolg. Heftiges Feuer schlug ihnen von dort her entgegen. „Die Hanauer Turner zeigten sich überhaupt als ausgezeichnete Schützen“, heißt es bei Geisel. Der Munitionsvorrat ging jedoch in dem bis etwa 21.30 Uhr dauernden Gefecht bei den Turnern im Schloss zur Neige. Aus dem Blei der Fenster wurden Kugeln gegossen. Als in der Nacht keine Unterstützung eintraf, zogen sich die 140 Turner am Morgen des 16. 6. vom Schloss Hirschhorn zurück und erreichten unbehelligt zunächst Eberbach und am späten Abend Neckargemünd. Von den Heilbronnern hatte sich Zugführer Hasert beim Nachtgefecht durch besondere Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Im Kampfgeschehen von Hirschhorn selbst hatten die Turner keine Verluste erlitten. Allerdings kam in der Nacht zum 16. 6. bei einem Patrouillengang im Schloss der Hanauer Turner Ludwig Wedekind durch einen tragischen Unglücksfall ums Leben; der Leutnant wurde von einem seiner eigenen Leute, der ihn nicht erkannte, erschossen. Wedekind hatte beim Heilbronner Turnfest 1846 den 5. Preis gewonnen.

In Neckargemünd waren nun alle vier Turner-Kompanien wieder vereinigt. Am 17. 6. erreichten sie befehlsgemäß auf drei Neckarkähnen Heidelberg, wo sie „durch ihr entschiedenes Aussehen und ihre wahrhaft militärische Haltung“ offenbar besonders aufgefallen sind. Hier wurden alle Steinschlossgewehre, wie sie insbesondere das Heilbronner Jugendbanner bisher benutzte, gegen die besseren Perkussionsgewehre ausgetauscht. Am selben Tag, dem 17. 6. 1849, ließ der Oberbefehlshaber der badischen Revolutionstruppen die Kämpfe in der Pfalz beenden und zog seine Truppen nach Baden zurück.

Waghäusel, 21. 6. 1849 – Die Wende des Krieges

Am Morgen des 20. 6. überquerte das 1. preußische Armeekorps bei Germersheim den Rhein und marschierte weiter in Richtung Bruchsal. Am gleichen Tag gingen

Reichstruppen bei Eberbach und Zwingenberg über den Neckar. Wieder bedrohten nun die Arme einer „großen Zange“ die badische Revolutionsarmee unter ihrem neuen Oberbefehlshaber, dem polnischen General Ludwik Mieroslawski. Dieser stellte einen Großteil seiner Truppen, rd. 15.000 Mann, darunter auch die Hanauer und Heilbronner Turner, den Preußen entgegen. Am Morgen des 21. 6. kam es in der Rheinebene zu ersten Gefechten zwischen badischen und preussischen Truppen. Unter Führung von Theodor Mögling aus Brackenheim (heute Kreis Heilbronn), der dem Stab Mieroslawskis angehörte, vertrieb ein Sturmtrupp der Turner die Preußen aus dem Wald zwischen Kirrlach und Waghäusel und drängte deren linken Flügel nach Waghäusel zurück. Mögling erhielt dabei einen schweren Schenkelschuss. Glück hatte August Bruckmann, als eine Kugel vom Schloss seiner Tasche abprallte und in der Tasche liegen blieb. Ferdinand Fenchel, seit 1847 Mitglied der TG Heilbronn, entging nur knapp dem Tod, als ein Geschoss von seinem Gewehr abprallte. Auch mit Toten unter den Turnern muss gerechnet werden. Allerdings finden sich dazu in der Literatur weder Zahlen noch Namen. Für die gesamte badische Revolutionsarmee wurden für die Schlacht bei Waghäusel 43 Tote genannt; für die Preußen zwischen 20 und 28 Tote. Auch unter der Zivilbevölkerung gab es Opfer.

Um das Schloss und die Zuckerfabrik von Waghäusel, wo sich preußische Truppen verschanzt hatten, kam es zu heftigen Kämpfen. Beim vierten Angriff gelang es den Revolutionstruppen, den linken Flügel der Preußen aus der Zuckerfabrik hinaus zu drängen und zum Teil bis an den Rhein bei Philippsburg zu verfolgen. Doch diese günstige Situation änderte sich drastisch, als eine frische preußische Division, die ursprünglich in Richtung Bruchsal unterwegs war, am Nachmittag von Wiesenthal her in das Gefecht eingriff. Der badische linke Flügel unter Franz Sichel mußte zurückweichen. Und nachdem andere badische Truppenteile ungeordnet flohen, mußte General Mieroslawski den Rückzug seiner Truppen nach Heidelberg anordnen. Den Turnern wurde befohlen, die Nachhut der zurückweichenden badischen Armee zu bilden. Die preußische Zangenbewegung hatte bei Waghäusel – obwohl sich für die Badener zunächst alles gut anließ – letztlich nicht gestoppt werden können. Um der drohenden Umklammerung zu entgehen, befahl Mieroslawski am 22. 6. den Rückzug aus Heidelberg über Neckargemünd nach Sinsheim und Eppingen. In dieser Gegend, so nahe der Heimat, verließen viele Württemberger und auch Heilbronner Turner die badischen Revolutionstruppen. Das Oberamt Brackenheim berichtete an das württembergische Innenministerium, dass am 24. und 25. 6. in seinem Bereich 41 Freischärler verhaftet wurden. Die meisten gehörten der 4. Kompanie der Hanauer Turner an. Ihr Hauptmann August Brandstetter hatte den Anstoß zum Rückzug nach Heilbronn selbst gegeben. In der Regel wurden die Männer nach einem Verhör wieder freigelassen. Allerdings wurde Brandstetter wegen Hochverrats verhaftet und erst am 17. 7. 1849 wieder entlassen. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren wurde später niedergeschlagen. Die Reste der badischen Revolutionsarmee marschierten am Abend des 25. 6. in Rastatt ein. Die verbliebenen Turner sollten die rechte Flanke sichern und gingen in Kuppenheim

ins Quartier. Von den ursprünglich rd. 700 Turnern bei Waghäusel waren in Kuppenheim noch 198 vorhanden. Ebenfalls am 25. 6. wurde Karlsruhe von preußischen Truppen besetzt. An eine Verteidigung der Stadt war angesichts des Zustands der verbliebenen badischen Truppen nicht mehr zu denken. Johann Philipp Becker konnte bei Durlach den Vormarsch der Preußen für mehrere Stunden aufhalten, was die geordnete Räumung Karlsruhes ermöglichte. Die provisorische badische Regierung floh nach Freiburg. „Der bornierte Residenzphilister“ empfing des Abends die einrückenden Preußen freundlicher als zuvor die zurückströmenden Scharen der Revolutionsarmee, zitiert von Hippel zur Lage in Karlsruhe.

Das Ende an der Murg und in Rastatt

Bei Gernsbach sollte schließlich der Versuch, in Baden durch militärische Aktion die Reichsverfassung durchzusetzen, endgültig scheitern. Gernsbach im Murgtal, mit heute rd. 15.000 Einwohnern, hat eine starke demokratische Tradition. Zu dem am 30. 1. 1849 gegründeten Gernsbacher Turnverein, der sich als Sammelbecken für die republikanischen Kräfte der Stadt sah, kam am 5. 5. 1849 – in Übereinstimmung mit den politischen Zielen des Turnvereins – der Volksverein hinzu. In der heißen Phase um Gernsbach, von der noch zu berichten ist, wurde Max Dortu, ein 24jähriger früherer Unteroffizier der preußischen Armee und Adjutant im Generalstab von Franz Sigel, ab 17. 6. 1849 Oberbefehlshaber der Gernsbacher Volkswereinheiten und Militärgouverneur für den gesamten Amtsbezirk. Von Dortu stammt die Bezeichnung „Kartätschenprinz“ für Prinz Wilhelm von Preußen, den Oberbefehlshaber der preußischen Interventionstruppen. Seine Landsleute nahmen unerbittliche Rache; Max Dortu wurde am 31. 7. 1849 wegen Landesverrat in Freiburg im Breisgau standrechtlich erschossen.

Doch zunächst zu den Entscheidungsgefechten an der Murg. Nach den Absetzbewegungen von Waghäusel wollte Mieroslawski mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen die Preußen im Raum Steinmauer–Muggensturm–Gaggenau nochmals stellen. Die Situation zur Verteidigung der Murg-Linie war an dieser schmalsten Stelle des Großherzogtums Baden, mit der Festung Rastatt im Rücken, nicht ungünstig gewählt. Allerdings war sie nur dann zu halten, wenn Württemberg neutral blieb und den Bundestruppen den Durchmarsch durch sein Gebiet weiterhin verweigerte. Die verbliebenen 198 Hanauer und Heilbronner Turner bildeten nun zwei Kompanien und unter Einbezug von zwei Volkwehrebataillonen ein Regiment unter der Führung des ehemaligen preußischen Offiziers, Major Alexander Schimmelpfennig von der Oye. Dieses Regiment wiederum war Teil der Division Oberski, der die Verteidigung der Frontmitte zugewiesen war. Am 29. 6. 1849 bezog das Regiment Schimmelpfennig mit den zwei Turnerkompanien und den Volkwehrebataillonen Stellung bei Kuppenheim.

Während die beiden preußischen Armeekorps von Karlsruhe her auf die Murglinie vorrückten, bewegten sich Reichstruppen unter Verletzung der württembergischen



Abb. 6 Fahne der TG Heilbronn. Diese Geschichte wäre noch zu erzählen (Exemplar nach 1945).

Neutralität durch das Albtal, über Herrenalb und Loffenau in Richtung auf den rechten Flügel der Verteidigungsfront bei Gernsbach zu. Am 29.6. entbrannte der Kampf auf gesamter Front. Die Truppen der Division Oberski bei Kuppenheim schlugen sich zunächst wacker gegen eine große Übermacht. Es ging längere Zeit hin und her. Die Turner mußten mehrmals die Murg durchwaten. Es gelang dem badischen 5. Infanterieregiment sogar, den Gegner aus Bischweier zu vertreiben. Doch eine Fluchtbewegung wird ausgelöst, als das selbe badische Regiment plötzlich zurückweicht und durch die Stellungen des Regimentes Schimmelpfennig flutet. Schimmelpfennig selbst war durch eine Schussverletzung ausgefallen. Nun mußten sich auch die Hanauer Turner auf ihre Ausgangsstellung bei Kuppenheim zurückziehen. Die Schützen der 1. Kompanie standen noch bis zum späten Abend in lebhaftem Schusswechsel mit dem Gegner. Über Oos und Achern erreichten sie am Morgen des 1.7. Offenburg.

Die Entscheidung des Gefechts um die Murglinie fiel jedoch nicht in der Mitte, sondern am rechten Flügel bei Gernsbach. Dort begann preußische Artillerie am Nachmittag des 29. 6. mit der Beschießung der Stadt, und kurz nach 15 Uhr erfolgte der Angriff aus Richtung des württembergischen Loffenau. Die Brücke über die Murg war heftig umkämpft. Nachdem die Reichstruppen, darunter auch Württemberger, die Murg durchwatet hatten, ging der Kampf noch etwa eine Stunde in den Straßen Gernsbachs weiter, bevor am frühen Abend der schwach besetzte rechte Flügel der Murglinie einbrach und Gernsbach von Reichstruppen besetzt wurde.

Bei Gernsbach erfolgte auch die „Feuertaufe“ der Schwäbischen Legion, einer Freiwilligentruppe von Turnern, Gesellen und Arbeitern aus verschiedenen württembergischen Städten. Die Legion war zuletzt rund 500 Mann stark. Doch auch sie konnte das Blatt nicht mehr wenden. Kämpfend zog sich die Schwäbische Legion über die Teufelskanzel und Baden-Baden nach Oos zurück. Bei den Kämpfen um Gernsbach am 29. 6. kamen insgesamt 29 Menschen, sieben Angehörige der Reichstruppen, 16 Freischärler, darunter auch Angehörige der Schwäbischen Legion, und sechs Einwohner der Stadt ums Leben. Auf dem Friedhof von Gernsbach steht seit 1929 ein Gedenkstein für diese Toten. Die etwa 20 verwundeten Freischärler im Spital von Gernsbach bekamen als erste die Rache der preußischen Truppen zu spüren. Gernsbach wurde besetzt und geplündert. Das letzte offene Gefecht des Krieges wurde am 30. 6. bei Kuppenheim geführt. Dabei ging es darum, den Rückzug der badischen Revolutionstruppen nach Oos zu decken. Und bei diesem „Kampf um Zeit“ bei Oos war die Schwäbische Legion noch einmal dabei und mußte Opfer beklagen.

Am 1. 7. 1849 legte Ludwik Mieroslawski sein Amt als Oberbefehlshaber der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee nieder und ging mit seinem Stab ins Schweizer Exil. Sein Nachfolger wurde Franz Sigel, doch seine Truppen waren stark zusammen geschmolzen. Ursprünglich standen auf badischer Seite rund 23.000 Mann. Ihnen standen zwei preußische Armeekorps mit zusammen etwa 35.000 Mann und das aus Reichstruppen gebildete Neckarkorps mit rund 18.000 Mann, insgesamt also etwa 53.000 Mann gegenüber. In der Literatur wurde diese zahlenmäßige Übermacht ausführlich untersucht und dargestellt. Den Überlegungen um das „Was-wäre-wenn“ ist noch anzufügen, dass die frühen badischen Versuche eines „Exports“ der Revolution nach Hessen und Württemberg ebenfalls früh gescheitert waren. In diese Überlegungen waren auch die Heilbronner Turner und die Schwäbische Legion mit einbezogen worden. Doch letztere stellte das Feuer bei Gernsbach sofort ein, als sie die wohlbekannten Uniformen des württembergischen Militärs vor sich sah. Sie hatten verabredet, nicht auf Landsleute zu schießen. Es bleibt hypothetisch, ob es die Heilbronner Turnerwehr getan hätte.

Besonders geehrt wurden die Hanauer Turner – und damit auch die Heilbronner Turnerwehr – als sie am 2. 7. 1849 zum „Elitekorps der provisorischen badischen Regierung“ ernannt wurden. Doch rückblickend gesehen wird den Turnern weit mehr als diese Ehrung ein Befehl von Franz Sigel genutzt haben, der am 1. 7. in

Offenburg ausgefertigt wurde: „Die Mannschaft der Hanauer Turnerwehr ist mit dem nächsten Eisenbahnzug nach Freiburg zu befördern.“ Sie waren dadurch „vorbeigeschrammt“ an Rastatt und den Kasematten der dortigen Festung, wohin sich nach der Aufgabe der Murglinie am 29. und 30. 6. 1849 rund 6.000 Angehörige der Revolutionsarmee zurückgezogen hatten. In Rastatt mit dabei waren die Heilbronner August Bruckmann, Ferdinand Fenchel und der junge Gruis vom Jugendbanner (Sohn des Fruchthausmeisters Gruis, Rittmeister der Reitenden Bürgerwehr) sowie 13 weitere Männer aus der Stadt und dem Kreis Heilbronn. Bereits am Abend des 30. 6. schloss sich der Belagerungsring um Rastatt. Für die etwa 6.000 in der Festung eingeschlossenen Männer wurde Rastatt zur „schlimmen Mausefalle“, denn die Lebensmittelvorräte reichten nur für etwa einen Monat. Der erhoffte Entsatz blieb aus; Ausbruchsversuche waren erfolglos. Die Belagerer um Rastatt zählten rund 20.000 Mann. Am 23. 7. 1849 mußten sich die Verteidiger „auf Gnade und Ungnade“ dem preußischen General von der Gröben ergeben. Sie mußten ihre Waffen vor der Festung niederlegen und wurden anschließend als Gefangene in die Kasematten zurückgeführt. Die Kasematten waren unterirdische, feuchte Gänge und kleine Räume, weit eher für Ratten angemessen als für Menschen. Nur noch ein Teil davon ist heute zu besichtigen, denn die Festung Rastatt wurde 1890 aufgelöst. Doch diese leeren Reste können die deprimierenden Zustände für die Gefangenen im Sommer 1849 nicht mehr vermitteln.

August Bruckmann konnte am 7. 11. 1849, verkleidet in einen alten Soldatenkittel und -mantel, aus der Festung entkommen. Einige Mädchen der TG Heilbronn hatten in Rastatt bei der Vorbereitung der Flucht und bei der Bestechungsaktion mitgewirkt. Bruckmann wurde am 7. 2. 1852 vom Schwurgericht Ludwigsburg in Abwesenheit wegen seiner Beteiligung am geplanten Einfall nach Württemberg zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sein weiterer Lebensweg ist wechselhaft, manchmal geradezu abenteuerlich – unter anderem arbeitete er im Kohlebergbau im Donezbecken und in Charkow – und endete tragisch: Schwer krank holte ihn einer seiner Brüder nach Heilbronn zurück, wo er am 22. 1. 1864 starb. Auch der junge Gruis konnte aus der Gefangenschaft in Rastatt entkommen. Ferdinand Fenchel wurde erst im Dezember 1849 entlassen. Ironie des Schicksals: Im Frühjahr 1849 machte sich der Volksheld der Revolution, Friedrich Hecker, aus dem Exil in den Vereinigten Staaten auf den Weg zurück nach Baden. Am 15. 7. 1849 traf er in Straßburg ein – zu spät, um noch etwas bewegen zu können. Er ging in die USA zurück, wo er 1881 starb.

Nach dem Sieg der Preußen fanden in Baden Standgerichtsprozesse statt. In Rastatt, Mannheim und Freiburg wurden insgesamt 28 Todesurteile öffentlich vollstreckt. Unter den in Mannheim Erschossenen war das Turnvereinsmitglied und Stadtrat Valentin Streuber. Vermutet wird, dass es in den Festungsgräben von Rastatt noch heimliche Erschießungen gab. Etwa 80.000 Badener wanderten in den fünf Jahren nach der Volkserhebung aus. Darunter waren viele Turner, so z. B. die meisten Mitglieder des 1846 gegründeten Mannheimer Turnvereins. Der badische Großherzog kehrte am 18. 8. 1849 nach Karlsruhe zurück, das Land blieb jedoch

bis Ende 1850 von 18.000 preußischen Soldaten besetzt. Der Belagerungszustand in Baden wurde erst 1857 aufgehoben. Die erzwungene Ruhe in Baden beschrieb der Heilbronner Lyriker und Satiriker Ludwig Pfau in seinem bitteren „Badischen Wiegenlied“. Daraus die erste Strophe:

Schlaf, mein Kind schlaf leis
 Dort draußen geht der Preuß
 Deinen Vater hat er umgebracht
 Deine Mutter hat er arm gemacht
 Und wer nicht schläft in guter Ruh
 Dem drückt der Preuß die Augen zu.

Die Turnerwehr im Exil in der Schweiz

Am 1. 7. 1849 trafen die Hanauer und Heilbronner Turner mit der Bahn in Freiburg im Breisgau ein und blieben dort am 2. und 3. Juli. Zunächst wurde in der Führung von Franz Sigel noch über die Frage einer neuen Verteidigungslinie im Südschwarzwald diskutiert; doch die Auffassung, sich in die Schweiz zurückzuziehen und dadurch die Gefangenschaft zu vermeiden, setzte sich durch. Auf verschiedenen Routen bewegten sich die Reste der einstigen badischen Revolutionsarmee in Richtung Schweizer Grenze. Ein Papier, ausgestellt am 5. 7. 1849 vom eidgenössischen Oberst und Brigadekommandanten Kurz, regelte für die Turner das Formale:

„Der Hanauer Turnerwehr, 236 Mann stark, ist das nachgesuchte Asylrecht gestattet, und kann dieselbe morgen, als den 6., die Grenze betreten, wo sie entwaffnet werden wird. Dem Kommandanten ist es gestattet, sein Pferd mitzunehmen, sowie auch den Bagagewagen nebst 2 Pferden.“

Kommandant der Turner war nach wie vor August Schärttner von der TG Hanau. Im Bataillon waren noch 40 oder 41 Heilbronner (Steinhilber nennt 40 Namen), denen damit politisches Asyl in der Schweiz bewilligt wurde. Ob und eventuell wie viele der ausmarschierten Heilbronner Turner in den Gefechten ihr Leben ließen, ist nicht bekannt. Am 6. 7. 1849 marschierte das Turnbataillon bei Basel geschlossen über die Grenze und wurde in Riechen entwaffnet. Die Fahne der Heilbronner Turnerwehr trug Johann Jakob Doberer auf dem Leib und konnte sie so auch nach seiner Entlassung im September 1849 unbeschädigt nach Heilbronn zurückbringen. Die Heilbronner Stadtchronik berichtet, dass die „Einweihung der von hiesigen Jungfrauen gestifteten Fahne der Turnerwehr“ am Pfingstsonntag, den 11. 6. 1848 erfolgt war. Eine abenteuerliche „Fahngeschichte“, die es Wert wäre, ausführlich erzählt zu werden.

Als Internierungsort für die Turner wurde Bern bestimmt, das die Männer am 8. 7. erreichten. Im Buch von Karl Geisel ist ein Bericht über den großartigen Empfang in Bern abgedruckt:

„Eine Deputation Berner Turner reiste ihnen entgegen und kündigte an, dass „die Hanauer Turner bei der Papiermühle, etwa eine Stunde vor Bern, von der gesamten Berner Bürgerschaft empfangen und in die Stadt geleitet würden.“ In der Tat erschien dann an der Papiermühle nicht nur der Berner Turnverein, dessen Präsident, ein Berner Arzt, die Ankommenden mit feurigen Worten begrüßte, sondern auch eine Deputation Berner Bürger und Studenten. Dann wurden die Hanauer Turner in einem festlichen Zuge mit Musik und Fahnen an der Spitze unter begeisterten Zurufen der Zuschauer in die Stadt geleitet. Gegen 6 Uhr nachmittags traf der Zug an der Neuen Brücke in Bern ein. Auch hier wurde den Ankommenden ein festlicher Empfang bereitet. Ein Regierungsrat der Berner Regierung drückte in seiner Ansprache offen sein Bedauern über den unglücklichen Ausgang der Bewegung in Baden aus und entbot dem „rühmlich bekannten Korps der Hanauer Turnerwehr“ seinen Gruß. Dann ging der Zug über die Nydeckbrücke durch die Kramgasse und Marktgasse, wo sich nicht nur unter den Arkaden eine große Menschenmenge angesammelt hatte, sondern auch die Fenster von Zuschauern dicht besetzt waren, zum Aarburger Tor hinaus auf die Schützenmatte. Dort wurde ein festliches Essen eingenommen, und manche Reden wurden gehalten. Auch mit Rauchwaren und anderen Geschenken wurden die Hanauer Turner reichlich bedacht. Erst am späten Abend bezogen sie das ihnen zugewiesene Quartier auf dem Kornhausboden.“

Das Leben für die Turner im 3. Stock des Kornhauses beim Berner Zeitglockenturm, wo im Laufe der Zeit noch weitere politische Flüchtlinge untergebracht wurden, verlief nach militärischen Regeln. Wer gegen die Ordnung verstieß, mußte mit Arrest in einem besonderen Arrestlokal rechnen, was aber selten vorkam. Die Verpflegung erfolgte wie beim eidgenössischen Militär. Die Turner bemühten sich um Arbeit, um sich selbst zu unterhalten. Aus Kreisen der Flüchtlinge wurden Vorträge gehalten und Unterricht im Schreiben, Rechnen, Geographie und Naturkunde erteilt. Am 19.7. kam sogar Ludwik Mieroslawski, der frühere Oberbefehlshaber der badischen Revolutionsarmee, ins Kornhaus. Bereits am 9.7.1849 wurde in Bern durch öffentlichen Aufruf eines Komitees zur Unterstützung der Hanauer Turner aufgefordert. Am nächsten Tag bedankten sich die Turner; unter anderem schrieben sie: „... die Art und Weise, mit welcher uns für den jetzigen Augenblick die freien Bürger der Schweiz ein Asyl gewähren, das freundliche Entgegenkommen, mit welchem man die Verbannung uns zu erleichtern sucht, tut unseren freudeleeren Herzen wohl und nötigt uns zum öffentlichen Dank.“

Auch aus der Heimat in Hessen und Württemberg kam finanzielle und sonstige Unterstützung. Die Hanauer und umliegende Turngemeinden schickten mehrmals Geld und Bekleidung. In Heilbronn hatte sich ein Verein junger Mädchen gebildet, der wöchentlich 40 Gulden schickte.

Nach Hinweisen im Buch von Karl Geisel erfolgte die Entlassung der Heilbronner Turner aus dem schweizer Asyl in den Monaten August und September 1849. Mit einem sog. „Zwangspass“ versehen, reisten sie in der Regel über Friedrichshafen nach Württemberg ein, wo die steckbrieflich Gesuchten festgenommen wurden. Die Strafverfahren gegen die Schweiz-Heimkehrer wurden spätestens mit den württembergischen Amnestien 1850 und 1851 niedergeschlagen. Allerdings sind manche in der Schweiz geblieben oder später in die USA ausgewandert.

Schlimmer erging es den leitenden Köpfen der Revolutionsbewegung. Aus Heilbronn wurden u. a. August Bruckmann, Ludwig Pfau, der Sattler Georg Krafft, ferner Adolf Majer aus Stettenfels und Johann Nepomuk Winkle aus Kirchhausen am 7.2.1852 zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt. Im Zusammenhang mit dem Auszug des „Westkorps“ der Heilbronner Bürgerwehr wurden 18 Männer bestraft; vom „Löwensteiner Ostkorps“ wurden 17 verurteilt. Der im März 1849 nach Frankenburg zugezogene Carl Schwarz geriet in das Räderwerk der kurhessischen Justiz. Im großen Turnerprozess vor dem Schwurgericht Hanau wurde er in Abwesenheit am 2.10.1857 zu 4½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Noch höhere Strafen erhielten andere Führungsleute der Hanauer Turnerwehr, so wurde August Schärttner zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Schärttner ist 1859 im Exil in London verstorben. Das Ende des diskriminierenden Weges durch die Instanzen kam für manche Hanauer Turner erst viele Jahre nach den Ereignissen; durch Gnadenerlass des Königs von Preußen vom 3.8.1870 wurden noch bestehende Strafen erlassen und die Steckbriefe zurückgenommen.

Schlussbetrachtung

Was ist geblieben von der Revolution von 1848/49? Welche Auswirkungen hatte jenes Geschehen auf die gesellschaftlichen Entwicklungen in Deutschland und speziell auf die Turnbewegung? Welcher Funke der Begeisterung kann etwa aus der spannenden Geschichte der Heilbronner Turnerwehr und der Anfangsjahre der Turngemeinde Heilbronn auf die jüngere Generation von heute noch überspringen?

Mit der Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußen, mit der höhnischen Zurückweisung der Kaiserkrone durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV., spätestens aber mit der Kapitulation der Verteidiger von Rastatt waren die Revolutionsbewegungen von 1848/49 sichtbar gescheitert. Die deutsche Einheit, wie sie auch von den Turnern erträumt und gefordert wurde, kam 1848/49 nicht zu Stande. Und als 1871 das Deutsche Reich mit einem preußischen Kaiser gegründet wurde, war dieser Schritt nicht von den Liberalen oder den Demokraten der 48er-Bewegung getragen, sondern die nationale Einheit wurde durch monarchisch-konservative Kräfte „von oben“ durchgeführt.

1848/49 wurde weder eine konstitutionelle Monarchie noch eine demokratische Republik erreicht. Im Gegenteil: gerade darüber waren die politischen Kräfte jener Zeit – und auch die Turnbewegung – tief gespalten. Friedrich Ludwig Jahn hatte bereits nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon mit seinen Vorstellungen herausgefordert. Doch später, in den entscheidenden Jahren, stand Jahn für die Monarchie und sprach sich im Frankfurter Parlament für die Unterdrückung der Demokratischen Vereine aus. Wohl ein Stück deutsche Überheblichkeit, vor allem aber unpolitische „Innerlichkeit“ sprachen aus Jahn's Aussagen, wie etwas dieser:

„Der Name Deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Beehrungswort. „Ein deutsche Mann“, „das war deutsch gesprochen“, „ein deutsches Wort“, „ein deutscher Händedruck“, „deutsche Treue“, „deutscher Fleiss“, – all diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenschein hervorstechendes Volkstum, Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit einem Paar Jahrtausenden die Kleinode unseres Volkstums, und wir werden sie auch gewiss durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben.“

Auch bei dem umsichtigen und geschätzten schwäbischen Turnpionier Theodor Georgii, Vorsitzender der Deutschen Turnerschaft von 1860–1887, wird dieser Zwiespalt sichtbar. Im Bismarckschen Reich sah er „die herrliche Erfüllung alles dessen, was früher nur auf dem Boden der Wünsche und Worte sich bewegte.“ Als an seiner Haltung Kritik aufkam, wehrte sich Georgii: „Bis zum letzten Atemzug werde ich treu über dem Treiben der Parteien zu Kaiser und Reich stehen.“ In der Jubiläumsschrift des Schwäbischen Turnerbundes von 1988 heißt es: „Nicht alle Turner waren im Vormärz und in den Revolutionsjahren 1848/49 auch tatsächlich Revolutionäre. Sicher ist aber auch, dass denen, die es waren, der revolutionäre Geist durch Bestrafung und Bespitzelung gründlich ausgetrieben wurde.“ Nach der Revolution wurden alle politischen Vereine verboten. Das betraf in Baden auch die Turnvereine, wo z. B. in Rastatt das bürgerliche Vereinsturnen erst 26 Jahre später wieder in Gang kam. So streng wie in Baden lief es zwar in Württemberg nicht. Doch „Polizeiaufsicht drohte jeder Zusammenkunft, falls diese sich nicht von allen politischen Umtrieben frei hielten.“ Viele Menschen wanderten in den Jahren nach der Revolution aus, insbesondere in die Vereinigten Staaten. Von 1850–1854 wurden für Deutschland rd. 728.000 Auswanderer gezählt. Aus Württemberg waren es 1849–1855 mehr als 70.000 Menschen, das waren über fünf Prozent der Bevölkerung. Aus Baden wanderten in den Jahren nach der Revolution rund 80.000 Menschen in die USA aus. Meist standen zwar wirtschaftliche Gründe im Vordergrund – schon damals gab es also „Wirtschaftsflüchtlinge“, und dies waren Menschen von hier – doch die großherzogliche Regierung war daran interessiert, dass möglichst viele missliebige Leute das Land verließen. Dazu schrieb der Schweizer Dichter Gottfried Keller:

Das ist eine düstre Gesellschaft im Boot,
Wie Blut weht am Hute die Feder so rot,
Zerrissen die Bluse, geschwärzt das Gesicht,
in den Augen flackert das Totenlicht!
Ein dürrtiges Fähnlein im Winde sich rollt,
aus schlechtem Kattun, das ist schwarz, rot und gold ...

Noch heute spricht man in den USA von den „Forty-Eighters“; sie haben der Turnbewegung in Amerika maßgebliche Impulse gegeben. Annette R. Hofmann beschreibt deren Entwicklung in den USA in ihrem Buch „Aufstieg und Niedergang des deutschen Turnens in den USA“.

Die von der Paulskirchenversammlung beschlossenen Grundrechte des deutschen Volks wurden im Königreich Württemberg am 5. 10. 1851 wieder aufgehoben; ein Zeichen dafür, wie wenig die wieder hervorgetretene Obrigkeit davon hielt. Aber auch dafür, wie wichtig sie für die Menschen waren. In einer Zusammenfassung der Geschichte der Turngemeinde Heilbronn wird ausgeführt, mit der deutschen Einheit 1871 sei die Politik aus der Turngemeinde verschwunden. Doch ganz sicher hat dieser Prozess schon sehr viel früher eingesetzt. Ferdinand Goetz, der spätere Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, beklagte schon 1862, dass die Turner sich zu „traurigen Philistern“ entwickelt hätten. Michael Krüger beschreibt in der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ die weitere Entwicklung der organisierten Deutschen Turnerschaft zu einem „rechten“ nationalistischen und kaisertreuen Verband: „Die Turner begannen, ihre freiheitlichen und demokratischen Anfänge in der 48er Revolution allmählich zu verdrängen und zu vergessen.“ Doch in dieser Entwicklung spiegelt sich auch die breite Einstellung in der damaligen Gesellschaft wider. Die Turnerschaft hatte sich aus der gesellschaftspolitischen Diskussion weitgehend zurückgezogen. Die Anstöße zur gesellschaftlichen Weiterentwicklung im Kaiserreich kamen nun von anderen Gruppierungen und Organisationen. Vor Deutschland lag ein langer Weg, man könnte diesen auch als schrecklichen Umweg bezeichnen, oder „Sonderweg“, als sich das Land zum Teil mit großem Pathos von der westeuropäischen Entwicklung im Gefolge der gescheiterten Revolution abkoppelte. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg endete dieser „Sonderweg“; er hatte einen schrecklichen, hohen Blutzoll gekostet. Im Grundgesetz von 1949 wurden die Grundrechte – oft in vergleichbaren Formulierungen wie 1848/49 – nun als geltendes Recht verankert. Also gelte, so ein Politiker aus Sachsen-Anhalt unter Bezug auf die „gescheiterte“ Revolution von 1848/49: Hut ab vor den Gescheiterten!

In einer Reihe von Abhandlungen und Veröffentlichungen werden – aus unterschiedlichem Blickwinkel – rückblickende Bewertungen des Revolutionsgeschehens im deutschen Südwesten vorgenommen. So auch im Karlsruher Ausstellungskatalog: „Es ist wohl falsch, eine Linie von 1848/49 nach 1870/71 zu ziehen, weil hier die ersehnte nationale Einheit zustande gekommen sei ...“, steht dazu an einer Stelle. In der Ausstellung selbst wurden die unterschiedlichen Ansätze des Gedenkens an das Geschehen in Baden sei 1848/49 aufgezeigt. Gezeigt wird u. a. ein Modell des Denkmals von Waghäusel, von dem bereits eingangs die Rede war: „Das Denkmal beschränkt sich nicht auf das Memorieren des historischen Geschehens. Es macht zudem auf die Kontinuität der Ideen von 1848/49 sowie auf die Tradition der Farben schwarz-rot-gold aufmerksam. Freiheit und Demokratie werden als historisch erkämpfte und besonders schützenswerte Güter vorgestellt.“ Und sicherlich lässt sich auch eine Verbindungslinie von 1848/49 und den Ereignissen in der früheren DDR 1989 ziehen. Auch da ergriffen mutige Menschen die Initiative, wohl wissend, was im schlimmsten Fall – etwa bei den Demonstrationen in Leipzig geschehen könnte; und doch gingen sie in großer Zahl auf die Straße.

Ein Hinweis bei den Revolutionsbetrachtungen 1848/49 sollte aber m. E. nicht allzu sehr in den Vordergrund gestellt werden. Es ist dies der Vergleich zwischen dem Geschehen im Großherzogtum Baden und im Königreich Württemberg: In Württemberg kann man zwar auf kein so ereignisreiches und dramatisches Revolutionsgeschehen wie in Baden zurückblicken; auch Märtyrer der Revolution gab es in Württemberg nicht. Dafür ist in Württemberg auch kein Blut geflossen. Durch vorsichtiges politisches Taktieren ist den Württembergern das Schicksal der Badener erspart geblieben.

Wie tragfähig ist diese Gegenüberstellung der „Ungeduld der badischen Revolutionäre vom Schlage Heckers und Struves“ und der „Bedachtsamkeit der Württemberger“? Wurde dadurch das Scheitern der Revolution in Württemberg erträglicher? Weniger schmerzlich etwa durch die Feststellung: Im geschlagenen Baden ist auch noch Blut geflossen; in Württemberg ist man zwar mit einem blauen Auge aber lebendig davon gekommen? Die Frage sei gestellt, wie man solche fast betriebswirtschaftlich anmutenden Gedankengänge jungen Menschen von heute erklären soll? Womöglich beim Besuch einer Schulklasse in der Ausstellung der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte in Rastatt. Denn die Ziele der Revolution wurden nicht nur im „ungeduldigen“ Baden sondern auch im „vorsichtigeren“ Württemberg nicht erreicht. Die vom Paulskirchenparlament verabschiedeten Grundrechte des deutschen Volkes wurden auch in Württemberg wieder aufgehoben. Die Zahlen der Menschen, die nach der gescheiterten Revolution ihre Heimat verlassen haben – Württemberg und Baden – und meist in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind, wurden bereits genannt. Wir hätten diese Menschen auch hier gut gebrauchen können – in Württemberg und in Baden.

Die Rastatter Erinnerungsstätte ist den Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte gewidmet. Das, was 1848/49 geschah, war ein kleiner Abschnitt in dieser geschichtlichen Entwicklung. Bei der Eröffnung der Erinnerungsstätte am 26. 6. 1974 stellte Bundespräsident Gustav Heinemann mit Blick auf 1849 die Frage: „Sind wirklich jene die Sieger, die damals die deutsche Einheit verhindert und die demokratischen Freiheitsrechte niedergeschossen haben? Sind nicht am Ende doch sie die Verlierer und Siege jene, die einst für das kämpften, was wir heute unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung nennen?“

Und die „Funken“ für die Gegenwart? Es wäre widersinnig, sich etwa heute an den Äußerlichkeiten der Turnerwehr von 1849 orientieren zu wollen. Doch die Einstellung jener Männer – die Frauen standen zu jener Zeit in der Turnerei noch sehr im Hintergrund – zur gesellschaftlichen Verpflichtung auch der Turnvereine wäre näher zu untersuchen. Was kann sich daraus heute als Aufgabe der Turnerei in unserer Gesellschaft ableiten lassen? Oder umgekehrt formuliert: Welchen gesellschaftlichen Aufgaben müssen sich Turn- und Sportvereine heute stellen? Zur Zeit der Ausarbeitung dieser Darstellung lief in den Jahren 1999 und 2000 in Heilbronn gerade eine heftige Diskussion über die Frage einer Fusion der Turn-

gemeinde Heilbronn mit dem Turn- und Sportverein Sontheim. Im Hinblick auf die dabei diskutierten Fragen habe ich drei Gesichtspunkte formuliert:

1. Es muss den Vereinen weiterhin gelingen, ihre Strukturen konzeptionell, wirtschaftlich und finanziell so zu entwickeln, dass ein öffentlich zugängliches Angebot des Breiten- und Gesundheitssports bestehen bleibt. „Sport ist im Verein erst schön“ ist nicht nur ein Werbeslogan sondern auch Verpflichtung für die Vereine.
2. Es muss den Vereinen weiterhin gelingen, ihre Vorstellungen von Fair Play vertieft in die Gesellschaft zu tragen. Fair Play wendet sich gegen die Verherrlichung und Anwendung von Gewalt und ist ein Beitrag zum inneren Frieden in der Gesellschaft.
3. Es muss den Vereinen weiterhin gelingen, einen Beitrag zur Integration unterschiedlicher Menschen und Gruppen in die Gesellschaft zu leisten. Das breite Vereinsangebot richtet sich an Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus allen Bevölkerungsschichten und -gruppen. Menschen anderer Nationalität sind nicht nur im Spitzensport wertvoll, sie bereichern auch den Breitensport.

Könnte dies ein Vermächtnis der Turner von 1848/49 an die Turnerei der Gegenwart sein? Wir sollten uns um dieses Vermächtnis bemühen. (Die Fusion der TG Heilbronn und des TSV Sontheim wurde im Sommer 2001 vollzogen).

Quellen- und Literaturverzeichnis

Chronik der Stadt Heilbronn, Band I

Unterlagen des Stadtarchivs Heilbronn

Katalog zur Landesausstellung „1848/49 Revolution der deutschen Demokraten in Baden“; Karlsruhe 1998

Katalog zur Ausstellung „Rettet die Freiheit“ – Das Rumpfparlament 1849 in Stuttgart – eine Revolution geht zu Ende; Haus der Geschichte Baden-Württemberg

Katalog der ständigen Ausstellung der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte; Bundesarchiv Außenstelle Rastatt

Jubiläumsschrift – 140 Jahre Schwäbischer Turnerbund – Beiträge zur Geschichte des Turnens in Württemberg; Stuttgart 1988

Jubiläumsschrift – 150 Jahre Schwäbischer Turnerbund; Michael Krüger: Von Klimmzügen, Aufschwüngen und Riesenwellen; Tübingen 1998

Jubiläumsschrift – 150 Jahre Turnen und Sport in Mannheim; Mannheim 1996

Alber, Wolfgang/Frahm, Eckart/Waßner, Manfred: Baden-Württemberg, Kultur und Geschichte in Bildern; Stuttgart 1999

DAMALS – Das aktuelle Magazin für Geschichte und Kultur: Spezial 1848/49 – mit mehreren Beiträgen; Stuttgart 1998

Geisel, Karl: Die Hanauer Turnerwehr – Ihr Einsatz in der badischen Mairevolution von 1849 und der Turnerprozess; Marburg 1974

Görtemaker, Manfred: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland; Büchergilde Gutenberg/C. H. Beck, München 1999

Grab, Walter (Hrsg.): Die Revolution von 1848/49 – Eine Dokumentation; Stuttgart 1998

Hank, Peter: „Der Turner ist ein freier Mann“ – Die politische Geschichte des Rastatter Turnvereins ...; Stadt Rastatt 1997

- v. Hippel, Wolfgang: Revolution im deutschen Südwesten – Das Großherzogtum Baden 1848/49; Stuttgart 1998
- Hochstuhl, Kurt: Schauplatz der Revolution in Baden – Gernsbach 1847–1849; Gernsbach 1997
- Hofmann, Artur J.: Die Schlacht von Waghäusel in der badischen Revolution von 1848/49; Heimatbuch der Stadt Waghäusel (1994)
- Hofmann, Annette R.: Aufstieg und Niedergang des deutschen Turnens in den USA; Schorndorf 2001
- Hohmann, Lew/Unger, Johannes: Die Brandenburger – Chronik eines Landes; Berlin 1999
- Kaschuba, Wolfgang/Lipp, Carola: 1848 – Provinz und Revolution; Tübingen 1979
- Lenz, Rüdiger: Vor 150 Jahren – Wege der Revolution von 1848/49 in Raum Eberbach; Eberbacher Geschichtsblatt 1999
- Lipp, Carola/Kaschuba, Wolfgang: Die Revolution von 1848 in Heilbronn und Umgebung; Vortrag vom 22.9.1981 (Stadtarchiv Heilbronn)
- Mann, Bernhard: Die Revolution von 1848/49 in Württemberg; Historischer Verein Heilbronn, Jahrbuch 34/2001
- Merseburger, Peter: Mythos Weimar – Zwischen Geist und Macht; Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M. 1999
- Reuter, Dirk: Revolution, Reform und Gewalt – Lokaler Horizont und langfristige Perspektiven; Historischer Verein Heilbronn, Jahrbuch 34/2001
- Schmidt-Liebich, Jochen: Deutsche Geschichte in Daten, Band 2 1770–1918; dtv 1981
- Schwäbische Heimat, Heft 2/1998 – mit mehreren Beiträgen zur Revolution 1848/49 im Königreich Württemberg
- Steinhilber, Wilhelm: Die Heilbronner Bürgerwehren 1848 und 1849 und ihre Beteiligung an der badischen Mairevolution des Jahres 1849; Stadtarchiv Heilbronn 1959
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1815–1845/49; Büchergilde Gutenberg/C. H. Beck, München 1987
- Weller, Erich: Heilbronn und die Revolution von 1848/49 – Dissertation, Universität Tübingen 1924/25; Historischer Verein Heilbronn 1925

Ein Schweizerhaus für eine englische Königin. Die Villa Hohenlohe in Baden-Baden

VON RAIMOND SELKE

1. Einleitung

Eine der größten und wertvollsten Kunstsammlungen der Welt besitzt die englische Königin, Elizabeth II. (1952–). Per definitionem ist nämlich die Royal Collection Eigentum des jeweiligen Monarchen des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Nordirland. In dieser Sammlung, welche in ihrem Grundbestand auf den ersten größeren Sammler, König Heinrich VIII. (1509–1547) von England zurückreicht, finden wir viele Zeugnisse, die die wechselseitigen deutsch-englischen Beziehungen dokumentieren. Erinnerung sei hier nur an den Kulturaus-



Abb. 1 Die Villa Hohenlohe, Öl auf Leinwand, 50,8 × 72,4 cm, signiert und datiert u. r.: „August Becker. 1877“, The Royal Collection © 2002, Her Majesty Queen Elizabeth II.

tausch zwischen England und den damaligen deutschsprachigen Ländern, als Holbein d. J. (1497–1543) an den englischen Hof als Maler berufen wurde. Ferner haben sich die großartigen Portraits und mythologischen Historienbilder von Angelika Kauffmann (1741–1807) in unser Gedächtnis eingepreßt, die sie, protegiert durch Sir Joshua Reynolds (1723–1792), für ihre englischen Auftraggeber anfertigte, und die einen Kunstkritiker die Worte „The whole world is angelicamed“¹ dichten ließen.

Mit der Thronbesteigung Königin Victorias im Jahr 1837 begann das durch den Volksmund im Nachhinein glorifizierte „Victorian Age“. Gemeint ist damit die Zeit von 1837 bis 1901, also jene 64 Jahre, in denen Königin Victoria regierte. Sie ist die erste von drei Personen, um die es in diesem Essay geht. Die zweite Rolle kommt ihrer Halbschwester Anna Feodora, spätere Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, zu. Das Tertium comperationis bildet der Darmstädter Landschaftsmaler August Becker (Darmstadt 27. 1. 1821 – Düsseldorf 19. 12. 1887). Becker hatte 1877 von der englischen Königin den Auftrag erhalten, zwei Ansichten von der Villa Hohenlohe in Öl zu malen. Um diese beiden Bilder kreist im Folgenden unsere Betrachtung².

2. Hof und Gesellschaft

Wohl kaum eine Monarchin hat so lange auf der politischen Bühne gestanden wie Königin Victoria. In dieser Zeit haben sich England und das damalige Deutschland wirtschaftlich und politisch stark verändert. Trotz mannigfacher Krisen entstanden sowohl auf dem Festland als auch auf der Insel neue gesellschaftliche Strukturen. Einem erstarkenden, kaufmännisch geprägtem Mittelstand war es nun möglich, sich mit schöngestigen Dingen zu beschäftigen. Künstler hatten nach 1815 zunehmend die Möglichkeit, ihre Bilder, Plastiken und Zeichnungen an ein bürgerliches Publikum zu verkaufen. Daneben gab es noch den offiziellen Akademietrieb, an dem die Künstler in einer eher konservativen Manier, Kunstarbeiten anfertigten und im Rahmen lokaler Akademieausstellungen präsentierten. Durch die wachsende Zahl an Künstlern wurden aber Expositionen mit Verkaufscharakter und Kunsthändler immer wichtiger für deren wirtschaftliche Prosperität.

1 Vgl. D. Alexander: Angelika Kauffmann und der Markt für Druckgraphik im 18. Jahrhundert, in: B. Baumgärtel (Hrsg.): Angelika Kauffmann, München 1998, S. 73–78, Zitat S. 73.

2 Der Verfasser studierte 1999/2000 in England Kunstgeschichte. Während dieses Auslandsaufenthalts recherchierte er in der Royal Collection für die Magisterarbeit „Studien zum Schaffen des Darmstädter Landschaftsmalers August Becker (1821–1887) in England und Schottland“. Diese Arbeit wurde im Mai 2000 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Regensburg eingereicht. Momentan entsteht eine umfassende Monographie zu Leben und Werk von August Becker. Die genaue Analyse von Beckers Schaffen für Königin Victoria anhand der Originale war nur durch die ausgezeichnete und freundliche Betreuung durch den Surveyor of the Queen's Pictures Sir Christopher Lloyd möglich. Ihm ist der Verfasser zu großem Dank verpflichtet.

Eine dritte Säule des Broterwerbs bildeten für viele gute und sehr gute Künstler Aufträge durch den europäischen Hochadel, der, sofern das Fürstenhaus überlebt hatte, auch nach 1815 eine einflussreiche Rolle in der Gesellschaft besaß und diese sogar wieder ausbauen konnte. Deren Bestellungen von Kunstwerken stellten bis zum 18. Jahrhundert die Hauptbasis einer erfolgreichen, künstlerischen Existenz dar. Erst durch die beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen kam es zu einer individuelleren und vom Hof unabhängigeren Künstlerexistenz.

Das Schaffen für Königin Victoria bildete für viele Künstler eine gute Möglichkeit, sich durch deren weit verzweigte Verwandtschaft eine europaweite Reputation aufzubauen. Freilich waren die meisten von ihr beschäftigten Meister bereits sehr bekannt und auf dem Kunstmarkt teuer gehandelt, wie z. B. Franz Xaver Winterhalter (1805–1873), Sir George Hayter (1792–1871), Heinrich von Angeli (1840–1925) oder Carl Ferdinand Sohn (1845–1908). Alle vier genannten Künstler waren Porträtmaler und erfüllten mit ihren Bildern das ursprüngliche Anliegen von Hofkunst – Verherrlichung der jeweiligen Dynastie in Form des Portraits oder Historienbildes³.

Vor dem Hintergrund einer Verbürgerlichung des Kunstgeschmacks im Hochadel ist es nicht weiter erstaunlich, dass der aufgeschlossene August Becker in den 1860er Jahren dreimal an den englischen Hof eingeladen wurde, um Landschaften für Königin Victoria zu malen.

Das englische Königshaus steht für die Entwicklung des Kunstgeschmacks paradigmatisch für die Kunstaufträge der Fürsten- und anderer Adelsfamilien, die es sich leisten wollten, ihr familiäres Reich malen zu lassen. Dieser Veränderung verdanken wir auch den folgenden kleinen Abschnitt des künstlerischen Wirkens von August Becker, der sich uns in den folgenden Betrachtungen erschließt. Bezüglich der Motive und Arbeiten, die uns heute vermeintlich handwerklich einfach erscheinen, die aber auch Becker häufiger „nachsitzen“ ließen, als man gemeinhin annimmt, kann durch den begrenzten Umfang dieses Artikels nur auf Quellenmaterial verwiesen werden⁴.

3. Der Maler August Becker

Der in Darmstadt geborene Maler August Becker (Darmstadt 27. 01. 1821–Düsseldorf 19. 12. 1887) gehört zu jenen Künstlern des 19. Jahrhunderts, die eine

3 Häufig engagierte die Monarchin auch kurzzeitig weitere Künstler, die jedoch nie die Stellung eines offiziellen Hofmalers erlangten und auch kein regelmäßiges Gehalt erhielten. „Offizielle“ und „inoffizielle“ Hofkunst unterscheiden sich ihrem Zweck nach: Selbstdarstellung und Repräsentation der Monarchie, vor allem im Bereich der Porträtmalerei, oder Sammelinteresse und Neigung zur Dekoration von privaten Wohnräumen. Zu den „inoffiziellen“ Künstlern am englischen Hof gehörte August Becker.

4 Eine spannende Episode aus August Beckers Atelier in Bezug auf einen seiner Aufträge für Königin Victoria, bei dem es zum „Nachsitzen“ für Becker kam, schildert M. Sitt in ihrem Artikel über das Verhältnis von Malern zur jeweiligen Obrigkeit. Vgl. M. Sitt: Betrachtungen seines malerischen Werks, in: Eugen Bracht und seine Zeit, Darmstadt 2001, S. 11–19, 23–45, hier S. 41 f.

stabile Existenz mit dem Anfertigen von Landschaftsbildern aufbauen konnten. Aufgewachsen in der Residenzstadt Darmstadt, als Sohn einer Beamtenfamilie, erhielt er seinen ersten Malunterricht bei Johann Heinrich Schilbach (1798–1851). Frühzeitig reiste Becker durch Süddeutschland, um sein erworbenes theoretisches Wissen über die Malerei in die Praxis umzusetzen. So führten ihn erste Touren nach Lichtenberg, Rüdesheim und ins malerische Tal der Nahe – beliebte Studienorte auch zahlreicher anderer Landschaftsmaler⁵.

Über eine Kunstakademie, wie es sie beispielsweise in München, Düsseldorf oder Berlin gab, konnten Darmstädter Maler sich nicht weiterentwickeln. Hier gab es lediglich die 1818 gegründete Großherzogliche Museumszeichenschule, in der als Lehrmittel Gipsfiguren nach der Antike eingesetzt wurden⁶. Für die an der Landschaft interessierten Künstler bot die Umgebung Darmstadts – der Höhenzug der Bergstraße und die Mittelgebirgslandschaft des Odenwaldes – ein exzellentes Übungsfeld. Auf Dauer aber vermochte diese malerische Gegend allein ein junges aufstrebendes Talent, wie August Becker, natürlich nicht befriedigen. Deshalb entschied sich Becker – wie so viele Künstler aus kleineren Städten – in eine Metropole zu ziehen. Die Wahl fiel auf Düsseldorf. Bereits im Winter 1841/42 verbrachte der Maler – ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben Schilbachs – einige Monate in der Stadt am Rhein und lernte dort einen blühenden Kunstbetrieb kennen⁷. In Düsseldorf angeregt durch nordeuropäische Künstler, wie z. B. Hans Gude (1825–1903) und Adolf Tidemand (1814–1876) besuchte August Becker 1844 Norwegen. Auf der sechsmonatigen Studienreise in das Innere des Landes, welche von ihm ganz alleine unternommen wurde, fertigte er zahlreiche Skizzen an, die ihm später als Vorlagen für Gemälde dienten. 1847 wiederholte er die Reise (mit einigen Routenänderungen) in Begleitung von August Wilhelm Leu (1819–1897), Georg Saal (1818–1870) und Andreas Whelpdale (?). Die Gemälde mit Motiven aus Norwegen nach der zweiten Expedition besitzen bereits die typischen Merkmale seiner späteren Werke, wie z. B. den stimmungsvollen Gesamteindruck⁸.

5 Reiseberichte von August Becker über Studienreisen nach Lichtenberg im September 1839, nach Rüdesheim im Juni/Juli 1840, und ins Nahethal im Juni bis September 1841, in: *L. Hoffmann-Kuhnt: August Becker 1821–1887. Das Leben eines Landschaftsmalers. Reiseberichte und Briefe*, Nürnberg 2000, S. 17–26.

6 *B. Bott: Die Anfänge der Landschaftsmalerei in Darmstadt und August Lucas*, in: *Kunst in Hessen und am Mittelrhein* 12 (1972), S. 197–203, hier S. 198; Ausstellungskatalog: Haus Giersch – Museum Regionaler Kunst, 24. September 2000–21. Januar 2001, *Kunstlandschaft Rhein-Main. Malerei im 19. Jahrhundert. 1806–1866*. Hrsg. vom Museum, Frankfurt/Main 2000, S. 25f.

7 Zu den Beispielen und Erläuterungen der Landschaftsmalerei in Düsseldorf in der Mitte des 19. Jahrhunderts siehe: Ausstellungskatalog Berlin 1996: *K. und G. Bott* (Hrsgg.): *Vice Versa. Deutsche Maler in Amerika. Amerikanische Maler in Deutschland 1813–1913*, Deutsches Historisches Museum 27. September 1996 bis 1. Dezember 1996, München 1996, S. 271, 288, 298.

8 Zahlreiche selten publizierte Gemälde und eine sehr gute Erläuterung zur Landschaftsmalerei in Düsseldorf mit heroischen Motiven aus dem Norden finden sich in den Aufsätzen von *H. Börsch-Supan: Aufblühen der Landschaftsmalerei im Rheinland*, S. 209–250, Abb. 9, 10, 23 u. 24, und *R. Andree: Landschaftsmalerei von der späten Romantik bis zur Jahrhundertwende*, erschienen innerhalb der Reihe: *E. Trier und W. Weyres* (Hrsgg.): *Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland in fünf Bänden*, Bd. 3, Düsseldorf 1979, S. 251–274, Tafel 58, 61, Abb. 5, 6, 7 u. 14.

1852 unternahm er gemeinsam mit dem bei Wilhelm Schirmer (1807–1863) ausgebildeten und früheren Gefährten August Wilhelm Leu, Johann Wilhelm Lindlar (1816–1896) und Arnold Schulten (1809–1874) aus Düsseldorf eine Tour in die Schweiz und baute durch seine endgültige Übersiedlung an den Rhein im gleichen Jahr die Kontakte zu den Düsseldorfer Künstlern aus. Die Situation in Düsseldorf war 1852 für Intellektuelle relativ günstig. Die Unruhen im Zusammenhang mit der gescheiterten Revolution von 1848 hatten sich gelegt und die Malerzunft verfügte bereits mit dem Künstlerverein „Malkasten“ über eine wichtige Organisations- und Ausstellungsplattform als Ergänzung zur Akademie, in die August Becker jedoch nie als Student oder Dozent eintrat: ... *ich der Akademie niemals angehört habe, weder als Schüler noch als Lehrer*⁹.

Eine mehrwöchige Reise veranstaltete August Becker im Mai und Juni 1854 nach London, um seinen Bruder Ernst Becker zu besuchen. Zu jener Zeit begann in London die Debatte um den Naturalismus, ausgelöst durch den englischen Kunstkritiker John Ruskin. Besonders für die englischen Landschaftsmaler war seine Theorie von der „Naturtreue“, die er in seinem Werk „Modern Painters“ (1843–1860) darlegte, richtungweisend. Auch Becker sah sich übrigens als Naturalist¹⁰. Zehn Jahre sollten vergehen, bis er 1864 auf Einladung der Königin für einen zweimonatigen Aufenthalt über London nach Schottland reiste. Im Spätsommer 1867 wiederholte er die Reise und zwei Jahre später, im August 1869, fuhr er für einen mehrwöchigen Aufenthalt nach Osborne House auf die Insel Wight zur englischen Monarchin.

Seit Mitte der 1860er Jahre pflegte Becker enge Kontakte zur Familie von Carl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, die sommers in Sigmaringen residierte und der Becker mehrere Besuche abstattete. Während eines Aufenthaltes in Sigmaringen im Juli 1867 unternahm Becker auch einen Ausflug in das nahe Beuron, wo die verwitwete Katharina von Hohenlohe-Waldenburg, die Stiefmutter des Fürsten, im Kloster lebte und Becker zu sich eingeladen hatte¹¹. Als er 1877 die Bilder aus Baden-Baden für die englische Königin malte, war Beckers Existenz als Künstler gesichert. So hatte er ein Jahr zuvor die Gelegenheit wahrnehmen

9 Zit. aus einem eigenhändigen Schreiben von August Becker an W. Herchenbach 1887. Archiv des Künstlervereins „Malkasten“, Düsseldorf.

10 Als August Becker bei der London-Reise seinen Bruder Ernst Becker, den Bibliothekar von Prinz Albert, besuchte, traf er dort auch Andreas Achenbach, den wohl bedeutendsten Landschaftsmaler Düsseldorfs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gemeinsam besichtigten sie die Bank of England, sowie – und das ist für die Sujets gestrandeter bzw. untergehender Schiffe sowohl bei Becker als auch Achenbach interessant – eine Schiffswerft. Vgl. Tagebuch von August Becker, 12. Juni 1854, in: *Hoffmann-Kuhnt* (wie Anm. 5), S. 285 f.; *L. U. Scholl und M. Sitt*: Der Untergang der „President“. Ein Gemälde des Düsseldorfer Malers Andreas Achenbach, in: *Zeitschrift des Deutschen Schifffahrtsmuseums* 22 (1999), S. 428–456 (Sonderdruck), hier S. 451.

11 Vgl. Becker, August, Reise nach Sigmaringen 1867, 14. Juli 1867, in: *Hoffmann-Kuhnt* (wie Anm. 5), S. 534 f.

können, eine Studienreise nach Ungarn auf Einladung des Grafen Andrassy in die Tat umzusetzen. Auch für dieses ungarische Grafengeschlecht führte Becker Gemälde aus, deren Verbleib jedoch bisher unerforscht ist¹².

Unter Verwendung eines reichen Studienmaterials aus Reisen nach Norwegen, ins Bayerische und Berner Oberland, nach England und Rumänien hat er in seinen letzten zehn Jahren noch viele Bildern malen können, bevor ihn ein Schlaganfall kurz vor Weihnachten 1887 aus dem Leben riss. Sein Nachlass kam im Frühjahr 1888 auf eine Verkaufsausstellung in Düsseldorf.

4. Die Villa Hohenlohe – Der kunsthistorische Bezug

Lange sind keine Gemälde von der Villa Hohenlohe bekannt gewesen. Es gibt zwar Fotos aus der Zeit, die jenes Haus zeigen, jedoch nur durch zwei Darstellungen des Malers August Becker, die sich in der Royal Collection befinden, scheint der einstige Bau für die Kunstgeschichte von Interesse geworden zu sein. Einerseits kann anhand der Bilder auf die Besonderheit der Architektur – es ist im Stil eines Schweizerhauses gebaut – rekurriert werden, andererseits geben die Veduten eine Gelegenheit, auf die Entstehung von Auftragsarbeiten durch die englische Königin am Beispiel August Becker etwas näher einzugehen, zu dem einige biographische Anmerkungen weiter oben schon gemacht wurden. Zunächst kommen die Bilddaten sowie ein historischer Abriss zu den Bewohnern der Villa zur Sprache. Anschließend wird auf das Schweizerhaus als verwendete Bauform eingegangen.

4.1. Geschichtlicher Hintergrund und Entstehungsverlauf

Die Gemälde „Die Villa Hohenlohe“ und „Ausblick von der Villa Hohenlohe“ hängen in der ehemaligen königlichen Residenz Osborne House (Insel Wight). Sie stellen Pendantbilder dar – die Maße betragen jeweils 50,8 cm in der Höhe und 72,4 cm in der Breite. Sie wurden in der Technik Öl auf Leinwand gemalt und sind beide links unten signiert und datiert: „August Becker. 1877“¹³.

Als der Maler diesen Auftrag 1877 ausführte, besaß er bei Königin Victoria bereits ein gewisses Renommee als Landschaftsmaler. 1854 hatte Prinz Albert in einer Londoner Galerie das Gemälde „Die Jungfrau“ erworben und es seiner Frau, der Königin, zu Weihnachten geschenkt¹⁴. 1862 malte Becker für den Prinzen of Wales

12 Vgl. Hoffmann-Kuhnt (wie Anm. 5), S. 621–650.

13 Vgl. O. Millar: The Victorian pictures in the collection of Her Majesty the Queen, 2 Volumes, Cambridge 1992, Vol. I, S. 32, Kat. Nr. 139f; Vol. II, Abb. 100f. Der Catalogue Raisonné zu den während der Regierungszeit von Königin Victoria angekauften Gemälden ist ausgezeichnet recherchiert und grundlegend für dieses Thema.

14 Vgl. Millar (wie Anm. 13), Vol. I, S. 32, Vol. II, Abb. 91.

eine Ansicht von Heidelberg¹⁵. 1864 durfte er erstmals zwei Monate als Gast der Königin auf Schloss Balmoral weilen, um die Gegend der schottischen Highlands für spätere Darstellungen in seinen Skizzenbüchern festzuhalten¹⁶. Der Maler war der Königin folglich relativ gut bekannt, als sie den Auftrag für das „... dear little house on the Friesenberg, which I call Villa Hohenlohe & which now belongs to me“¹⁷ vergab.

Anlass ihres zweiten Aufenthaltes in Baden-Baden 1872 war der Besuch bei ihrer Halbschwester Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, die als Witwenwohnsitz das Haus in der Kapuzinerstraße 14 besaß. Zuvor war die Monarchin lediglich 1845 ein einziges Mal in der Kurstadt zu Gast gewesen. Das Treffen im Winter 1872 mit ihrer Halbschwester, die schon schwer erkrankt war, sollte das letzte sein. Im Herbst des gleichen Jahres verstarb Feodora. Die Villa Friesenberg – so der ursprüngliche Name – war von ihr im Herbst 1863 mit finanzieller Unterstützung der Königin erworben worden. Diese war bekanntlich die finanzstärkste Frau der Welt und hat auch ihren Kindern, wie der Erbprinzessin Alice von Hessen-Darmstadt – ihrer Lieblingstochter – beim Bau der Kronprinzenpalais in Darmstadt finanziell unter die Arme gegriffen¹⁸. Feodora hatte sich, nachdem ihr Mann, Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, lange Zeit Präsident der Ersten Kammer in Stuttgart, 1860 gestorben war, aus Langenburg und Stuttgart nach Baden-Baden zurückgezogen. 1863 schrieb sie der Königin nach London, dass sie sich zur Verbesserung ihrer Wohnsituation, ein kleines Schweizerhaus mit Garten, guter Luft und einem sehr schönen Ausblick in die Natur gekauft habe¹⁹. Der Vorbesitzer hatte das Haus 1861 umbauen lassen.

Auch der Königin gefiel das kleine Haus. Die Fremdenliste von Baden-Baden meldete ihre Ankunft am 29. März 1876. Sie wohnte im Landhaus an der Kapuzinerstraße, ihr Gefolge war im Hotel „Europäischer Hof“ untergebracht²⁰. Im selben Jahr nahm Königin Victoria den Titel Kaiserin von Indien an. Sie stand damit auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Sowohl für die englische Monarchin als auch für den Maler August Becker bildete 1877, das Entstehungsjahr der beiden Pendantbilder, einen gewissen Höhepunkt in ihrem jeweiligen Leben. So hatte Becker durch

15 Vgl. handgeschriebener Lebenslauf, wahrscheinlich von Bruder Ernst Becker, Archiv KV „Mal-kasten“, Düsseldorf; *Millar* (wie Anm. 13), Vol. I, S. 32, Nr. 136, Vol. II, Abb. 90; *Hoffmann-Kuhnt* (wie Anm. 5), S. 374 f, 377, 392; *Mannheimer Morgen* v. Oktober 2002; *Höchster Kreisblatt* v. 12. 10. 2002.

16 Ein Teil dieses Skizzenmaterials wurde anlässlich der vom Kunst Archiv Darmstadt initiierten Ausstellung „August Becker. Ein Landschaftsmaler unterwegs in Europa“ (Herausgeber des gleichnamigen Katalogheftes) im September / Oktober 2002 der interessierten Öffentlichkeit gezeigt. Vgl. *R. Selke*: *Unterwegs in Europa. Der Landschaftsmaler August Becker*, S. 5–17, Abb. S. 20–23, Nr. 16 f.

17 Zitiert nach *Queen Victoria's Journal*, *RA Queen Victoria's Journal*: 29 March 1876.

18 Vgl. *E. G. Franz*: *Der erste und der letzte Großherzog von Hessen: Fürstliche Kunstförderung in Darmstadt*, in: *K. F. Werner* (Hrsg.): *Hof, Kultur und Politik im 19. Jahrhundert. Akten des 18. Deutsch-französischen Historikerkolloquiums, Darmstadt vom 27. bis 30. September 1982* (Pariser Historische Studien 21), Bonn 1985, S. 291–312, S. 300.

19 *Millar* (wie Anm. 13), Vol. I, S. 32.

20 Vgl. *Badisches Tagblatt* v. 22. Juli 1886: *Berühmte Gäste Baden-Badens. Königin Victoria von England zu Besuch*.

seine Reise nach Ungarn 1876 einen letzten großen, neuen Schauplatz für seine Landschaftsszenarien entdeckt – die südosteuropäischen Gebirgs-Wälder. Der Tod der Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt im Jahr 1878, die diesen Titel nur ein Jahr lang trug, bedeutete für die Königin einen sehr herben Verlust, der ihre allgemeine Trauer um ihre verstorbene Halbschwester Feodora 1876 noch verstärkte²¹. Das Haus wurde bereits 1889 an den Londoner Kaufmann Alfred Eckhard wieder weiterverkauft. 1931 veräußerte dessen Witwe das Anwesen an eine Frau Schirmer aus Leipzig, die das Haus bis zum Abriss 1970 behielt.

Baden-Baden war für Becker kein unbekanntes Terrain. Denn schon als Schüler Schilbachs bereiste er die Bergstraße und angrenzende Gebiete. Wir wissen, dass er im April 1877, also ein Jahr nachdem die Königin dort war, in die Stadt reiste, um im Auftrag ihrer Majestät, die Villa in Skizzen festzuhalten. Ein letzter Besuch in Baden-Baden seitens der Königin fand 1880 statt²². Ob Becker noch einmal dorthin reiste, ist nicht überliefert. Hingegen konnte ein weiteres kleinformatiges Ölbild entdeckt werden, dass August Becker 1880 ausführte. Darauf ist die Villa von der Straße aus zu sehen (Photographic Survey of Private Collections, Courtauld Institute, London). Der königliche Privatsekretär Hermann Sahl richtete Becker die folgende Order aus: *Endlich habe ich Ihrer Majestät Resolution wegen Baden-Baden mitzutheilen; Sie sagt, Du brauchst (wenn sie auch in „Hohenlohe Villa“ selbst kein Quartier ausweisen wolle) doch nicht in Lichtenthal zu wohnen, denn in kürzester Entfernung vom Hause seien Hotels genug (...) Der Hausmeister in der Villa Hohenlohe heist Spönlein & war schon im Dienst bei der sel. Fürstin Hohenlohe*²³. Becker wohnte 1877 demnach nicht in dem Haus, von welchem die Königin zwei Gemälde wünschte.

Schon im Herbst 1877 schickte der Künstler die fertigen Bilder an den englischen Hof nach London. Die Gemälde fanden ein sehr positives Echo. So berichtete die königliche Hofdame Otilie Bauer an Maler August Becker: *Es freut mich nun hinzufügen zu können, dass die Bilder sich allerhöchsten Beifalls erfreuen & Pzß Beatrice, die „Villa Hohenlohe“ ganz besonders liebt, ist entzückt [von] dem „Blick“, den sie stets von ihrem Zimmer aus hatte. Die Bilder sollen auch in ihrer Stube in Osb. [Osborne House] aufgehängt werden, wo die Königin ebenfalls Gelegenheit hat, sie oft zu sehen*²⁴. Prinzessin Beatrice (1857–1944) war die jüngste Tochter der Königin und noch 20 Jahre jung, als sie ihre Bewunderung der Hofdame gegenüber äußerte. Diese und weitere Bilder August Beckers hängen noch heute in Osborne House, wo sie im Rahmen öffentlicher Führungen, organisiert

21 Über das öffentliche Auftreten der Königin Victoria seit Prinzgemahl Alberts Tod 1861 s. K. Reynolds: Der Hof der Königin Victoria, in: W. Rogasch (Hrsg.): Victoria & Albert, Vicky & The Kaiser, Ausstellungskatalog Berlin 1997, Ostfildern-Ruit 1997, S. 35–44, besonders S. 42.

22 Vgl. Badisches Tagblatt (wie Anm. 20).

23 Zitiert nach H. Sahl, Brief an August Becker, 27. März 1877, in: Hoffmann-Kuhnt (wie Anm. 5), S. 682.

24 Zitiert nach O. Bauer, Brief an August Becker, 18. September 1877, in: Hoffmann-Kuhnt (wie Anm. 5), S. 683–685.

durch den jetzigen Besitzer und Verwalter des Anwesens, nicht jedoch der Gemälde, dem English Heritage (South Western Region), besichtigt werden können²⁵.

August Becker wurden am 17. Oktober 1877 für *Two views of Villa Hohenlohe* 105 £ und 12 Schilling nach Düsseldorf aus der Privatkasse der Königin überwiesen, denn derlei Aufträge waren keine offiziellen Staatsangelegenheiten und somit aus dem „Privy Purse“ der Königin zu begleichen²⁶. Im Verhältnis zu anderen deutschen Künstlern, die für die englische Königin malten, war der erzielte Preis nicht hoch. Der aus Erlangen stammende deutsche Aquarellmaler Carl Haag (1820–1915) beispielsweise, erhielt von der englischen Monarchin für sein großformatiges Aquarell von 1861 „Der Wald 1861. Der Prinzgemahl kehrt von einer Hirschjagd zurück“ 126 £²⁷.

Beide Gemälde aus Baden-Baden sind von Becker in einer naturalistischen, realitätsbetonten Malweise angefertigt worden. Dieser fand seit 1844 beim Publikum eher mit dramatischen Effekten in einer wilden, durch schroffe Gebirgsabschnitte geformte Landschaften – für den Ästhetiker Vischer war es die höchste Form der Landschaftsmalerei (§ 263) – Anklang²⁸. Dass Becker sich für die sachliche Wiedergabe des Gesehenen entschied, lag im Interesse seiner Auftraggeberin. Denn bei den Landschaftsveduten mit Architektur als bildbestimmendem *point de vue* kam es auf den Wiedererkennungseffekt an. Man wollte sich an den Bildern erfreuen und an die zurückliegenden schönen Stunden während der Aufenthalte in Baden-Baden erinnert fühlen²⁹. Darin liegt der entscheidende Unterschied zu den offiziellen Hofbildern, wie den Portraits von Winterhalter, von dem sich in der Royal Collection auch zwei Portraits der Fürstin Feodora befinden³⁰. Die Bilder von der Villa Hohenlohe besitzen absolut privaten Charakter. Eine kunsthistorische Recherche ermöglicht in diesem Bereich, den ganz persönlichen Kunstgeschmack, den die englische Königin abseits zeremonieller und staatlicher Verpflichtungen besaß, kennen zu lernen. Die Darstellung „Villa Hohenlohe“ gibt den

25 Osborne House befindet sich in Cowes auf der Insel Wight und wurde als Seeresidenz für die königliche Familie zwischen 1845 und 1851 gebaut. Die Insel Wight befindet sich im Ärmelkanal. Osborne House wurde 1902 von König Eduard VII. (1901–1910) verkauft, diente bis 1921 als Rekonvaleszenzanstalt für kriegsverletzte Militärangehörige und ist seit dem Jahr 1954 teilweise für die Öffentlichkeit zugänglich. Die Kunstgegenstände gehören weiterhin zur Royal Collection. Anlässlich des 100-jährigen Todestages Königin Viktorias am 22. Januar 2001 wurde der Pavillon-Flügel umfassend renoviert und komplett öffentlich zugänglich gemacht. Vgl. *M. Turner: Osborne House*, London 1996, S. 2 f; Bibelsprüche am Giebel, Nackte an der Wand. Osborne House, Viktorias Sitz auf der Isle of Wight, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 18. Januar 2001, R 7.

26 Vgl. *Millar* (wie Anm. 13), Vol. I, S. 32.

27 Vgl. *D. Millar: The Victorian water-colours and drawings in the Collection of Her Majesty the Queen*, 2 Volumes, London 1995, Vol. I, S. 394.

28 *F. Th. Vischer: Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Friedrich Theodor Vischer. Erster Teil bis Sechster Teil*, München 1922 (Erstauflage 1847/48), Zweiter Teil, *Das Schöne in einseitiger Existenz*, S. 81.

29 Vgl. *Selke* (wie Anm. 16), S. 10f.

30 Vgl. *Millar* (wie Anm. 13), Vol. I, S. 298 f, Kat. Nr. 839 f, Vol. II, Abb. 738.

Blick auf das Gebäude von der Kapuzinerstraße wieder. Der Weg zum Haus führt von links unten schräg nach rechts in den Bildmittelgrund. Das Gebüsch links des Weges wirft starken Schatten. Durch den Hell-Dunkelkontrast entsteht zugleich eine gesteigerte Räumlichkeit. Das Hauptmotiv bildet die Villa im linken Bildmittelgrund. Es ist im Stil eines Schweizerhaus errichte, einer Modeerscheinung in der Architektur des 19. Jahrhunderts, wie sie beispielsweise auch Prinz Albert im Garten von Osborne House anwendete. Dort hatte man für die neun Kinder der königlichen Familie ein Holzhaus im Schweizer-Stil errichtet³¹.

Becker war kein Figurenmaler. Staffagen auf seinen Gemälden ließ er manchmal auch von Malerkollegen ausführen. Das war für Landschaftsmaler nicht unüblich. Auch von Caspar David Friedrich (1774–1840) ist Ähnliches überliefert³². Die Villa Hohenlohe wirkt unbewohnt. Fast bei jedem zweiten Fenster sind die Fensterläden geschlossen. Aus nicht einem Schornstein steigt Rauch auf, obgleich Becker seine Skizzen vor Ort Ende März 1877 machte, als es noch kühl war. Das Haus musste, wie der bereits zitierte Brief von Hermann Sahl an Becker vermuten lässt, unbewohnt gewesen sein, wahrscheinlich nur vom Hausmeister verwaltet. Dieser etwas geisterhafte Anblick wird noch durch den zugewachsenen schattigen Laubengang rechts im Mittelgrund verschärft. Wir können derartig gespenstische Architekturveduten bei Becker öfters beobachten, wie z. B. auf dem Bild „Osborne. Die obere Terrasse“³³. Auffallend ist dabei, dass das jeweilige Gebäude starke Schatten auf die Wege wirft und keinerlei lebende Staffage zu sehen ist.

Das Bild „Blick von der Villa Hohenlohe“ (Abbildung 2) stellt, wie es Prinzessin Beatrice selbst sagte, den Ausblick in die Natur von einem Zimmer des Gebäudes dar. Es war die Aussicht, auf welche es der Königin ankam. Auch von anderen Aufträgen wissen wir, dass die Queen August Becker exakt darüber informieren ließ, von welchem Standpunkt sie eine Ansicht verewigt haben wollte. Auf dem Bild dominiert die Landschaft. Der schräge Berghang leitet den Blick ins Tal, in dem man einige private Häuser Baden-Badens erkennt. Deutlich zu sehen ist der Steinbruch in der Balzenbergstraße, in der sich heute das Möbelhaus Trapp befindet (Balzenbergstraße 34–38). Ein großes Landschaftspanorama ermöglicht den Blick über das Oostal hinweg in westliche Richtung der Vogesen. Auf halber Höhe sind rechts die Ausläufer des Balzenbergs/Hardbergs zu sehen mit Waldsaum und Gartengrundstücken. An der Stelle befindet sich heute das Hardenbergbad und der Aussichtsweg zur Stadtklinik in Balg³⁴. Das Bild wirkt nicht so verlassen wie das Pendant von der Villa. So erkennt man einen Holzschuppen im Vordergrund, der von einigen Bäumen leicht verdeckt wird. Zusammen mit den Gebäuden im Tal

31 Vgl. Reynolds (wie Anm. 22), S. 38.

32 Vgl. H. Börsch-Supan, K. W. Jähnig: Caspar David Friedrich. Gemälde, Druckgraphik und bildmäßige Zeichnungen. Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Sonderband, München 1973, S. 17.

33 Öl auf Leinwand, 47,3 × 71,1 cm, signiert und datiert: „August Becker. 1870“. Vgl. Millar (wie Anm. 13), Vol. I, S. 33, Kat. Nr. 141; Vol. II, Abb. 94.

34 Die genaue Benennung der örtlichen Begebenheiten verdankt der Verfasser Frau Dagmar Kicherer vom Stadtmuseum Baden-Baden.

erhält man eher den Eindruck einer bürgerlichen Idylle. Genau das war auch in den meisten Aufträgen der Königin und ihrer Familie an Becker beabsichtigt. Es sollten ihre Lieblingssorte – allen voran das schottische Hochland, die Insel Wight, Baden-Baden, und die Bergstraße – in Öl festgehalten werden. Häufig gefielen die Bilder anderen Mitgliedern der königlichen Familie, die dann wiederum ähnliche Motive bei Becker für den persönlichen Gebrauch oder als Geschenk bestellten.

Exkurs: Schweizerhaus

Feodora, Fürstin zu Hohenlohe-Langenburg, bewohnte die Villa nur knapp zehn Jahre lang³⁵. Anschließend gehörte das Haus Königin Victoria bis 1889. Die Idee, das Anwesen an der Kapuzinerstraße mit einem Schweizerhaus zu bebauen, geht auf den Vorbesitzer – Zimmermeister Ferdinand Koch – zurück. Es ist nicht überliefert, wer der Architekt war. Hingegen lässt sich die Architektur der Villa in einen größeren, kunsthistorischen Kontext stellen. Das Chalet – so der Fachterminus – bezeichnet ein kleines Landhaus aus Holz. Dazu zählen beispielsweise auch die Alm- und Sennhütten. Die rustikal wirkende Architektur hatte ihre Wurzel in den oft von Gärtnern bewohnten sog. Schweizerhäusern der Landschaftsgärten. Bei der Adaption als Wohnhaus für den Adel ging es diesen vor allem um ein volkstümliches Leben, das entweder rein privat ausgelebt, wie im Osborne Cottage, bei dem Königin Victorias und Prinzgemahl Alberts Kinder die praktischen Handfertigkeiten des Lebens, Kochen, Backen, Gartenarbeit etc., erlernen sollten, oder öffentlich zur Schau gestellt wurde. Die Schweizerhäuser waren so populär, dass Karl Friedrich Schinkel, der zeitweise als Architekt auf der Insel Rügen tätig war, sogar dort, auf Stubbenkammer, 1835 ein Gasthaus im Schweizer Stil entwarf³⁶. Lange bevor die Villa Hohenlohe als Schweizerhaus gebaut wurde, gab es diesen von Fürstin Feodora und ihrer Halbschwester Königin Victoria sehr geschätzten Hang zum „Ländlichen“. Der Stil bezeichnete ursprünglich kleine Häuser in der Schweiz, Tirol, den Bayerischen und Französischen Alpen. August Becker musste auf seiner zweiten Reise in die Schweiz 1862 die „... alten, echten Schweizer Holzhäuser, die den modernen Steingebäuden Platz machen“³⁷, lange suchen. So kam es den zahlreichen Touristen, die durch die Erfindung und den Ausbau der Eisenbahn natürlich schneller reisen konnten, entgegen, dass sie eine Sehenswürdig-

35 Im Rahmen einer kleinen Ausstellung wurde 2000 auch kurz auf die Villa Hohenlohe eingegangen. Die im Begleitkatalogheft aufgestellte Behauptung, dass in der Villa die Verlobung von Prinzessin Victoria mit dem späteren Kaiser Friedrich III. (1888) maßgeblich gefördert worden sei, muss entschieden widersprochen werden, da Prinzessin Feodora die Villa erst nach deren Hochzeit (1858) erwarb. Vgl. Ausstellungskatalog: *M. Markert, B. Kaunat, K. Fischer: Schweizer Häuser in Baden-Baden*, Ausstellung 10. Januar – 28. Januar 2000, Baden-Baden 2000, ohne Seitennummerierung.

36 Vgl. Berlin, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett und Sammlung der Zeichnungen, Inv. Nr. SM 45b. 58.

37 Zitiert nach Becker, August, *Tagebuch einer Reise in die Schweiz und nach Oberitalien 1862*, S. 386–418, in: *Hoffmann-Kuhnt* (wie Anm. 5), S. 389.



Abb. 2 Blick von der Villa Hohenlohe, Öl auf Leinwand, 50,8 × 72,4 cm, signiert und datiert u. r.: „August Becker. 1877“, The Royal Collection © 2002, Her Majesty Queen Elizabeth II.

keit nun auch in ihrer Heimat besichtigen konnten. Im 19. Jahrhundert nannte man alle kleinen Häusern so. Als Material wurde grundsätzlich Holz verwendet. Dadurch haben die Hütten ihre Beliebtheit auch bis heute bewahrt, vermitteln sie doch große Harmonie zwischen Mensch und Natur in einer immer enger verbauten Natur und Verstädterung. Dieser Wunsch und Drang zur Natur lässt sich schon bei Horaz finden, der einmal sagte: „Beatus ille, qui procul negotiis“³⁸. Wie auf Beckers Vedute von der Villa gut erkennbar, bestand die Fassade aus schmalen Holzleisten. Ein Schweizerhaus hatte zwei bis drei Etagen. An der Hauptseite baute man gerne einen langen Balkon an, so dass sich, auch bei der Villa, im Erdgeschoss eine Loggia bildete. Das Dach, auf dem viele kleine Gaubenfenster vor allem zur Zierde eingebaut wurden, ragt weit über die Außenseiten hinaus. Der Bau ist längsseitig zur Straße hin ausgerichtet, also nach Süden hin, so dass es den praktischen Nutzen hatte, weniger heizen zu müssen. Auch darin erkennen wir den großen Unterschied zu prunkhaften Bauwerken. Vom Stadtzentrum Baden-Badens aus konnte man nur die Schmalseite der Villa erkennen und so nicht einmal ihre bescheidene Größe ausmachen. Früher, aber auch im Historismus des 19. Jahrhunderts, war gerade der repräsentative Bau aus verschiedenen Gründen geläufiger,

38 Die von dem römischen Dichter Horaz (65 bis 8 v. Chr.) ironisch gebrauchte Sentenz heißt wörtlich übersetzt: Glücklicher jener, der fern [ist] von Geschäften. Vgl. Horaz: Epoden, 2, I.

bei dem das Gebäude – weltlicher oder sakraler Natur – exponiert zur Geltung kam. Ein schönes Beispiel dafür bilden die Traumschlösser König Ludwig II. (1864–1886) von Bayern, allen voran der Bau von „Neuschwanstein“³⁹. Realitätsnäher aufgrund der staatspolitischen Veränderungen seit dem 1. Januar 1871 waren für Fürstenhäuser, oder auch im Falle der verwitweten Feodora, kleinere, eher bescheiden wirkende Anwesen als Wohnung.

Königin Victoria hatte in den 1850er Jahren im schottischen Hochland, unweit von Schloss Balmoral, eine kleine Holzhütte am Loch Muick bauen lassen, die ihr und Albert als Rastplatz bei längeren Wanderungen diente. Das für Jagd Zwecke und längere Aufenthalte bestimmte Schloss in Balmoral allerdings gehört, wie übrigens auch das Jagdschloss Waldeinsiedlung bei Amorbach, welches Fürstin Feodoras Bruder und Halbbruder Königin Victorias, Carl Emich, Fürst zu Leiningen (1804–1856) umgestalten ließ, und ebenfalls von Becker für den englischen Hof gemalt wurde, nicht in diese Rubrik. Sinn und Bedeutung liegen auf einer anderen Ebene, deren Erläuterung nicht das Ziel dieser Arbeit ist. Aus dem damaligen Königreich Bayern ist überliefert, dass sich auch Maximilian II. (1848–1864) als Kronprinz in der einsamen Berglandschaft bei Hohenschwangau ein Schweizerhaus errichten ließ. Der bayerischen Monarchie unter König Ludwig I. (1825–1848) ging es bei der Anwendung einer „Ästhetik der Volkstümlichkeit“ jedoch um eine den Staat stützende Harmonisierung alter Gegensätze⁴⁰. Bei Königin Victorias und Prinz Alberts Engagement für die Künste, vor allem deren beispielhafte ideelle und materielle Förderung der ersten Weltausstellung in London 1851 sind ähnliche Ziele erkennbar. Ihre Schweizerhäuser am Loch Muick sowie im Park von Osborne House, und jenes von Feodora, Fürstin von Hohenlohe-Langenburg, in Baden-Baden hatten hingegen keine staatspolitischen Bedeutungen⁴¹.

5. Schluss

Was wollte August Becker mit seinen beiden Bildern aus Baden-Baden erreichen? Er hat damit seine Auftraggeberin in Verückung gebracht und konnte etwas Geld

39 Ausstellungskatalog: König Ludwig II. und die Kunst, München 1968.

40 Vgl. J. Traeger: Der Weg nach Walhalla. Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19. Jahrhundert, o. O. 21991, S. 247f.

41 Königin Victoria und ihr Ehemann entwickelten sich zu sehr großen Förderern von Kunst, Wissenschaft und Technik. Nach Prinz Albert wurden bedeutende Denkmäler benannt und zahlreiche Straßen, Plätze und Kanäle tragen seinen Namen. Zwei Binnenmeere wurden nach Victoria und Albert bezeichnet. Seine Aufträge erfassten auch das Kunstgewerbe, wie z. B. für die Ausstattung der Räume im Neubau des „Westminster-Palastes“. Heute gibt es in London das „Albert and Victoria Museum“ für angewandte Künste, die „Albert Bridge“, das „Albert Memorial“ und die „Royal Albert Hall“, die maßgeblich das Ansehen Londons und Englands als Kulturnation steigerten. An den Neubauten der königlichen Schlösser in Osborne und Balmoral zudem war Albert maßgeblich planerisch beteiligt. Vgl. K. Kluxen: Prinz Albert – Wegbereiter moderner Kultur – und Sozialpolitik, in: A. M. Birke, K. Kluxen (Hrsgg.): Prinz-Albert-Studien. Bd./Vol. 1: Viktorianisches England in deutscher Perspektive. Victorian England from a German Perspective, München 1983, S. 13–20, hier S. 13f.

verdienen. 1877 verkaufte er eine ganze Reihe von Ölskizzen aus dem schottischen Hochland an den englischen Hof, so dass dies doch als einträgliches Geschäft verbucht werden durfte. 1880 erhielt Becker sogar eine weitere Bestellung. Trotzdem stellen die beiden Aufträge nur eine Randerscheinung in seinem Oeuvre dar. Bekannt sind in deutschen und internationalen Museums- und Privatsammlungen Landschaftsbilder im Sinne eines *drama naturae*. Überblickt man sein Gesamt-oeuvre, so kommt man zu dem Schluss, dass die vedutenhafte, d. h. genaue Wiedergabe des in der Realität vorgefundenen Objekts eher eine Ausnahme in seinem – soweit überschaubaren – Gesamtwerk darstellt. Seinen besonderen Reiz erhält das Gemälde für uns Außenstehende, die nie den von Prinzessin Beatrice gelobten Blick in natura wahrnehmen konnten, offensichtlich erst durch einen tiefgründigeren, kunsthistorischen Exkurs. Das zumindest war die Absicht des Verfassers. Auf diese Weise kamen auch einmal zwei völlig unbekannte Bildwerke aus der Royal Collection von einem Maler aus der sehr bekannten Düsseldorfer Malerschule zu Ehren.

„Mein Glück dauerte jedoch nicht lange“: Georg David Weber, ein gescheiterter Haller Auswanderer in den USA

von DANIEL STIHLER

Der Wert von Auswandererbriefen sowohl als Literaturgattung als auch als Quelle der Geschichtsforschung ist seit langem anerkannt¹. Briefeditionen machen einen erheblichen Teil der Veröffentlichungen zum Thema aus und ermöglichen vielfältige Einblicke in Gedankenwelt und Alltag der Emigranten. Wenn in den Briefen auch oft von den Mühen des Lebens in der neuen Welt die Rede ist, so sind es doch eher die – wenn auch meist bescheidenen – „Erfolgsgeschichten“, die in der alten Heimat bekannt geworden sind. Eine so drastische und ungeschminkte Darstellung des wirtschaftlichen Scheiterns, wie sie der im folgenden edierte Brief des aus Waldenburg stammenden Schwäbisch Haller Bürgers Georg David Weber (1820–1878) bietet, dürfte wohl sehr selten sein. Das neunseitige Schreiben, dessen Schluss fehlt, hat sich in der Nachlassakte der Witwe im Stadtarchiv Schwäbisch Hall erhalten².

Zu erklären ist der ungewöhnliche Charakter dieses Schreibens damit, dass es nicht in die typische Kategorie der „Alltagsbriefe“³ passt, also Mitteilungen über das eigene Ergehen und Nachfragen nach demjenigen der daheim gebliebenen enthält. Der Verfasser musste jederzeit mit seinem Tod rechnen, und sein Schreiben an den Bruder seiner nach zerrütteter Ehe in Schwäbisch Hall zurückgelassenen Frau hat den Charakter einer abschließenden Bilanz, die wohl nicht zuletzt der Selbstrechtfertigung diene. Seine Äußerungen dürften mindestens ebenso an die verlassene Ehefrau gerichtet sein wie an den nominellen Empfänger. Die Sprunghaftigkeit der Darstellung und die sprachlichen Schwierigkeiten lassen ein Charakteristikum von Auswandererbriefen deutlich hervortreten: „den inneren Zwang zur Formulierung von Gedanken und Tatbeständen, für die jedoch die sprachliche Formulierungskraft nicht ausreicht“⁴. Zur Einordnung und zum besseren Ver-

1 Vgl. z. B. H. Schwarzmaier: Auswandererbriefe aus Nordamerika. Quellen im Grenzbereich von Geschichtlicher Landeskunde, Wanderungsforschung und Literatursoziologie, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 126 (1978), S. 303–369.

2 StadtA Schwäb. Hall 18/7922, Schr. 1.

3 Schwarzmaier (wie Anm. 1), S. 313 f.

4 H. Schwarzmaier: Auswandererbriefe im 19. Jahrhundert, in: USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen. Beiträge und Bilddokumente, Stuttgart 1976, S. 62–65, hier S. 63.

ständnis ist deshalb vor den eigentlichen Brieftext eine biografische Skizze gestellt. Soweit nicht anders vermerkt, stammen die Angaben aus dem Brief Webers.

Georg David Weber wurde am 10. Mai 1820 in Waldenburg als Sohn des Stiftungspflegers und Schmiedemeisters Georg Michael Weber und seiner Frau Apollonia geb. Geist geboren und erlernte das Handwerk seines Vaters⁵. Am 4. September 1845 heiratete er Heinrike Rosine Föll, das dritte von acht Kindern des Schwäbisch Haller Schmiedemeisters Johann Gottlieb Föll⁶. Kurz vorher hatte Weber das Haller Bürgerrecht erworben⁷. Die Ehe war, wie er später betonte, auf Betreiben der Eltern zustande gekommen; der Grund dürfte gewesen sein, dass Georg David auf diese Weise die Schmiedewerkstatt seines Schwiegervaters in der Langen Straße 36 übernehmen konnte. Im Juli 1845 hatte das zukünftige Ehepaar Haus und Werkstatt dem Vater der Braut für 4.500 fl abgekauft⁸. 1.000 fl des Kaufpreises wurden als Heiratsgut Rosines abgezogen, 1.500 fl bezahlte Georg David in bar und der Rest blieb als Schuld bei seinem Schwiegervater stehen. Dieser behielt *für sich und seine Frau lebenslänglich und für seine Kinder, so lange sie ledig sind, den Sitz in der kleinen Stube des mittleren Stoks mit Benutzung der Küche* und anderer Räumlichkeiten⁹. Diesem recht typischen Arrangement war jedoch keine Dauer beschieden, da Georg David Weber bereits im Februar 1848 Haus und Werkstatt für denselben Betrag an Karl Föll, den ältesten Bruder seiner Frau, verkaufte¹⁰.

Ob die Ehe, aus der die beiden Söhne Karl Wilhelm Reinhold, geboren am 14. Juni 1847, und Georg David Friedrich Heinrich, geboren am 28. November 1849, entstammten, bereits zu diesem Zeitpunkt zerrüttet war, ist nicht zu erkennen; der schnelle Wiederverkauf von Haus und Werkstatt deutet jedoch an, dass es um das Verhältnis zu den Schwiegereltern nicht zum besten stand. Dies wiederum dürfte sich nicht gerade positiv auf die eheliche Harmonie ausgewirkt haben. Während Georg David seiner Frau später ihre Eifersucht vorwarf, hat er dieser zufolge nicht für die Familie gesorgt, weswegen sie ihn in ihrem Testament von 1890 enterbte¹¹. Es scheint also, als ob wirtschaftliche Schwierigkeiten und persönliche Unzuträglichkeiten – laut Georg David waren *unsere Caractere zu sehr verschieden* – zusammenkamen und die Basis der Ehe zerstörten.

1848 scheint Weber nach Waldenburg gegangen zu sein; später lebte er in Neuenstadt¹². Im August 1863 kaufte er von dem Salzsieder Georg Friedrich Seyboth für

5 Familienbuch St. Katharina 1808 ff, Buchst. W, Bl. 117.

6 Familienbuch St. Katharina 1808 ff, Buchst. F, Bl. 33.

7 StadtA Schwäb. Hall 19/350, Ratsprotokoll 1845, Bl. 195R.

8 StadtA Schwäb. Hall 19/1023, Kaufbuch 1844–1846, Bl. 251 ff.

9 Ebd., vgl. auch StadtA Schwäb. Hall 19/835, Güterbuch, Bd. 10, S. 414.

10 StadtA Schwäb. Hall 19/1024, Kaufbuch 1847–1848, Bl. 166Rff.

11 StadtA Schwäb. Hall 18/7922, Beil. 7.

12 StadtA Schwäb. Hall 19/960, Unterpfindsbuch, Bd. 35, Bl. 75.

San Leandro, Alameda Co.
Hospital d. 19. Jan.
1877.

Lieber Schwager
Heinrich!

Das langem Personenausschuss haben
ich und die dort anwesenden
mit mir einsehen zu lassen, und
da ich nachfolgend bin, so weiß, daß
da noch gut mit mir einsehen, so
nicht nachkommen muß, so werden
ich mich auf eine einzige u. allein
an die, so man ausschloß so lange
so mich selbst und meine Sache
gut geht, nicht mehr auf mich
und zu schreiben, da ich auf die
sich u. letzten Brief von mir
sich auch ganzlos Antwort
als Dank für die Briefe, welche ich
im 2^{ten} Jahre schrieb, erhalten haben.
Ich habe mich jetzt auf mich zu
schreiben, was ich auf irgend

Abb. 1 Erste Seite des Briefes von Georg David Weber an seinen Schwager Heinrich Föll vom 19. Januar 1877 (Foto: Stadtarchiv Schwäbisch Hall).

4.900 fl das Haus Im Haal 4 (heute Gaststätte „Germania“); die Hälfte der Summe bezahlte er in bar¹³. Den ausstehenden Rest konnte Weber offenbar nicht aufbringen. Nach dem Verkauf einer an das Haus angebaute Stallung sowie eines dazu gehörigen *Gemüs Gärtle* für 450 fl an den Schuhmacher Christian Rothenberger am 10. September 1868 zahlte er immerhin einen Teil ab¹⁴. Daneben schuldete Weber seinen beiden Söhnen weitere 1.875 fl. Das Geld stammte aus einer Erbschaft, die ihnen von einem Großonkel zugefallen war. Ihr Vater hatte es zur Verwaltung erhalten und offenbar verbraucht¹⁵. Zur Bezahlung seiner Schulden bei Seyboth nahm Weber im Februar 1869 bei der Oberamtssparkasse Hall einen Kredit von 2.000 fl auf. Nach Auffassung des für die beiden Söhne eingesetzten Pflegers Heinrich Reiz war dies notwendig, um *für Weber und seine Familie ein schlimmeres Loos und wirkliche Noth abzuwenden*¹⁶ – ein Indiz dafür, dass die wirtschaftliche Lage des Schmieds prekär war. Am 6. Februar 1868 schließlich verkaufte Weber das Haus für 4.450 fl an den Schuhmacher Christian Rothenberger¹⁷. Da von dieser Summe der Kredit der Oberamtssparkasse und die Schuld gegenüber den Söhnen sowie Steuerschulden zu begleichen waren, verblieben Weber nur noch 518 fl¹⁸. Der offenbar wesentlich geschäftstüchtigere Rothenberger war übrigens in der Lage, bis Ende 1869 alle Schulden aus diesem Kauf zu begleichen¹⁹.

Da Weber den wirtschaftlichen Ruin und spätestens jetzt auch die völlige Zerrüttung seiner Ehe vor Augen hatte, erstaunt nicht sehr, dass er sich zur Auswanderung in die USA entschloss; hierbei begleiteten ihn seine beiden Söhne. Am 14. Mai erhielt er das ihm zustehende Geld aus dem Hausverkauf, am 19. Mai verzichteten die Söhne zwecks Auswanderung auf ihre württembergische Staatsbürgerschaft, sechs Tage später erhielten sie einen Teil des ihnen zustehenden Erbes²⁰. Kurz darauf dürften alle drei abgereist sein. Dass Georg David nicht auf seine Staatsbürgerschaft verzichtete, mag damit zusammenhängen, dass er kein Interesse an der in diesem Fall erfolgenden Untersuchung seiner Vermögensverhältnisse gehabt haben dürfte. Immerhin hatte er im „Haller Tagblatt“ vom 12. Mai 1869 vor seiner Abreise zum Geltendmachen von Schulden und zur Begleichung von Verbindlichkeiten ihm gegenüber *im Laufe der nächsten 8 Tage* aufgefordert²¹. Über Route und Verlauf der Reise in die USA konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Es ist zu vermuten, dass New York die erste Station des Trios gewesen

13 StadtA Schwäb. Hall 19/1030, Kaufbuch 1862–1865, Bl. 317Rff.

14 StadtA Schwäb. Hall 19/1035, Kaufbuch 1868, S. 229 ff.

15 StadtA Schwäb. Hall 19/960, Unterpfandsbuch, Bd. 35, Bl. 76.

16 StadtA Schwäb. Hall 19/794, Unterpfandsprotokoll 1869, S. 54 ff.

17 StadtA Schwäb. Hall 19/1036, Kaufbuch 1869, S. 32 ff.

18 StadtA Schwäb. Hall 19/794, Unterpfandsprotokoll 1869, S. 96 ff.

19 StadtA Schwäb. Hall 19/795, Unterpfandsprotokoll 1870/71, S. 423.

20 Ebd.; StadtA Schwäb. Hall 18/7922, S. 2; Haller Tagblatt 21. 05. 1869, S. 459.

21 Haller Tagblatt 12.05.1869, S. 431.

ist. Ihre Auswanderung in den USA fiel in eine Phase, in der die Anzahl der Emigranten aus Württemberg wieder anstieg, ohne jedoch wieder die Ausmaße der Massenauswanderung in den 1850er Jahren zu erreichen²². Als Handwerker ist Weber auch typisch für einen „ruckhaften Anstieg“ von Auswanderern aus dem verarbeitenden Sektor, der ab den 1860er Jahren ein überproportional großes Kontingent stellte; Hintergrund waren die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des traditionellen Handwerks im Zuge des industriellen Wandels²³. In den USA hatten die deutschen Handwerker und Facharbeiter grundsätzlich durchaus die Möglichkeit, sich ökonomisch zu verbessern; dies galt allerdings nur, wenn sie entsprechende Arbeiten fanden, gesund blieben und selten arbeitslos wurden. Da die Industrie die Einwanderung auch über ihren Bedarf hinaus förderte, um Reserven zu haben, war dies keineswegs nur eine Krisenerscheinung – und Webers Bemühungen um einen Neuanfang in den USA fielen in die 1873 beginnende, zwanzigjährige Phase der „Gründerkrise“²⁴. Wenn die Ergebnisse der bisherigen Forschung auch anzudeuten scheinen, dass die Auswanderung für die meisten eine materielle Verbesserung ermöglichte, so gab auch eine Gruppe Gescheiterter²⁵. Ein Beispiel für die Ursachen eines solchen Scheiterns liefert der Lebensweg von Georg David Weber in den USA; sein Sohn Reinhold hingegen kann wohl als Beispiel für eine (bescheidene) Erfolgsgeschichte gelten, der allerdings ebenfalls mehrere Fehlschläge voringingen. Heinrich, der andere Sohn, gehört zur beträchtlichen Gruppe jener Auswanderer, die spurlos verschwunden sind. Er ist vielleicht unter die erschreckend hohe Zahl derjenigen zu rechnen, die Seuchen und Krankheiten zum Opfer fielen²⁶.

Der Vater und seine beiden Söhne haben sich wohl relativ bald von einander getrennt. Anfangs scheint es Georg Weber recht gut gegangen zu sein; 1871 konnte er seiner Frau 50 Dollar schicken, bekam aber nur eine *herzlose Antwort*. Bis ca. 1873 arbeitete er in einer Wagenfabrik in St. Louis (Missouri), das sich aufgrund der günstigen Lage zu einem industriellen Zentrum entwickelt hatte.

Im Zuge der 1873 beginnenden, weltweiten „Großen Depression“ verlor Georg Weber seinen Arbeitsplatz. In Dayton (Ohio) fand er eine neue Stelle, trat dann aber mit seinem ersparten Geld in ein Wagnergeschäft ein und wurde von seinem Geschäftspartner um sein Vermögen betrogen. Er ging wieder nach St. Louis, litt

22 Für 1868/69 sind 6.489 amtlich erfasste Auswanderer erfasst; 1853/54 waren es 21.320, vgl. W. v. Hippel: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert (Industrielle Welt 36), Stuttgart 1984, S. 138.

23 Ebd., S. 226 ff.

24 W. Helbich: „Alle Menschen sind dort gleich...“: Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert (Historisches Seminar 10), Düsseldorf 1988, S. 44 f.; H. Brogan: The Penguin History of the USA, London 2001, S. 387 f.

25 Helbich (wie Anm. 24), S. 46.

26 Ein Beispiel ist die Gelbfieberepidemie in New Orleans im Sommer 1853, die 12.000 Menschenleben forderte, vielfach Einwanderer; jeder fünfte Ire und achte Deutsche in New Orleans soll hierbei gestorben sein (vgl. <http://lsm.crt.state.la.us/site/cabildo/cabildo.htm>).

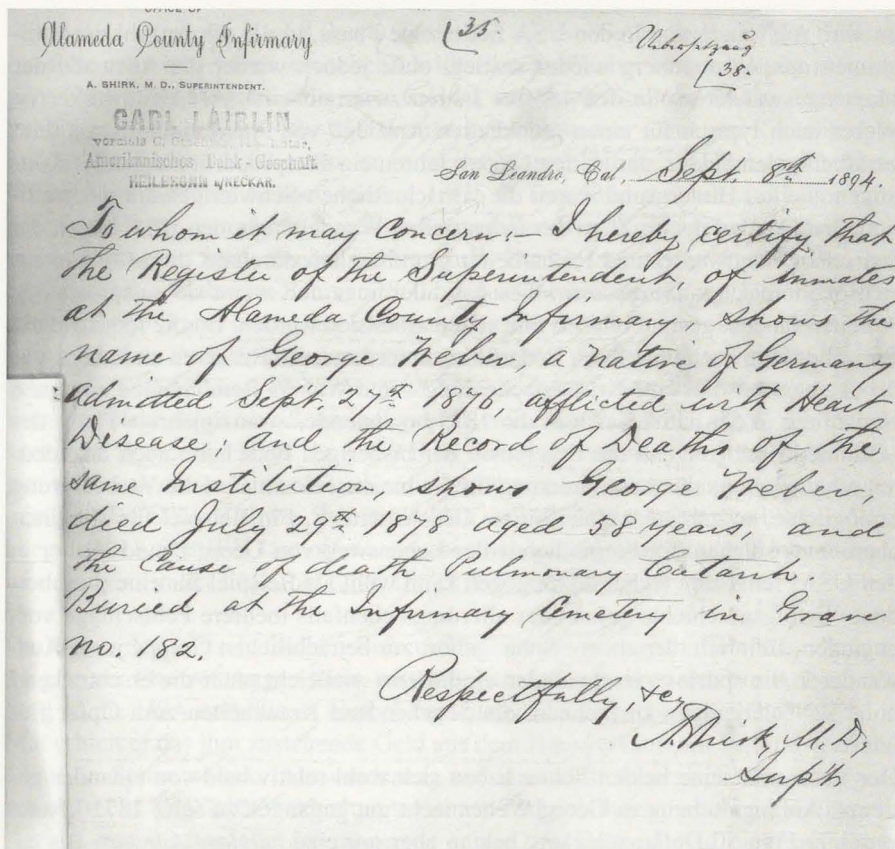


Abb. 2 Totenschein für Georg David Weber vom 8. September 1894 (Foto: Stadtarchiv Schwäbisch Hall).

dort jedoch so unter Herzproblemen und Asthma, dass er nicht arbeiten konnte und den Rest seines Vermögens für Arztrechnungen verbrauchte.

Auf Anraten der Ärzte und seiner beiden Söhne reiste er 1875 nach Kalifornien, um auf der Farm seines Sohnes Reinhold zu leben. Da er nach einem Diebstahl völlig mittellos war, musste ihm sein im Nachbarstaat Illinois lebender Sohn Heinrich das Geld für die Reise geben. Weil es mit Reinhold zu einem Zerwürfnis kam, verließ er den Hof, zog sich aber vorher noch einen Rippenbruch zu, der seine Arbeitsfähigkeit weiter einschränkte. Zwar gelang es ihm trotz der anhaltenden Wirtschaftskrise dieser Jahre immer wieder, in verschiedenen Städten Kaliforniens, u. a. in San Francisco und Oakland, Arbeit zu finden, doch seine sich verschlechternde Gesundheit machte es ihm unmöglich, sie längere Zeit zu behalten und sich wieder eine gesicherte Existenz aufzubauen. Völlig mittellos und arbeits-

unfähig wurde er im September 1876 in ein Hospital in San Leandro nahe San Francisco aufgenommen und starb dort am 29. Juli 1878.

Auch sein Sohn Reinhold hatte zunächst große wirtschaftliche Schwierigkeiten. 1869 arbeitete er bei einem Farmer in Pennsylvania und ging dann nach St. Louis, wo er mit einem Hausierhandel scheiterte. 1875 erwarb er eine Hühnerfarm in Kalifornien, musste diese aber ebenfalls wieder aufgeben und sich mit Gelegenheitsjobs durchschlagen. 1882 ließ er sich in Santa Maria bei Santa Barbara nieder und scheint sich hier nun eine gesicherte Existenz aufgebaut zu haben. 1884 heiratete er, 1894 erbte er das mütterliche Vermögen. Dieses war nicht unbeträchtlich, denn Rosine Weber, der in Schwäbisch Hall zurückgelassenen Ehefrau bzw. Mutter, scheint es wirtschaftlich am besten ergangen zu sein. Sie verfügte bei ihrem Tod über ein Vermögen von 5.359 Mark²⁷.

Der jüngere Bruder Heinrich arbeitete zunächst in Pennsylvania, später in Illinois als Schlosser, verließ seine letzte Stelle 1876 und reiste nach Texas. Sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt²⁸.

*San Leandro, Alameda Co[unty]*²⁹

Hospital d[en] 19. Jan[uar] 1877

Lieber Schwager Heinrich!

Nach langem schweren Kampfe habe ich mich endlich doch entschlossen, etwas von mir hören zu lassen, und da ich versichert bin u[nd] weiß, daß Du es gut mit mir meinst u[nd] mich nicht verkennen wirst, so wende ich mich auch nur einzig u[nd] allein an Dich. Ich war entschlossen, so lange es mir schlecht oder wenigstens nicht gut geht, nicht mehr nach Deutschland zu schreiben, da ich auf den ersten u[nd] letzten Brief an meine Frau eine herzlose Antwort als Dank für die 50 \$ welche ich ihr im 2ten Jahre schickte, erhalten habe.

Ich hätte auch jetzt noch nicht geschrieben, wenn ich noch irgendwelche Hoffnung hätte, daß es mir noch gut gehen werde, nun ich aber meinen baldigen Tod vor Augen sehe, indem meine Herzkranckheit in einem solchen Grade zugenommen hat, daß ich jeden Tag einen schnellen Tod durch Lungenlähmung erwarten muß, so sollst wenigstens Du als mein einzig wahrer Freund wissen, wo ich geblieben bin. Schon seit Jahren hatte ich häufige Erstickungsanfälle u[nd] war, nachdem ich vor 2 Jahren in St. Louis, Missouri³⁰ mehrere Ärzte consultirte u[nd] 1 ganzes Jahr nicht arbeiten konnte u[nd] mehre[re] 100 Dollar, welche ich erspart hatte, darauf gegangen waren, noch 3½ Monate im Hospital war, u[nd] da der Reinhold mir schrieb, ich solle zu ihm nach Californien kommen, riethen mir auch die Ärzte an,

27 StadtA Schwäb. Hall 18/7922, Schr. 3.

28 StadtA Schwäb. Hall 18/7922, Schr. 2.

29 San Leandro, Kalifornien.

30 City of St. Louis, Missouri.

daß das dortige Clima das einzige Mittel noch für mich sey. Nachdem mir der Heinrich, welcher im Staate Illinois war, mir einen Beytrag zum Reisegeld, welches 56 Dollar kostete, gegeben, reißte ich im April vor[igen] Jahres hierher nach Californien u[nd] war 11 Tage u[nd] Nächte auf der Reise, 2000 engl[ische] Meilen durch die Staaten Missouri, Kansas, Iowa, Nebreska, Wyoming, Coloreda, Utha, Nevada u[nd] Californien am großen Ocean u[nd] suchte den Reinhold, welcher 6 engl[ische] Meilen von Redwood City im Walde einen Hühnerrensch³¹ gepachtet hatte.

Ich hoffte nun, einen Ruhepunkt erhalten zu haben, zudem ich zu meinem alten Bruch, welcher sich ohne dieß vielmehr verschlimmert hatte, in St. Louis durch schweres Tragen einen 2ten bekam u[nd] schon dieser wegen, abgesehen von dem schweren Asthma, an welchem ich litt, keine schwereren Arbeiten mehr verrichten im Stande war. Ich habe mich aber schwer getäuscht in meinem in diesem Sohn, statt [dass] er mir eine Kinder Liebe entgegen brachte, behandelte er mich roh, ich konnte ihm nichts recht machen, obgleich ich ängstlich bemüht war, alles, was in meinen Kräften war, für ihn zu thun.

Eines Abends am 3ten Tage meines Aufenthalts bey ihm wollte er nachts noch einige Bruthennen setzen und mussten solche mit der Laterne erst aus dem Stalle ins Haus geholt werden. Ich leuchtete u[nd] als er mir eine Henne gab, verlöschte die Lampe u[nd] ich wollte schnell ins Haus zurück, um dieselbe wieder anzuzünden, auf dem Weg dahin fiel ich über einen harten Erdenhaufen, bey dem Aufstehen fühlte ich einen heftigen Schmerzen in der rechten Brustseite, ich achtete aber nicht sehr darauf, u[nd] die Schmerzen vergingen auch am anderen Tag etwas, es war Sonntag, wo er den Knecht, dessen Stelle ich nun einnehmen sollte, fortschickte, ich mußte kochen, was ich allerdings schlecht genug verstand, u[nd] konnte ihm nicht nach seinem Geschmacke kochen, das eine Mal zu wenig oder zu viel gesalzen, zu hart oder zu weich, der Tadel war aber so schamlos u[nd] beleidigend, von einem freundlichen Wort oder Miene keine Rede, von keinem Fremden wurde ich je auf eine so unfreundliche Weise behandelt, im Gegentheile, alle Menschen mit welchen ich in Berührung kam, behandelten mich freundlich u[nd] achtungsvoll. Am Montag habe ich ihm seine sehr schmutzige Wäsche gewaschen, so daß meine Finger wund wurden, aber keine Anerkennung, kein freundliches Gesicht, kein gutes Wort, am Dienstag reparirte ich an seinem Wagen, da wollte er alles besser wissen u[nd] behandelte mich auf eine so brutale Weise, daß mir die Gedult ausgieng u[nd] [ich] meine Kleider zusammen packte u[nd] ohne vorher etwas zu essen fort gieng, indem ich ihm sagte, daß ich ihm für sein mir versprochenes Heim danke u[nd] lieber auf der Strasse verhungern wolle, als unter solcher Behandlung bey ihm zu bleiben. Ohn einen Cent Geld machte ich mich auf den Weg nach Redwood City zurück u[nd] da ich gegen 5 Uhr abends ankam, ohne zu wissen, wo ich übernachten sollte.

31 Rensch = Ranch, Farm.

Dem Wirthe, bey welchem ich 5 Tage früher Reinhold erwartet, erzählte ich, wie ich von meinem Sohn behandelt wurde, da kam ein County³² Beamter, dazu, welcher mit zuhörte u[nd] daß ich Arbeit suchte. Er sagte, er habe auf eine Woche Arbeit, wenn ich es thun wolle u[nd] gab mir zugleich einen Thaler [= Dollar], um übernachten zu können, den anderen Tag fing ich bey ihm an als Bauschreiner, indem ich einen Küchenraum vergrößerte, einen Boden legte, eine kurze Treppe, 2 Thüren etc etc. machten meine Schmerzen in der Brust, so viel mir möglich überwindend, aber am 5ten Tage konnte ich es nicht mehr aushalten, konnte mich nicht mehr bücken ohne die stechendsten Schmerzen zu erleiden, u[nd] sagte dem Herrn das, worauf er sogleich selbst zum Arzte gieng u[nd] mich heim schickte in's Raht-haus. Als der Arzt bald darauf kam u[nd] mich untersuchte, erklärte derselbe, daß eine Rippe gebrochen sey u[nd] schickte mich ins Hospital, wo ich 4 Wochen verweilte u[nd] mich dann bey den Schmieden nach Arbeit umsah. Als ich im Hospital war, besuchte mich der Herr Sohn, erklärte aber zugleich, daß er nichts für mich thun könne, was ich recht wohl wußte, da derselbe nichts hatte u[nd] seine Hühnerspeculation dasselbe Resultat hatte wie früher sein Haußirhandel in St. Louis, wo in 4 Wochen 300 \$ verhaußirt waren.

Ich war also wieder rein auf mich angewiesen, u[nd] wenn ich Arbeit gefunden hätte, wäre alles gut gewesen, denn ich fühlte mich wieder ziemlich wohl, ein Schiffer nahm mich umsonst mit nach San Francisco, wo ich hoffte, Beschäftigung zu finden, aber das war unmöglich, denn es sind durch die schlechten Zeiten seit 1873, in welcher alle Geschäfte stocken, so viele aus den anderen Staaten nach Californien gereißt, daß 1000 de arbeitslose Menschen sich hier befinden, daß ich keine Aussichten hatte, irgend eine Beschäftigung zu finden, kurz, es ging mir so schlecht, daß mich wie so viele andere die Verzweiflung ergriff u[nd] meinem Leben wie hier so viele gewaltsam ein Ende zu machen, aber mein besseres Selbst hielt mich noch aufrecht, u[nd] man sollte nicht sagen können, ich hätte muthlos den Kampf ums Leben feigerweise aufgegeben. Ich ermannte mich u[nd] kämpfte weiter u[nd] Gott hat mich nicht verlassen, indem er mir gute Menschen zuführte u[nd] [ich] gute Arbeit fand. Als ich eines Sonntags zu dem deutschen Kosthauswirth (Wilhelm Fellhaus) kam, erzählte ich demselben, wie mich mein Sohn behandelt hat, u[nd] erfuhr von ihm, daß Reinhold seine Hühner etc. etc. verkauft habe u[nd] sich gegenwärtig bey ihm aufhalte u[nd] gesagt habe, ich sey nur sein Stiefvater! Dies fehlte noch, um mein Kind gänzlich aus dem Herzen zu reißen, u[nd] ihn ganz zu verachten. Von da an weiß ich nichts mehr von ihm, dies war Ende August 76, und ich arbeitete bei bey 2 deutschen Schlossern, welche eiserne Garten-Umzäunungen, Altanen etc. etc. machten, in Oakland, einer neuen, schönen Stadt gegenüber v[on] San Francisco über der Bai.

Mein Glück dauerte jedoch nicht lange, denn nach kaum 4 wöchentlicher Arbeit, obgleich dieselbe nicht sehr schwer war, musste ich wider aufhören, indem mir häufig der Atem auszugehen drohte u[nd] heftige Schmerzen in der Brust, beson-

32 County = Verwaltungsbezirk ähnlich dem Landkreis.

ders am Herzen bekam, ich musste jeden Augenblick mich setzen u[nd] nach Luft schnappen, um nicht zu ersticken, wozu sich der heftige Husten, an welchem ich schon 2 Jahre beständig leide, gesellte u[nd] dadurch mein Bruch sich herausdrängte, daß ich ihn oft nicht zurückschaffen konnte u[nd] schon öfters in St. Louis ärztliche Hilfe anrufen mußte, u[nd] so mußte ich denn wieder mit nur wenigen Thalern meine Stelle verlassen u[nd] hielt mich, so lang meine Mittel reichten, im Kosthause auf. Anstatt daß Besserung eintrat, wurde ich immer kränker, so daß mein Kostwirth befürchtete, ich könnte in kurzem in seinem Hause sterben. Er gieng deßhalb zu dem betreffenden Beamten, um die Aufnahme in das hieß[igen] Hospital zu bewirken, u[nd] bin nun seit 28. September u[nd] sehr gut aufgehoben u[nd] verpflegt, so gut als in irgend einem deutschen Krankenhaus.

So viel von mir und meiner gegenwärtigen Lage, nun auch einiges von der Vergangenheit u[nd] wie die Zustände in Amerika überhaupt sind. Bis vor 1873 war es noch ziemlich gut u[nd] überall lohnende Beschäftigung, da auf einmal kam eine Crisis, sämmtliche Banken stellten ihre Zahlungen ein, unzählige großartige Bancrotte brachen aus, u[nd] sofort standen alle großen Geschäfte still und entliesen bis auf ein Minimum ihre Arbeiter, so auch das Geschäft in St. Louis, wo ich schon über 2 Jahre arbeitete u[nd] ich schon 100 erte von Omnibussen u[nd] Straßeneisenbahnwagen so wie alle Arten von Wagen feinerer Gattung mit verfertigt u[nd] 11 [Schmiede-]Feuer im Gange waren, mußten die meisten Arbeiter weggeschickt werden, u[nd] wurden nach u[nd] nach 7 Feuer stillgestellt u[nd] selbst wir übrigen mußten bis auf den Vorarbeiter 3 Monate feiern u[nd] später nur 9 Stunden per Tag arbeiten, immer in der Hoffnung, daß es bald wieder besser werden würde. Aber statt dass eine Besserung eintrat, wurde es immer noch schlechter, daran war einestheils die schlechte Regierung u[nd] auch eine gewisse Über-Production daran schuld, die Regierungsbeamten, von Minister stahlen, u[nd] zwar im Einverständniß des Präsidenten³³, an abwärts durch alle Stellen, Millionen, ohne alle Scham u[nd] Bestrafung, u[nd] so wurde das Vertrauen in gesicherte Zustände gestört.

Ich kann Dir natürlich nicht alles schreiben, wie ich es gerne möchte, der Raum ist hierzu zu beschränkt, ich werde aber, was Interesse für meinen Heinrich und überhaupt meine Familie hat, aufschreiben u[nd] Sorge dafür tragen, daß es nach meinem Tode in deren Hände gelangt, woraus vielleicht auch meine Frau, Deine Schwester, ersehen wird, daß Sie mir in vielem sehr Unrecht gethan hat, namentlich aber, dass sie mir, was ihre Eifersucht anbelangte, dieselbe eine vollkommen ungerechtfertigte war, das schwöre ich im Angesicht meines Todes. Ob meine Frau wohl, wenn sie das Vater Unser betet, die 5te Bitte darin auslässt oder nichts dabey denkt? Ich für meinen Theil bitte Gott täglich, er möge mir meine Sünden vergeben, wie auch ich allen meinen Beleidigern vergeben habe.

33 Ulysses S. Grant, Bürgerkriegsgeneral und Präsident 1869–1877. Seine Präsidentschaft war von einer Serie von Skandalen geprägt: „members of his administration, at every level, [...] where thoroughly corrupt“, vgl. Brogan (wie Anm. 24), S. 410.

Wo Heinrich sich befindet, weiß ich ebenfalls nicht, ich schrieb im Laufe dieses Sommers nach Carlinville, Illinois³⁴, wo er 3 Jahre war, an ihn, erhielt aber keine Antwort, später schrieb ich an seinen Meister, welcher mir berichtete, daß Heinrich im Oktober v[origen] J[ahres] von ihm fort sey u[nd] wie er gesagt habe, nach Texas, im äußersten Süden an Mexico angrenzend, zu reisen beabsichtigend. Texas ist ca. 1600 engl[ische] Meilen von hier u[nd] überhaupt so weit von New York entfernt wie Californien, d[as] heißt 3300 engl[ische] Meilen.

Nota bene, ich war von Dayton, Ohio³⁵, wo ich in einer Arikultur-Maschinenfabrik³⁶ eine Zeit lang arbeitete, 20 Meilen von dort nach Troi Ohio³⁷ recomandirt³⁸ u[nd] arbeitete für einen Wagner, dessen Bruder ein Schmied aus dem Geschäft getreten ist, an dessen Stelle ich kam. Nachdem ich 100 Thaler von ihm gut hatte, ließ er nicht nach, bis ich mit ihm in Partnersipp³⁹, d. h. in Compagnie mit ihm eintrat, u[nd] das hätte ich unterlassen sollen, ich wurde von ihm wieder um alles betrogen u[nd] brachte kaum das Reisegeld nach St. Louis davon, das Nähere darüber würde zu viel Raum einnehmen u[nd] hat nun auch kein Interesse mehr. Wäre ich gesund geblieben, so könnte ich trotz den schlechten Geschäftszeiten immerhin 5 bis 600 Dollar besitzen. Während meiner längeren Krankheit in St. Louis wurden mir, während ich schlief der Kofferschlüssel aus der Tasche gezogen u[nd] 50 Doll[ar] aus dem Koffer gestohlen, u[nd] erst eine Woche später als ich nachsah, fand ich, daß mit dem Verschwinden eines Zimmer Collegen, ein Stuttgarter, mit dem Verschwinden meines Geldes zusammen hieng.

Wie ich vor ungefähr 2 Jahren in den Zeitungen gelesen, ist Schmied Rüger, Wagner Wahl, Sattler Haspel, Bäcker Karl Hasenmeier, lauter junge Männer, sowie Fabrikant Karl Kirchdörfer, u[nd] mehr andere, in Hall gestorben.

Meiner Frau geht es gut, soviel ich weiß, was noch der einzige Trost ist, in meiner Verlassenheit, welche ich einigermassen, wenn auch nicht von meinen Kindern, verdient habe. Grüße sie in meinem Namen u[nd] ich lasse ihr noch viel Glück, Gesundheit u[nd] Zufriedenheit wünschen, u[nd] bitte sie, mir alles, was sie durch mich gelitten hat, zu verzeihen, wie ich auch ihr alle Ungerechtigkeiten u[nd] ihren schweren kränkenden Verdacht der Untreue aufrichtig vergebe. Wir hätten von unseren Eltern nicht zusammen gekuppelt werden sollen, da unsere Caractere zu sehr verschieden waren.

Hier gibt es keinen Winter, im Gegentheil ist es fast immer Frühlingswetter, es blühen die Blumen das ganze Jahr. Der immer heitere Himmel ist in den Wintermonaten einige Zeit mit Regenwolken bedeckt u[nd] sanfter Regen feuchtet die Erde, dagegen $\frac{3}{4}$ Jahr keinen Tropfen Regen, kein Gewitter, nur jede Nacht starker Tau, u[nd] doch wächst alles in schönster Pracht u[nd] der größten Vollkommenheit,

34 City of Carlinville, Illinois.

35 City of Dayton, Ohio.

36 Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen.

37 City of Troy, Ohio.

38 To recommend = empfehlen.

39 Partnership = Partnerschaft.

immer kühle Luft, des Sommers nie eigentliche Hitze überhaupt. Überhaupt ist Californien ein paradiesisches Land, aber die Menschen von allen Nationen der Erde u[nd] namentlich die Chinesen sind die Teufel, aller Auswurf hat sich hier angesammelt. [Brief bricht ab].

100 Jahre Zapf und Lang¹.

Eine chemische Fabrik im Wettbach

VON LISELOTTE KRATOCHVIL

Wie man halt so redet. „Was schaffst Du?“ wurde ich zuweilen Mitte der 70er Jahre gefragt. „Ich bin kaufmännische Angestellte.“ „Und wo schaffst Du?“ „Bei Zapf & Lang.“² „Das ist doch die Pechbude, die Schmierbude im Wettbach.“ „Ja.“ Der Begriff „Pech- und Schmierbude“ stellt die Verbindung her zwischen dem Fabrikgebäude im Wettbach und der Produktion von Pech und Schmierstoffen. Tatsächlich hat die Firma dort im Jahr 1875 die Produktion von Brühpech und technischen Fetten aufgenommen, hundert Jahre später, im Jahr 1976 wird die Produktion von Brühpech und technischen Fetten wieder eingestellt. Von da her gesehen *war und blieb* die Firma Zapf und Lang vom Anfang bis zum Schluß eine Pech- und Schmierfabrik. Aber *ist* sie das auch in der ganzen Zeit gewesen? Die Frage nach dem Ist wird zur Frage nach dem Unternehmen und seinen Unternehmern, dem Produkt und seiner Produktion, dem Standort, den Standorten und und und ... Jetzt ist Bewegung in die Geschichte gekommen. Je näher ich heranrücke, je mehr zeigt sich die Bewegung in ihren Details, und sie wird offensichtlich, als ich mich schließlich, neugierig geworden, ganz der Sache annehme³.

In den Firmenunterlagen⁴ werden aus Übergängen und Bewegungen Fakten, Daten und Ziffern. Der allererste Eindruck von einem eher statischen Unternehmen kann dem zweiten Blick bereits nicht mehr standhalten, er reduziert sich mit jeder weiteren Korrektur, bis am Ende fast nichts mehr davon übrig bleibt. Ganz weggewischt muss dieser Eindruck dennoch nicht werden.

In diesem Aufsatz zeichne ich die Bewegungen nach und halte Eckpunkte fest. Heraus kommt dabei so etwas wie ein Diagramm, ein Schaubild, das die Firmengeschichte zum Ausdruck bringen, veranschaulichen will.

1 Verschiedene Schreibweisen im Lauf der Zeit, u. a. Zapf & Lang, Zapf + Lang, ZAPF + LANG ...

2 Eintritt: 1.4.1975, übergehend in Oelzapf GmbH bis zum Anfang 1981, der Geburt des 1. Kindes.

3 Der Kontakt zum Firmeninhaber Rudolf Opfermann und seiner Frau besteht bis heute. Gespräche mit dem Ehepaar und der mir gewährte Einblick in persönliche Aufzeichnungen vermitteln Hintergrund und Zusammenhänge.

4 StadtA Schwäb. Hall R22/1 und ff übergeben vom Firmeninhaber Rudolf Opfermann an das Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Orientiert habe ich mich darin an: StadtA Schwäb. Hall R22/1, R22/16, R22/27, R22/28, R22/29, R22/30, R22/34, R22/35, R22/36, R22/37, R22/38, R22/39 und R22/41.

Die Stunde des Unternehmers

Was war zuerst da? Der Bedarf oder das Angebot, der innere Impuls oder der Puls der Zeit? Gibt es die eindeutige Antwort auf diese Fragen?

Die Stunde des Unternehmers zeigt sich in der praktischen Umsetzung seiner Idee. Auf einen Nenner gebracht heißt das für die chemische Fabrik im Wettbach:

- Rohstoffbezug
- Weiterverarbeitung
- Umsatz der Erzeugnisse auf dem Markt.

Mit diesem Grundanliegen begeben sich die Unternehmer an ihr Werk. In der Konfrontation mit zeitspezifischen, äußeren Bedingtheiten wird ihre persönliche Vorstellung infrage gestellt. Entscheidungen werden von hier aus getroffen. Von der Gründung an befindet sich daher jeder der Inhaber in einer anderen Situation. Gemeinsam ist ihnen ihr Wirken und Weiterwirken in einer Firma, die durch sie Geschichte, Zeitgeschichte geworden ist.

Die Gründung der chemischen Fabrik im Wettbach, Schwäbisch Hall, geht auf das Jahr 1875 zurück. Jakob Weber vollzieht damit den Schritt aus handwerklicher Fertigung nach früheren Familienrezepten⁵ hin zur industriellen Produktion von Brühharz, Schmierfetten und Ölen. Die Stadt Schwäbisch Hall weist ihm zum Bau seiner Fabrikanlage ein Gelände zu, das außerhalb der Stadt im engen, schluchtartigen Wettbachtal liegt. Für das Schmelz- und Destillationsverfahren muß eigens eine Halle in den Berg getrieben werden. Der Grund für diese baupolizeilichen Auflagen: die Produktion wird als „höchst feuergefährlich“ und „explosibel“ eingeschätzt. Für Jakob Weber bedeutet dieser finanzielle Mehraufwand das Aus. Er muss sein Werk innerhalb von drei Jahren veräußern.

Köbel⁶ und Baierbach

Für den Techniker, Herrn Köbel, bietet sich mit dem Kauf der Firma die Chance, seine einschlägigen Kenntnisse nach eigenem Dafürhalten auszuprobieren. Auch für den kaufmännischen Leiter, Herrn Baierbach ist dies der Schritt in die Selbstständigkeit. Der erhoffte Erfolg bleibt aus. Im Jahr 1881 steht die Firma erneut zum Verkauf an.

5 A. Jungbluth: Die arbeitenden Menschen. Ihre Geschichte und ihr Schicksal, Köln 1984 „Bevor die heutige Schuhcreme bekannt wurde, gab es die billige Schuhwiche. Mit Speichel oder etwas Wasser verdünnt wurde sie auf das Schuhwerk aufgetragen, das nach intensiven Reiben einen schönen Glanz erhielt und das Leder pflegte. Die Herstellung der Wiche galt in einzelnen Familien als Geheimnis, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde.“

6 StadtA Schwäb. Hall R22/1. Herr Köbel arbeitete zuvor als Techniker bei der Firma Krämer & Flammer in Heilbronn und blieb der Firma nach dem Verkauf als Techniker bis in die 90er Jahre erhalten.

Metzgermeister Kaufmann aus Niederstetten

Mit Herrn Kaufmann kommt eine neue Unternehmerqualität ins Spiel. Er investiert sein in England erworbenes Vermögen in eine Firma, deren Kunde er zugleich ist. Das Brühharz, auch Metzgerharz genannt, wird zum Entfernen der Borsten bei Schweinen benutzt. Was ihn veranlasst, das Unternehmen im Jahr 1884 weiter zu verkaufen, bleibt im Dunkeln.

Tatsache ist, dass die Firma am 1. April 1885 beim Haller Amtsgericht auf den Namen ZAPF + LANG eingetragen wird.

Hugo Zapf und Wilhelm Lang werden in den kommenden drei Jahrzehnten zum Inbegriff von Gegensätzen. Kontinuität und Aufbruch, Aufschwung und Fall spiegeln das Unternehmen in seiner Zeit. Darüber sind beide in die Jahre gekommen. Über 60-jährig und ohne Nachfolger nehmen sie es nicht mehr mit schwierigen Problemen auf. Zapf + Lang wird zur Zeit des Ersten Weltkrieges in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zum Verkauf angeboten.

Dr. Gustav Opfermann

Dr. Gustav Opfermann befindet sich gerade als Frontoffizier im Unterstand, als ihm diese Anzeige ins Auge fällt. Die Verbindung zur eigenen chemischen Firma Traine & Hauff⁷ in Mainz wird von ihm aus der Ferne hergestellt, der Kauf kommt zustande, die Vertragsunterzeichnung muss in seiner Abwesenheit stattfinden.

Nach dem Krieg verwaltet er die Firma Zapf + Lang KG bis zum Jahr 1936 von Mainz aus. Der Besitzerwechsel ist an der Gesellschaftsform ablesbar. Aus der Kommanditgesellschaft wird in den 20er Jahren eine Aktiengesellschaft, die Rückführung in Zapf und Lang KG geschieht in den 30er Jahren. Den anonymen Aktienbesitzern wird inzwischen die Namensnennung der Kommanditisten vorgezogen. Der Umzug nach Schwäbisch Hall fällt zusammen mit den wirtschaftspolitischen Herausforderungen im Dritten Reich. Zur Neuorientierung nach 1945 bleibt Dr. Gustav Opfermann kaum noch Zeit. Er stirbt im Jahr 1950. Die Leitung der Firma wird von seinem Sohn übernommen.

Dipl. Kaufmann Rudolf Opfermann

Rudolf Opfermann nimmt die gesamte Situation der Firma im Kontext der allgemeinen Entwicklung in den Blick und entscheidet sich von hier aus in drei Richtungen:

- Trennung von Produkten, die sich inzwischen auf dem Markt überholt haben.
- Reaktivierung des alten Kundenstammes für traditionelle, noch gängige Produkte.

7 Dr. Gustav Opfermann war Teilhaber von Traine & Hauff, Mainz.

- Anpassung an die rasante Entwicklung auf dem Mineralölsektor. Jede dieser Entscheidungen zieht weitere Entscheidungen nach sich:
- Die Produktion von Brühharz, Leder- und Riemenpflegemitteln muss erweitert und gestützt werden. Das geschieht mit der Herstellung von Feuerlöschpulver und Industriereinigern.
- Der Mineralölhandel wird ausgegliedert.

Räumlich wird die Ausgliederung mit dem Umzug vom Wettbach in die Salinenstrasse 37 vollzogen und einige Jahre später in der Firma Oelzapf Mineraloelvertrieb GmbH verselbständigt⁸. Hinzu kommt eine TEXACO-Tankstelle.

Beliefert werden nunmehr die Endverbraucher in Schwäbisch Hall und Umgebung anstatt die Wiederverkäufer wie bisher. Diese Geschäftssparte wurde an eine norddeutsche Raffinerie verkauft und unter der Firma URANOL Mineraloelgesellschaft mbH weitergeführt. Herr Opfermann war noch mehrere Jahre deren Prokurist.

Im Jahr 1976 wird die Produktion von Zapf und Lang eingestellt. Für diese Entscheidung spricht der Umstand, daß notwendige Investitionen dem näher rücken den Ruhestand des Inhabers gegenüberstehen, einen Nachfolger aus der eigenen Familie gibt es nicht. Bis zu seinem Ruhestand bleibt Rudolf Opfermann in der Geschäftsleitung von Oelzapf GmbH.

Bis heute lebt der Name Zapf und Lang in „Oelzapf“ weiter. Schade nur, dass er eher mit einem Zapfhahn als mit seinem Namensstifter Hugo Zapf⁹ in Verbindung gebracht wird.

Die Fichtenpechsiederei

Der rauchende Fabrikschlot kündigt mit seinem *Duft, der über dem vorderen Wettbachtal lagerte und aus dem Wettbachbett aufstieg*¹⁰, vom Rohstoff selbst und vom Schmelz- bzw. Destillationsverfahren. Bis zur Jahrhundertwende ist es das Fichtenharz aus heimischen Wäldern, das den unangenehmen Geruch beim Schmelzen und den sehr unangenehmen Geruch beim Entweichen des destillierten Harzgeistes verursacht. Danach sind es Naturharze aus Indien, China, Nicaragua, den USA und Portugal, die sich als Duft in die Lüfte entäußern.

Wird die unterschiedliche Herkunft des Harzes, damit verbunden seine Wachstumsbedingungen in Klima und Boden herausgerochen? Dem Leumund nach sind alle Unterschiede aufgehoben in einem einzigen Begriff, dem *Duft, der über dem vorderen Wettbachtal lagerte* ...

Um so mehr schlägt sich der Übergang von Fichtenharz, Rüb-, Rizinus- und anderen Pflanzenölen aus der Umgebung hin zu Harz und Erd/Mineralölen innerbe-

8 Pers., R. Opfermann: Die Mineraloelprodukte werden unter dem Markennamen URANOL und als Vertragshändler der TEXACO vertrieben.

9 Persönliche Aussage von R. Opfermann.

10 StadtA Schwäb. Hall R 22/34.

trieblich als ein *Ereignis von unübersehbarer Tragweite*¹¹ nieder. Die Spirale von Bedarf und Angebot schraubt sich auf dieser Basis steil in die Höhe. Abgebremst wird diese Aufwärtsentwicklung durch die Handelssperre, den stockenden Import zur Zeit des Ersten Weltkrieges.

Durch die Krise hindurch und aus ihr heraus ist die Anstrengung darauf gerichtet, die Kunden *trotz Mangel an Harzen und hellen Ölen in ausgezeichneter Qualität zu beliefern*¹², werbend zieht die Firma den Kunden in ihre Bemühungen um seine Zufriedenheit mit ein: möge der Kunde *aus eigenem Interesse testen*, welches der Härtegrade beim *Treibriemen-Adhäsionsfett* seinem Bedarf entspreche, ob steinhart, hart oder weich¹³.

Das Austarieren des Bedarfs geht in Gleichlauf und Routine über, zur Beschäftigung mit sich selbst, die erst Mitte der 30er Jahre durch neue Perspektiven aufgebrochen wird. Forschung, Entwicklung und Produktion werden auf den größten Auftraggeber, die Reichswehr, abgestimmt.

Nach 1945 muss das gesamte Verkaufsprogramm auf seine Marktchancen hin durchleuchtet werden. Augenscheinlich haben sich manche der traditionellen Erzeugnisse inzwischen überholt, andere werden weiterhin angefragt, jedoch nicht mehr im gleichen Umfang wie zuvor. Einzig der Bedarf an technischen Ölen und Fetten für Fahrzeuge, Getriebe und Maschinen prescht unaufhaltsam nach vorne.

Was ist geschehen?

Hinter dem lärmenden Vorwärtsdrängen von Fortschritt und Technik zieht sich das alte Handwerk (u. a. die Seilerei) still und leise zurück. Mit ihm erübrigt sich auch das Zubehör (z. B. Hanfseilfett). Vermehrt gelangen Kunststoffe in den Handel, sie verdrängen Produkte auf Naturstoffbasis (u. a. das Pinselpech¹⁴). In Folge dieser Entwicklung wird eine ganze Reihe von Produkten unrentabel, nach und nach wird die Produktion eingestellt. Davon betroffen sind: Wagenfett, Hanfseilfett, Fassdichte, Baumwachs, Raupenleim, festes Brühpech, Schusterpech, Brauerpech, Blattbindepech, Schiffspech und Pinselpech. Als krisenfest erweist sich das pulverisierte Brühharz (Metzgerharz). Bei den Leder- und Riemenpflegemitteln müssen Einbußen in Kauf genommen werden.

11 Ebd. R22/34.

12 Ebd. R22/39.

13 Ebd.

14 Private Äußerung von R. Opfermann: „... bis dahin fuhr fast jede Woche ein Lastwagen voll Pinselpech vorwiegend in den Nürnberger Raum“.

Die Ursachen:

- Das Naturleder wird bis zu einem gewissen Grad vom Kunstleder verdrängt.
- Mit der *Zunahme der Direktantriebe und der Gummiriemen* geht der Bedarf an Riemenpflegemitteln zurück. *Früher wurden riesige Transmissionen mittels Lederriemen angetrieben, heute hat jede Maschine ihren eigenen Antriebsmotor*¹⁵.
- Die rückläufige Tendenz bei den Schuhpflegemitteln wird durch das Verhalten der Konkurrenz ausgelöst. Die Großhändler investieren millionenfach in die Werbung. Das Schuheputzen, an und für sich eine dem Zweck untergeordnete Tätigkeit, wird von ihnen werbewirksam zum Ereignis an sich hochstilisiert¹⁶.

Die Verkaufsliste der Erzeugnisse ist überschaubar geworden:

Lederfett und Lederöl, Melkfett, Huffett, Bodenwachs, Schuhcreme (auf Wachs-Mineralöl- und Paraffinbasis), Riemenwachs und Riemenöl, pulverisiertes Brühharz¹⁷ (auf Harzbasis).

Die Zukunft gehört dem Mineralölsektor

Für die Mischung und Abfüllung von Autoölen, Hydraulik-, Getriebe-, Zylinder-, Bohr- und Maschinenölen, Weißölen, den Autofetten und Abschmierfetten wird ein großes Schmieröllager, eine moderne Abfüllanlage und ein *dampfbeheizter 3000-Liter-Rührwerkskessel*¹⁸ angeschafft und in der Salinenstraße, nur wenige Minuten vom Wettbach entfernt installiert.

Das eigene Mischen von Ölen soll sich bald schon als unwirtschaftlich herausstellen. *Der große Mischkessel wird nur noch zur Mischung von Sägekettenölen und Auftragsmischungen für Spezialöle eingesetzt*¹⁹. Der Schritt zum Vertrieb von fertig gemischter Konzernhandelsware wird vollzogen. Damit werden die Endverbraucher im Haller Raum ab 1969 von Oelzapf GmbH neben Heizöl und Treibstoffen beliefert.

Feuerlöschpulver und Stabilex

Die Auslastung der produktiven Kapazität im Wettbach wird über einen neuen Produktionszweig abgesichert. Wie schon einmal spielt eine Anzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Schicksal. Dem Wortlaut nach wird „eine chemische

15 Pers. Mitteilung von R. Opfermann.

16 Z.B. Nigrin-Werbung mit Clownerie.

17 Im Verfahren des Pulverisierens entfällt das Destillieren und damit der üble Geruch durch den „Harzgeist“.

18 Pers. Mitteilung von R. Opfermann: „... den Autoölen werden sogenannte Additive zugemischt um die Öle hinsichtlich ihres Viscositätsverhaltens, des Schlammentfernungsvermögens oder des Schervermögens (dass der Ölfilm nicht abreißt) zu verbessern.“

19 R. O. pers.

Fabrik zur Herstellung von Feuerlöschpulver“ gesucht. Die Firma wird aktiv²⁰ und liegt damit vollkommen richtig. Dem Chemiker²¹ gelingt es neben der Rezeptur für Feuerlöschpulver auch Spezialreiniger, u. a. den Schwimmbadreiniger *Stabilex* zu entwickeln und herzustellen. Industrie- und Kommunalbetriebe werden damit beliefert.

Brühharz, Leder- und Riemenpflegemittel machen nur noch einen kleinen Teil der Produktion von Zapf und Lang aus, den weitaus größeren Raum nimmt die Herstellung von Feuerlöschpulver und *Stabilex* ein. Das hätte noch einige Zeit so weitergehen können. Das Rentenalter des Chemikers jedoch macht einen Strich durch die Rechnung. Der Firmeninhaber zweifelt, ob sich der Aufwand einer Neubesetzung, die wiederum mit dem Ausbau des Bereiches einhergeht, rechnen wird im Verhältnis zu den wenigen Jahren bis zum eigenen heranrückenden Ruhestand. Nach der Stilllegung wird das Gelände aufgelassen und zum Wohngebiet umgestaltet.

Investitionen spiegeln Zeitgeschichte

Das romantische Wettbachtal zur „Teufelsbrücke“ hinauf²² erquickt den Spaziergänger auf seiner Wanderung, linkerhand der steil hochgezogene Bergrücken, rechts das Quellwasser, gefasst zuerst, dann frei weiter laufend inmitten von urwüchsigem Wald- und Buschwerk.

Dem Unternehmer gerät die gleiche Romantik zum Verhängnis. Nachteile schlagen sich in Zahlen nieder, sie gehen eindeutig auf seine Kosten. Das beginnt bereits mit dem Bau der Fabrikgebäude. Anstatt ihre Anordnung dem Betriebsablauf anzupassen müssen sich die Bauten dem Berg und dem engen, schluchtartigen Tal fügen. Abgelegen von der Stadt muss auf den Vorteil kurzer Wege im Alltagsgeschäft verzichtet werden, es mangelt an freier, ungehinderter Anbindung an das Verkehrsnetz, das Areal bietet kaum Ausdehnungsmöglichkeiten. Dem Fabrikbesitzer bleibt nichts anderes übrig, er arrangiert sich, soweit es möglich ist, mit den Gegebenheiten.

Bis zur Jahrhundertwende reicht die einmal erbaute Fabrikanlage aus. Das ändert sich mit der Abrufung von Importwaren ab Raffinerie. Die Transportkosten sind auf Dauer ungleich höher als die für den Bau eines Gebäudes zum Stapeln der Vorräte. Die Angliederung von Büroräumen²³ entspricht dem höheren Verwal-

20 Pers. Mitteilung. FAZ, im Herbst 1959. Das Löschpulver muss in regelmäßigem Turnus ausgetauscht werden, der Umsatz ist von daher auf längere Sicht vorausberechenbar.

21 Dr. Gottschall.

22 StadtA Schwäb. Hall R22/34. „Teufelsbrücke“ heißt in Wirklichkeit „Teichelsbrücke“ und war ein Aquädukt, eine Wasserleitungsbrücke.

23 A. Maisch: Standort Schwäbisch Hall. Selbstdarstellung Haller Unternehmen im 19. und frühen 20. Jahrhundert in: *ders.* (Hrsg.): Bausteine zur Geschichte Schwäbisch Halls I (Veröffentlichungen des Städtarchivs Schwäb. Hall, Bd. 1), Schwäbisch Hall 1969, S. 39.



Abb. 1 Der Innenhof von Zapf und Lang um die Jahrhundertwende. Nach damaligem Begriff durchgeplant und gegliedert hinterlässt er beim heutigen Betrachter einen eher urigen Eindruck. (Im Hintergrund: Hugo Zapf) (StadtA Schwäb. Hall, Fotosammlung).

tungsaufwand durch den neu erworbenen Status: Zapf und Lang ...*IMPORT UND LAGER russische und amerikanische Mineral-Schmieröle* ...²⁴. Dieser Gebäudekomplex erhält sich durch Phasen aufstrebender Wirtschaftlichkeit, Krisen und Stagnation hindurch bis in die 30er Jahre hinein.

Ausgerechnet in einer Zeit, da dem Kauf von Zement und jedem Nagel ein behördliches Genehmigungsverfahren vorausgeht²⁵ müssen umfangreiche Instandsetzungsarbeiten und Neuinvestitionen getätigt werden.

Die Firma ordnet sich nach dem Bedarf ihres größten Auftraggebers, der Reichswehr. Erbaut wird ein massives Fabrikgebäude längs dem Wettbach, ein Laboratoriums- und ein Wachslagergebäude, ausserdem werden ein Arbeiteraufenthaltsraum und ein Wasch- und Duschaum eingerichtet. In der Zeit nach 1945 werden interne Umbaumaßnahmen geleistet und genützt, bis sie *fast schon wieder erneuerungsbedürftig sind*²⁶.

In einem der Fabrikgebäude wird eine Trocken-, Mahl- und Sichtanlage mit Pneumatik für die Herstellung von Feuerlöschpulver installiert. Eine Produktionshalle

24 StadtA Schwäb. Hall R22/29.

25 Zweckgebundenheit von Material in der Zeit von 1937 – 1939, R. Opfermann.

26 StadtA Schwäb. Hall R22/35.



Abb. 2 Alles spielt sich auf engstem Raum ab. Dem Berg angelehnte Nutzungsgelände und offene Zwischenlager von Fässern (StadtA Schwäb. Hall, Fotosammlung).

wird an der Westgrenze quer zum Hang errichtet und mit dampfbeheiztem Rührwerkskessel, anstelle der bisherigen Beheizung mit Holz und Kohle ausgerüstet. Moderne lange Abfülltische und fahrbare Abfüllwagen rationalisieren den Arbeitsablauf inklusive Entleerung und Verpackung in Kartongebinden²⁷.

Die Raumkapazität ist erschöpft. Lager und Versand müssen aus dem Wettbach heraus. Das neue, 40 m lange Versandgebäude, der Fuhrpark und ein Verwaltungstrakt bilden eine Einheit mit der Tankanlage und Abfüllstation in der Salinenstrasse. Die Produktion verbleibt im Wettbach. Zapf und Lang steht auf zwei Beinen, wenn auch gegrätscht. Für die Mitarbeiter bedeutet das, auseinanderdividiert zu werden in räumlich getrennte Bereiche. Dieser Einschnitt ist gravierend, er hebt sich von allen bisherigen Veränderungsprozessen ab.

In der Firma mitarbeiten ...

Die Mitarbeiter zur Zeit der Gründung haben mit Jakob Weber Pionierarbeit geleistet. Wer von ihnen auch danach in der Firma bleibt, erweitert mit Herrn Köbel die

²⁷ Vor der Kartonverpackung wurden die Dosen einzeln gestellt in Holzleistenverpackung.



Abb. 3 Hier zeigt sich das gesamte Fabrikareal in seiner kompakten Anordnung und Geschlossenheit (StadtA Schwäb. Hall, Fotosammlung).

Produktpalette, wendet sich unter der Leitung von Herrn Kaufmann ggf. verstärkt der Herstellung von Brühharz zu und wird schließlich mit seiner 10 jährigen Betriebszugehörigkeit zum tragfähigen Fundament für Hugo Zapf und Wilhelm Lang, auf dem sie weiterbauen und zugleich ihre Fühler in die Moderne ausstrecken.

Im Jahr 1892 gehört die Firma „Zapf und Lang, Fettwarenfabrik, Wettbach“ mit der Rufnummer 19 zu den ersten 25 Fernsprechteilnehmern in Schwäbisch Hall, mit ihrem Eintrag in das „Geschäftsbuch von 1901“ knüpft sie an der *wachsenden Bedeutung des neuen Kommunikationsmittels* an²⁸.

Nicht umsonst werden Hugo Zapf und Wilhelm Lang auf ihren Geschäftsreisen in den Schwarzwald, Odenwald und Bayrischen Wald als *welterfahrene Geschäftsleute gerne gesehen und sehr geachtet*²⁹. Geht doch der Bedeutungszuwachs der Firma durch den Import von Harzen und Mineralölen aus Übersee auf ihren Einfluss zurück. In einer späteren Rede werden sie dieserhalb mit dem Kompliment *Königliche Kaufleute*³⁰ bedacht. In Schwäbisch Hall erinnert man sich ihrer auf ihrem regelmäßigen Gang von der Gelbinger Gasse zum Wettbach und zurück. Wilhelm Lang, *stramm aufrecht, mit Knebelbart und goldumrandeter Brille*, Hugo

28 G. Gerstenberg: Aus der Geschichte der Post in Schwäbisch Hall, in: 350 Jahre Post, 90 Jahre Telefon Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1982, S. 3–16.

29 StadtA Schwäb. Hall R22/35.

30 StadtA Schwäb. Hall R22/35.

Zapf³¹ *untersetzt, den Zwicker auf der Nase, ein scharfer Blick, der erkennen lässt, dass man einen zielstrebrigen, energischen Mann vor sich hat.*

Unter den zahlreichen Lehrlingen, die ihre Ausbildung bei Zapf und Lang absolviert haben, ist Richard Linhardt. Mit seinem Wiedereintritt beginnen für ihn vier Jahrzehnte verantwortlicher Mitsprache als Prokurist, zuerst an der Seite von Dr. Gustav Opfermann, danach bei Rudolf Opfermann. Besonders hervorgehoben wird seine *zähe Energie* und der Einsatz zum Wohle der Firma Zapf und Lang. Sein *Arbeitsethos* habe ihn dazu *befähigt, viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu meistern*³².

Richard Linhardt ist nur ein Beispiel für weitere langjährige Erwerbsbiografien in der Firma. Mit ihm werden Mitarbeiter aus ganz unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen geehrt.

Der Vorarbeiter in der Produktion beispielsweise bewährt sich innerhalb seiner vierzigjährigen Mitarbeit mit seiner Gabe der Improvisation. In der Mangelzeit von 1939 – 1945 ist er es, der aus *ungeeigneten Rohstoffen und Ersatzstoffen* gute Waren herzustellen vermag³³.

25 Jahre lang im Versand, d. h. 25 Jahre lang Ware packen, in Kommission stellen und so verladen, daß bei der Tour kein Leerlauf entsteht. Diesem Ehrgeiz und dem Organisationstalent wird Respekt gezollt³⁴.

Der Lastwagenfahrer nimmt es im Vierteljahrhundert seiner Fahrten mit verschiedenen Lastwagen, Neubaustrecken und dem Wetter auf... *Kaum eine Strasse in Süddeutschland, die er nicht kennt ...und ...Sommers wie Wintertags heisst es hinausfahren*³⁵.

Wieviel Fett wird wohl in 25 Jahren im Gewölbe und an den Kesseln hergestellt und abgefüllt? Der Arbeiter befindet sich dort in seinem Element: feste Materie wird flüssig und heiße wird kalt³⁶.

Fast möchte man meinen, daß der Arbeitsplatz bei Zapf und Lang, einmal eingenommen nicht wieder aufgegeben wird. Dafür spricht die Dauer der Betriebszugehörigkeit und die geringen Fluktuation³⁷.

31 Ebd. Hugo Zapf übernimmt von 1924 bis 1935 die Verantwortung für Zapf und Lang, solange Dr. Gustav Opfermann von Mainz aus leitet. 79-jährig verlässt er die Firma.

32 StadtA Schwäb. Hall R22/35: Richard Linhardt. Lehre bei Hugo Zapf und Wilhelm Lang ab 1909. Wiedereintritt in die Firma im Jahr 1924.

33 Ebd.: Jakob Öthinger. Im Betriebsbüro unternimmt er die Arbeitseinteilung, schreibt die Arbeitsanweisungen und gibt sie nach Rücksprache mit dem Chef in den Betrieb. Nach 1945 trägt sein politisches Engagement als Kommunist zur Entnazifizierung seines Arbeitgebers bei.

34 Ebd.: Fritz Vogel. Darüber hinaus *legt er Hand an in der Oelabfüllung*, und zeigt sich verantwortlich für das Rohrgewirr im Keller-Tankraum.

35 Ebd.: Adolf Kuhn. U. a. Betriebsratsmitglied der Firma. Zapf und Lang verfügt als eine der ersten Firmen bereits Ende der 20er Jahre über eigenen Werkfernverkehr mit eigenen LKW's, damals vollgummibereifte und mittels Ketten angetriebene Ungetüme, s. a. StadtA Schwäb. Hall R22/41.

36 StadtA Schwäb. Hall 22/35: Gottlob Bürkle. U. a. Beigeordneter und Vertreter der Arbeitnehmer von der Z + L Unterstützungskasse eV. Vor ihm stand Herr Baumann am Kessel. Die Schutzauflagen lehnt er schroff ab, er taucht mit bloßem Arm in die Flüssigkeit und ruft so seine Hautkrebskrankung hervor.

37 Ebd. Aus einer Rede Rudolf Opfermanns am 4.9.64, Einweihung Neubau Salinenstrasse 37.

1956 umfasst die Belegschaft 52 Mitarbeiter- und Mitarbeiterinnen, 1964 sind es noch 42 Mitarbeiter, davon sind 64 % bereits länger als 10 Jahre im Betrieb beschäftigt.

In den Abteilungen

Der Auszubildende hat in jeder der Abteilungen die Chance zum Erwerb spezifischer Kenntnisse, am Ende der Lehrzeit fügen sich die Einzelteile zu einem Gesamtbild des Lehrbetriebes. Die Anzahl und Vielgestalt der Abteilungen bei Zapf und Lang verspricht darüber hinaus eine kurzweilige Lehrzeit³⁸.

Das Fachgebiet danach ...

Nach der Lehre kommt die Qual der Wahl. Bringt die Eingrenzung auf ein Fachgebiet automatisch Langeweile mit sich? Die Bewegung innerhalb eines Arbeitsgebietes ist abhängig von äußeren Umständen und vom persönlichen Engagement des Mitarbeiters. Für den einen kann sein Arbeitsplatz den regelmäßigen Gang bedeuten, einem anderen ist er Herausforderung und spannendes Experimentierfeld. Krisen und Neuorientierung rühren an Gewissensfragen.

Aufgliederung des Betriebs in einzelne Funktionsbereiche:

<i>Verwaltung</i>	<i>Lager</i>	<i>Produktion</i>
Allgemeine Verwaltung	Rohstoffe für die Produktion	Labor
Buchhaltung	Verpackungswesen	Werkstatt
Einkauf	Expedition/Versandwesen	Bauwesen
Verkauf		
Registratur		

Die Abteilungen untergliedern sich nach ihren Tätigkeitsfeldern:

Allgemeine Verwaltung:

Allgemeines, Steuern, Zölle, Versicherungen, Betriebsdurchgänge etc.

Buchhaltung:

Finanzbuchhaltung, Mahnwesen, Lohnabrechnung, Steuerwesen etc.

Einkauf:

u. a. Bestellungen, Bestandskontrolle, Inventur, Qualitätskontrolle, Rechnungsprüfung, Kalkulation ...

Verkauf:

Auftragsbearbeitung, Kundenbedienung, Erstellung der Preislisten, Werbung, Angebot, Marktforschung, Vertreterangelegenheiten, Telefonzentrale, Barverkauf, usw.

Registratur:

Allgemein, Formularverwaltung, Büromaterial, Etikettenmaterial, Werbematerial, Zentralablage, Klischee-Verwaltung, Vervielfältigungen

Prognosen, Vorgaben und Berechnungen von Arbeitseinheiten in Produktion, Labor, Expedition und Werkstatt werden mittels Arbeitsblättern erstellt, praktisch umgesetzt und im Rücklauf ergebnisorientiert abgeglichen. Abweichungen von der Norm können so schneller wahrgenommen und in weitere Überlegungen einbezogen werden.

Die vorgenannten Begriffe füllen sich mit Leben, sobald die Menschen dahinter sichtbar werden.

Da schöpft jemand Brühpech
in kleine Pappschachteln ...

eine Frau fügt mit der Pipette
Essenzen von einem Rea-
genzröhrchen in das nächste
...

Diktate werden
aufgenommen³⁹
und getippt.

Jede dieser Tätigkeiten wird durch eine Vielzahl weiterer Handgriffe ergänzt, der Handlungsspielraum erweitert sich, reicht in benachbarte Fachgebiete hinein und kann damit zum Scharnier werden, das gleichzeitig öffnet und arretiert.

Diese beobachtbare Verankerung vor Ort gibt es für den Handelsvertreter nicht. Er ist unterwegs zu den Kunden im Freiburger und Nürnberger Raum, Niederbayern um Regensburg bis Passau, Eggenfelden, Pfarrkirchen und dem Bayrischen Wald. Der Warenumsatz wird dort von ihm forciert. Sein Erfolg ist ablesbar an der Auftragslage. Gelingt es ihm, den Kundenstamm zu festigen, erschließt er neue Kunden?

Im ständigen Austausch und Informationsfluss zwischen Kundschaft und seiner Firma wird er zum Seismographen. Auch bringt er allseits frischen Wind mit.

Das alles soll mit der Stilllegung von Zapf und Lang zu Ende sein? Ein guter Teil der Mitarbeiter wurde zuvor schon von der Firma Oelzapf GmbH engagiert, manche werden noch übernommen, andere scheiden altershalber aus oder bewerben

39 Pers. Mitteilung von Rudolf Opfermann: Bereits 1937 verwendete man Diktiergeräte (Schellackplatten).



Abb. 4 Blickfang im dargestellten Standort der Fabrik sind die drei rauchenden Schornsteine. Sie eignen sich zur Assoziation mit dem produktiven Leistungsvermögen (StadtA Schwäb. Hall R 22/38).



Abb. 5 Das Segelschiff versinnbildlicht den Rohstoffimport aus Übersee. Die Firma signalisiert mit dieser Abbildung, daß sie sich ganz auf der Höhe der Zeit befindet (StadtA Schwäb. Hall R 22/38).

sich bei Firmen im Haller Raum. Gute Positionen können daraus werden, richtige Karrieren sogar.

Vom Klischee im doppelten Wortsinn

Die Klischee-Verwaltung befindet sich in der Registratur⁴⁰. Obenauf liegen die neuesten Klischees. Sie müssen schnell bei der Hand sein zum Druck von Formularen im Schriftverkehr, Etiketten und Werbematerial. Es sei denn, das Outfit stimmt nicht mehr, es vermittelt nicht mehr das, was die Firma über sich zum Aus-

40 S. unter Aufgliederung des Betriebs in einzelne Funktionsbereiche, Registratur ...



Abb. 6 *Eigenschaften und Prioritäten werden nicht mehr gesondert dargestellt, sie sind aufgehoben im schnörkellosen, nüchtern und sachlich gehaltenen Namenszug der Firma (StadtA Schwäb. Hall R 22/38).*

druck bringen will. In der Abbildung um 1880 herum zeugen stattliche Fabrikgebäude mit drei rauchenden Kaminen vom Leistungsvermögen des Unternehmens. Idyllisch inmitten der Natur gelegen werden Nutzung und Menschenwerk einmal mehr herausgestrichen. Um die Jahrhundertwende wird dieses Bild kurzfristig aufgehoben und durch die Abbildung eines Segelschiffes ersetzt. Die Firma wertet sich über den Rohstoff auf, der jetzt nicht mehr aus der heimischen Umgebung, sondern von weit, weit her kommt, u. a. von den Kolonien, aus Übersee und Portugal. Das Symbol von Fichtenzapfen im Briefkopf der 20er Jahre ist ein mehr oder weniger versteckter Hinweis auf den Grundstoff der Pechsiederei und den Zapfen im Firmennamen Zapf und Lang. In den 30er Jahren schmückt sich das Emblem nur noch über die elegante Kursivschrift der Firmensignatur. Auch diese ernüchtert sich mehr und mehr zur einzigen Aussage im Begriff: Zapf + Lang CHEMISCHE FABRIK.

Vom Material her ist das Klischee ein Druckstock für Hochdrucke. Die Abbildung wird von der Oberfläche abgenommen, alle tiefer liegenden Flächen müssen, sollen sie sichtbar sein, herausgeätzt werden. Das Klischee im übertragenen Sinne meint den Abklatsch, die unschöpferische Nachahmung, das zu oft gebrauchte, abgegriffene Wort.

Das Erforschen (Herausätzen) und Wiedergeben der lebendigen Firmengeschichte bringt die tiefer liegenden Konturen ans Licht.

Das Klischee im zu oft gebrauchten, abgegriffenen Wort, hier dem „Duft“ als einzigem Indiz für die „Pech- und Schmierfabrik“ korrigiert sich mit jedem Detail, das offen zutage tritt. Man ertappt sich immer aufs Neue dabei, daß man sich das alles ja eigentlich ganz anders vorgestellt habe.

Wilhelm German 1858–1933. Buchhändler, Verleger, Stadtarchivar und Autor in Schwäbisch Hall¹

VON RÜDIGER GERMAN

Der zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Schwäbisch Hall weithin bekannte und geachtete Bürger Wilhelm German, dem in der Nähe des „Neubaus“ der Germanweg gewidmet ist, wurde am 2. April 1858 als ältestes Kind des Buchbindermeisters Friedrich Wilhelm German und seiner Ehefrau Susanne Dorothea Magdalene geb. Ebert in Hall geboren. Seine Schulzeit ist durch Belobungskarten für Fleiß und Wohlverhalten belegt: Ab 1867 besucht er die sog. Collaboraturklasse (Vorklasse), anschließend bis 1873 die Realklassen in der Real- bzw. Oberrealschule und 1874 die gewerbliche Fortbildungsschule. Im Freihandzeichnen scheint er, wie extra hervorgehoben, eine besondere Begabung entwickelt zu haben. Sein Bruder Robert brachte es in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in den USA zu einem gefragten Portraitmaler. Hatte sich das Talent ihrer Vorfahren, der beiden Bildnismaler Andreas Rühl², Vater und Sohn († 1567, bzw. ca. 1551–1613), welche in Breslau, Krakau, Nürnberg und anderen Orten gewirkt hatten, bei den beiden Brüdern nach Generationen wieder bemerkbar gemacht?

1. Der Buchhändler

Wilhelm German trat zunächst in die Fußstapfen seines Vaters. Schon um 1870 hatte dieser, der gelernte Buchbindermeister, dem eigenen Betrieb in der Spitalstraße Haus Nr. 481 eine Buchhandlung angegliedert. Nach der Umstellung der Hausnummern auf die einzelnen Straßen in Schwäbisch Hall um 1900 bekam das Haus mit dem Geschäft die Nummer Am Spitalbach 9. In diese Buchhandlung hat sich der Sohn schon in seinen Jünglingsjahren ab 1873 als Gehilfe intensiv eingearbeitet und konnte bald seinen Vater sachkundig beraten.

Am 31. März 1875 ließ sich der Sohn vom Königlich Württembergischen Oberamt, dem Vorläufer des Landratsamts, einen Reisepaß ausstellen, gültig für Reisen im Deutschen Reich und im Ausland. Ziel der Reise war zunächst Zürich, wo er in der Buchhandlung Meyer & Zeller am Rathausplatz als Gehilfe tätig wurde. Aus dem Briefwechsel, den er regelmäßig mit seinen Eltern pflegte und der zum Teil

1 Nach Unterlagen des Stadtarchivs Schwäb. Hall, für welche ich vielmals danke. Ferner werden Akten des Familienarchivs German benützt.

2 *Thieme-Becker: Künstler-Lexikon*, Bd. 20 (1932), S. 328–329.



Abb. 1 Wilhelm German.

erhalten ist, ist ersichtlich, daß er auch aus der Ferne seinen Vater sachkundig beriet. Daneben war der junge Wilhelm mit seinen noch nicht ganz 20 Jahren auch dem Leben zugewandt. Er beschreibt die Schönheiten der Berge in der Schweiz, das bekannte Sechsiläuten in Zürich und trifft sich mit anderen jungen Leuten zum Biertrinken. In dieser Zeit nach 1875 brachte er auch seine ersten poetischen Versuche zu Papier. Diese – heute belanglos erscheinenden Ergüsse seiner „Sturm- und Drangzeit“ – veröffentlichte der gut informierte Buchhändler 1878 und 1879 teilweise in dem in Minden und Bückeburg nur kurze Zeit erscheinenden „Deutscher Dichterfreund“: z. B. „Durch Nacht zum Licht“ oder „Amaranth's Liebesahnen“ (s. Anhang Liste 1)³. Weitere Gedichte liegen handschriftlich vor, bei welchen er seine Schweizer Erlebnisse und seine Stimmungen verarbeitet. Andere Reime werden später in seine Veröffentlichungen eingebaut.

Nach den Gehilfenjahren in Zürich schließt sich noch ein Jahr Ausbildung in München in Theodor Ackermann's Hofbuchhandlung an. Zur Musterung im Juli 1878 ist er wieder in Schwäbisch Hall und wird, obwohl zum einjährig freiwilligen Dienst berechtigt, als dauernd untauglich zum Dienst in Heer und Marine ausgemustert. Bei seinen geistigen Interessen wird ihn dieser Umstand kaum getroffen haben. Auch in seiner Heimatstadt veröffentlichte er Gedichte, so in der Beilage „Haller Flora“ zum Haller Tagblatt 1880 das Gedicht „Winters Abschied“. In diesem Jahr besucht er das Schiller-Museum in Marbach am Neckar. Seine Begeisterung und Ehrfurcht gegenüber dem großen Dichter hielt der damals 22-Jährige am 30. September 1880 in folgender Widmung im Gästebuch in Schillers Geburtshaus fest: *Großer Geist, an Deiner Wiege heil'ger Stätte hab in Ehrfurcht ich geweiht.*

Die wohl sorglose und aktive Jugendzeit endet für Wilhelm German, als sein Vater 1884 nach jahrelangem berufsbedingtem Leiden (Leim!) verstarb. Die tatkräftige Witwe übernahm das Geschäft in der Spitalstraße 481 (Buchbinderei und Sortimentsbuchhandlung), der Sohn Wilhelm wurde Prokurist. In Anzeigen im Haller Tagblatt warb dieser für die Firma, z. B. *Die Buch- und Musikalienhandlung von W. German, Spezialität Photo- und lithograph. Ansichten von Hall, Vertretung der Annoncen-Expedition von R. Mosse. Buchbinderei. Ein Unzerreißbares Bilderbuch für nur 20 Pf., Brillant-Ausgabe von Briefbogen und Postkarten von Schwäb. Hall, Kochbuch, Briefmarkenalbum, Öldruckbilder, Laterna magica und Gesangbücher* werden angepriesen.

Aus der 2. Hälfte der 80er Jahre liegen handschriftliche Gedichte vor, welche er vor allem *seinem lieben Weibe* widmete. Am 11. Februar 1888 heiratete er Sophie Maria Sammet, die älteste Tochter vom Hofgut Oberlimpurg über der Stadt. In dieser Zeit scheint Wilhelm German oft mit gleichaltrigen jungen Männern in Kneipen seine Freizeit verbracht zu haben. Unter dem Namen „151er“, dessen

3 Für alle Veröffentlichungen des Autors Wilhelm German siehe LISTE 1. Das Journal „Deutscher Dichterfreund“ ist in deutschen Bibliotheken nur selten und dann sehr lückenhaft vorhanden, so daß ich von vier Gedichten kein gedrucktes Belegexemplar erhalten konnte. Diese letzteren sind in Liste 1 nach den handschriftlichen Notizen des Autors zitiert. Seitenzahlen fehlen.

Herkunft mir nicht bekannt ist, stellte diese Gruppe vervielfältigte Kneipzeitungen mit belanglosem Inhalt zusammen, darunter zur Hochzeit von Wilhelm German eine „Nachträgliche kleine Hochzeitskneip-Zeitung für unseren Freund German“. Im August/September 1890 hält sich der junge Ehemann aus gesundheitlichen Gründen (vgl. Musterung) zu einer mehrwöchigen Kur im Ort Lungern am Fuß des Brünigpasses in der Schweiz auf, um seine Anfälligkeit gegen Erkältungskrankheiten zu heilen. Seine junge Frau und seine Brüder besorgen solange den Laden. Offenbar war der Sommer 1890 sehr kalt, denn der Laden mußte selbst im September geheizt werden.

Das Jahr nach der Hochzeit ist für Wilhelm German von wichtigen wirtschaftlichen Veränderungen bestimmt. Zunächst verkauft seine Mutter, die Witwe Susanne German geb. Ebert, am 1. März 1888 die Sortimentsbuchhandlung an ihren nun 30jährigen Sohn. Ein Verkauf war die damals übliche Art der Eltern, ihren Lebensabend durch Zinszahlungen sicherzustellen. Aus dem Prokuristen wird der Geschäftsinhaber. Ein variiertes Briefkopf ersetzt den alten des Vaters: *Wilh. German, Buch-, Kunst- & Musikalienhandlung, Leihbibliothek, Buchbinderei & Papiergeschäft, Anzeigenannahme für alle Zeitungen*.

Im Jahr 1894 verkauft Susanne German nach der Sortimentsbuchhandlung auch das Gebäude Spitalstraße 481 (später Am Spitalbach 9; s. o.), ein dreistöckiges Wohnhaus, mit der Wohnung und den Geschäftsräumen an den Sohn Wilhelm. Dieser muß natürlich seine Geschwister abfinden.

Im gleichen Jahr 1894 erfüllt sich Wilhelm seinen größten Wunsch, die Gründung eines eigenen Verlags (vgl. unten). Nach der Verlagsgründung müssen wir ab 1895 zwischen dem AUTOR Wilhelm German mit seinen eigenen Werken (Liste 1) und den im „Wilhelm German's Verlag“ von ihm verlegten Büchern meist fremder Autoren (Liste 2) unterscheiden.

Die wirtschaftlichen Veränderungen führt der junge Verlagsbuchhändler zügig fort. Am 25. April 1895 kauft er von Handelsgärtner Ernst Strobel das 3-stöckige Wohnhaus im Langen Graben Nr. 981, die spätere Grabenstr. 5, neben Sanitätsrat Dr. Dürr. Dieses Haus baut er 1895 und 1900 nach seinen Bedürfnissen um, damit sowohl die Familie als auch der Verlag Platz haben. Am 4. Mai 1895 verkauft er die Buchhandlung Am Spitalbach an den Buchhändler Carl Roos. Dieser darf die Buchhandlung unter dem bisherigen Namen mit Einwilligung des Verkäufers fortführen. Im Registergericht ist diese Veränderung unter dem 21. Mai 1895 eingetragen. Im September 1897 verkauft Wilhelm German auch noch das Geschäfts- und Wohnhaus Am Spitalbach 9, in welchem früher seine Buchhandlung und Wohnung waren, an Apotheker Blezinger, der es seinerseits 1902 an den Buchhändler Ernst Richter veräußert, dessen Familie es dann Jahrzehnte besaß.

2. Der Autor (s. Liste 1)

Nach der Verlagsgründung (s. u.) wird Wilhelm Germans poetische Phase durch Prosa (Romane und historische Darstellungen) abgelöst.

Das Familienleben wird 1896 durch die Geburt des einzigen Kindes bereichert. Dieser Sohn wird als Dritter in der Generationenfolge Wilhelm getauft⁴. Seine, des Vaters, historischen Forschungen führen 1899 zur Veröffentlichung des Lebensbildes von Stefan Heuß, dem fränkischen Dichter, Bauer, Mathematiker und Buchdrucker. Ein Jahr danach schon erscheint, wie er später, in der Rückschau in einem Brief kurz vor seinem Tod, selbst schreibt, sein bedeutendstes Werk, das er dem Andenken seines Vaters widmet: die „Chronik von Schwäbisch Hall“. Diese erforderte vorher sicher sehr umfangreiche Quellenstudien. Die zeitlich etwas ungebundenere Lebensweise als selbständiger Unternehmer seit 1895 hatte vermutlich den Ausschlag zur Aufgabe der Buchhandlung gegeben, wo der Besitzer noch alle sechs Werkzeuge im Laden gefragt war.

Nach der erst zwei Jahre zuvor erschienen wissenschaftlich angelegten „Hällischen Geschichte“ von Pfarrer Gmelin⁵ in Großaltdorf, Oberamt Hall, ist die „Chronik“ ein Wagnis, obwohl beide Bücher sehr verschieden gehalten sind. Wie der strebsame und fleißige, nicht akademisch vorgebildete Wilhelm German schon in seinem Vorwort schreibt, war es ihm *hauptsächlich darum zu thun, diese Chronik volkstümlich und zu einem richtigen Haus- und Familienbuch... zu gestalten*. Dies ist ihm sicher gelungen. Die stärkste Verbreitung erfährt die „Chronik“ allerdings erst 90 Jahre später, als die Druckerei Schwend, welche die „Chronik“ schon 1900 gedruckt hatte, aus Anlaß ihres 150. Firmenjubiläums mehrere Reprint-Ausgaben herstellt. Ein Exemplar der Ausgabe von 1900 widmete der Autor handschriftlich *seiner lb. Mutter der Verfasser*. Die Mutter lebte damals bei ihrer Tochter Emma Bock in Heidelberg; der Enkel von Emma Bock, Obering. Willi Bock in Saarbrücken, hat mir dankenswerter Weise dieses Exemplar als Geschenk überlassen.

In seiner Schreiblust verfaßt Wilhelm German auch den historischen Roman „Jesus von Nazareth“, der in Übersetzung in Leiden (Niederlande) erscheint und in Schwäbisch Hall in einem Jahr drei Auflagen erfährt. Außerdem erscheint im gleichen Jahr aus seiner Feder ein „Führer durch Schwäbisch Hall (Solbad) und Umgebung“, 1906 die Erzählung über die Ritterburg Geyersburg und den Lindenhof. Ebenfalls 1906 berichtet er in der Zeitschrift „Württembergisch Franken“ über die Erbauung des Rathauses von Hall 1732–1735.

Der Phase großer wirtschaftlicher Veränderungen zwischen den Jahren 1888 und 1897 schloß der strebsame Historiker und Verleger ein Jahrzehnt wichtiger historischer Forschungen mit eigenen Veröffentlichungen (und lebhafter Verlagstätigkeit, s. u.) an. Im Alter zwischen 30 und 50 Jahren baute er noch vor dem Ersten Weltkrieg seine Existenz aus. Es waren die besten und aktivsten Jahre seines Berufslebens.

4 Vgl. R. German: Dr. Wilhelm German aus Schwäbisch Hall zum Gedenken (1896–1983). Ein Leben für den Physikunterricht, in: WFr 80 (1996), S. 219–222.

5 J. Gmelin: Hällische Geschichte, Schwäb. Hall 1896.

Die Anerkennung kommt auch aus überregionaler Quelle. In einer Rezension in der Frankfurter Zeitung Nr. 188 des Jahres 1907 schreibt L. Gold anerkennend: *Herr Wilhelm German, Buchhändler und Dichter, der in unseren Tagen die alten Chroniken seiner Vaterstadt mit Liebe und Talent fortsetzt...* Im Jahr 1910 folgt die zweite vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage seines „Illustrierter Führer von Hall“. Ein Produkt seiner historischen Studien erscheint 1914: Wieder in „Württembergisch Franken“ veröffentlicht er mit Begeisterung seine noch heute in wissenschaftlichen Kreisen anerkannte und immer wieder antiquarisch gefragte „Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende des 17. Jahrhunderts“ auf 162 Seiten. Sonderdrucke dieser Arbeit vertrieb in Kommission ab 1916 auch der Verlag J. H. Heitz (Heitz & Mündel) in Straßburg. Ebenfalls 1914 erscheint die auf Urkundenforschung beruhende Arbeit über den Buchhändler Johannes Rynmann (1460–1522) von Öhringen aus seiner Feder. Sie nennt alle damals für Rynmann gedruckten und verlegten 188 Werke. Rynmann, der ab 1491 maßgeblich auch in Augsburg tätig war und dort steuerte, wird im Augsburger Stadtlexikon mit Hinweis auf diese zusammenfassende Arbeit von Wilhelm German gewürdigt⁶.

Im Ersten Weltkrieg hat Wilhelm German sowohl die Sorge um seinen an der Front in Flandern und am Isonzo kämpfenden Sohn, als auch um seine kränkelnde Frau. Als sie am 7. Dezember 1916 stirbt, ist er auf dem Tiefpunkt. Das Haus in der Grabenstraße gehört ihm fast nicht mehr, so daß er es bald darauf verkaufen muß. Seine historischen Forschungen, auch auswärts, und der Verlag hatten zuviel Geld verschlungen. Die Inflation 1921/22 verschlingt den Rest. Trotzdem schreibt er weiter. 1920 veröffentlicht Wilhelm German seine fast 40-seitige Arbeit über „Schwäbisch Hall in der Literatur“ in seiner „Hauszeitschrift“ „Württembergisch Franken“.

Spätestens zu Beginn der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts betreffen seine Forschungen auch die eigenen Vorfahren im Schwarzwald und in der Schweiz, wie Schriftwechsel mit Pfarrämtern in Franken und in der Schweiz belegen. Erst Jahrzehnte später gelingt der Nachweis des genauen Abstammungsverlaufs. Die umfangreichen Forschungen von Gerd Wunder⁷ in den alten Büchern und Urkunden der Reichsstadt Hall zeigen, daß die Vorfahren von Wilhelm German über viele weibliche Linien begründet bis zu den ältesten Vogelmann (14. Jahrhundert) lückenlos zurückverfolgt werden können. Über diese Ahnen stammt er von den Stammsiedern Botz, Kolb, Dötschmann, Blinzig, Helbling, Georg und Klaus Müller, Matthias Mayer, Firnhaber, Seiferheld, Wetzler, Blumenhauer, Wagner, Konrad und Bastian Vogelmann und Halberg ab. Auch alle drei Harlung-Töchter zählen zu seinen Vorfahren. Hätte Wilhelm German zu seinen Lebzeiten diese lange Ahnen-

6 Augsburg Stadtlexikon, Augsburg²1998; vgl. auch die Rezension in Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte NF 23 (1914).

7 G. Wunder: Die Metzgerfamilie Seckel in Hall und Gaildorf, in: Hohenloher Heimat 6 (1954), Nr. 1; G. Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216 – 1802, Sigmaringen 1980.

reihe schon gekannt, wäre er höchst erfreut gewesen. Immer hatte er bei seinen Studien große Ereignisse und Verwandtschaft nur in fremden alten Familien kennen gelernt. Inzwischen steht fest, daß außer den Siedern viele Pfarrer, einige Künstler, Dichter, Förster, Verwaltungsleute, Lehrer, Juristen, Ärzte, Bürgermeister, Ratsherren, Schultheißen und Handelsleute, aber auch Hofbedienstete am herzoglichen Hof in Stuttgart zu seinen Ahnen und denen seiner Frau Sophie Sammet zählen. Werner Wetzel, der 1345 genannte Salzsieder in Hall, der auch in der Ahnenliste Eduard Mörikes⁸ steht, und Salzsieder Konrad Vogelmann, der um 1345 in Hall verbürgert war und in der Ahnenreihe des dänischen Königshauses steht⁹, sind die ältesten nachgewiesenen Ahnen in Hall. Außerdem sind die Familien Bornmeister, Bühel, Eisenmenger, Gräter, Helbling unter Wilhelm Germans ca. 500 namentlich bekannten Ahnen in Hall vertreten.

Ähnlich stattlich ist die Liste der Ahnen seiner Frau Sophie Maria Sammet in Ulm, Augsburg und im übrigen Bayern. Mit den Ainkürn, Bach, Bimmel, den ältesten Fugger, ferner Gienger, Haug, Ilsung, Jenisch, Langenmantel, Manlich, Ravensburger, Rehm, Sulzer und Weiß sind große und berühmte Kaufmannsfamilien und Handelshäuser vertreten¹⁰, deren nachgewiesene Abstammungslinien bis ins 12. Jahrhundert zurück reichen. Auch hier gibt es Verknüpfungen mit den Ahnenlisten Eduard Mörikes¹¹, Wilhelm Hauffs¹² und Ludwigs¹³. Die glücklicherweise in Urkunden erhaltene und jetzt ausgewertete Geschichte dieser alten Reichsstädte und ihrer Bürger (vgl. Anm. 7 und 10) erlaubt heute die Aufstellung dieser Genealogien, von welchen Wilhelm German nicht einmal träumen konnte, daß ihre Glieder zu seiner Familie zählten.

3. Der Stadtarchivar

Als im Jahr 1926 Studienrat Dr. Kost nach kurzer Tätigkeit als Stadtarchivar freiwillig auf seine Stelle verzichtete, kommt Wilhelm German als bekannter Stadthistoriker für die Nachfolge ins Gespräch¹⁴. Der Gemeinderat überträgt am 17.

8 *P. Hubert*: Die ersten Firmhaber als Siedherren und Erbsieder, in: *Suhlenfege*, H. 1 (1995), S. 7–23; *H. W. Rath*: Die Ahnen des Dichters Eduard Mörike. (Unter Mitwirkung vieler Genealogen) zusammengestellt von Else Rath-Höring, in: *Schwäb. Ahnentafeln in Stammlinienform*, Ulm 1976.

9 *G. Wunder*: Die deutschen bürgerlichen Vorfahren des dänischen Thronfolgers, in: *Archiv für Sippenforschung* (1969), S. 10–23, 88–101, 226–232, 281–292 und (1970), S. 363–373.

10 *J. Seifert*: Stammtafeln einiger Augsburger Geschlechter, Regensburg 1716 bis 1727 (Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg); *P. v. Stetten*: Geschichte der adelichen Geschlechter in der freyen Reichs-Stadt Augsburg, Augsburg 1762 (Reprint Neustadt/Aisch 1999); *A. Werner & F. Lilienthal*: Stammtafeln Bimmel, Fugger, Gienger, Haug, Manlich, Weiß, Wirsung (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg).

11 *Rath* (wie Anm. 8).

12 *Ahnentafeln berühmter Deutscher*. Herausgegeben von der Stiftung Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte in Leipzig, NF 1929/1944, hier: Bd. 2 mit AT Wilhelm Hauff, Leipzig 1933, Tfl. 2e, S. 83.

13 *W. Ludwig*: Vorfahren von Paul Ludwig (Deutsches Familienarchiv 116), Neustadt/Aisch 1994.

14 *StadtA Schwäb. Hall* 19/430, S. 130.

Mai 1926 unter Abstandnahme von geheimer Wahl dem Verlagsbuchhändler gegen eine Belohnung von vorläufig 300 M pro Jahr die Stelle des Archivars und Bibliothekars¹⁵. Die Württembergische Archivdirektion bestätigt die Übertragung des Amtes, ohne sich an den Kosten zu beteiligen¹⁶. Wie im „Gemeinschaftlichen Archiv“ festgehalten¹⁷, führte Wilhelm German schon ab 2. Mai 1926 das Tagebuch (nach den provisorisch tätigen Archivaren Günther und, ab 1925, Dr. Kost). Viele Anfragen Außenstehender zur Genealogie kann er von seinem Dienstsitz aus fachkundig beantworten.

Seine Schriftstellerei führt er weiter. Im gleichen Jahr erscheint dann nochmals ein Roman von Wilhelm German. Er hat sich den Haller-Wundermann Thomas Schweicker ausgesucht, der als armloser Kunstschreiber 1540–1602 lebte. Hier hat er Hall und seiner nächsten Wohnsitz-Umgebung, dem Gewann Rosenbühl bei der Grabenstraße, ein Denkmal gesetzt. Die 1. Auflage war schon im Erscheinungsjahr 1926 (vgl. Liste 1) vergriffen, so daß er 1927 eine 2. Auflage herstellen läßt, die allerdings bis nach seinem Ableben noch nicht verkauft war.

Gegen Ende der 20er Jahre schreibt er noch einige kürzere Arbeiten über seine Heimatstadt und deren Umgebung. Im Haller Tagblatt erscheint „Die Teuchelsbrücke im Wettbach“ (1927), in den Blättern des Schwäbischen Albvereins die „Geschichte des Neubaus in Schwäbisch Hall“ (1927), in „Württembergisch Franken“ „Die Häuser am Marktplatz in Schwäbisch Hall“ (1927), im „Schwäbischen Heimatbuch“ „Die Holzsynagoge in Schwäbisch Hall“ (1928), und wieder im Haller Tagblatt „Geschichte des Schlosses Eltershofen“ (1929) und schließlich über das Schloß von Tullau. Die letzte Veröffentlichung in dieser Reihe erscheint 1965, als Reprint von 1915: Die ganz in Mundart verfaßte Erzählung über den Marktplatz in Schwäbisch Hall „Um de Marktplatz rum“.

Dem langjährigen Vorsitzenden des „Historischen Vereins für Württembergisch Franken“, Landgerichtspräsident Friedrich Jopp verfaßt er noch einen Nachruf¹⁸. Im Jahr 1928 war er aus Anlaß seines 70. Geburtstags selbst zur feierlichen Würdigung an der Reihe. Schon beim 75jährigen Vereinsjubiläum des „Historischen Vereins für Württembergisch Franken“ am 24. September 1922 war er zum Ehrenmitglied ernannt worden. Ebenso hatte der Verein der Geflügel- und Vogelfreunde als Dank für seine Vorträge, die das Vereinsleben bereichert hatten, Wilhelm German zum Ehrenmitglied ernannt.

Zu seinem 70. Geburtstag heißt es im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel am 31. März 1928: *Der weit über die Grenzen seiner Vaterstadt bekannte Verlagsbuchhändler Herr Wilhelm German in Schwäbisch Hall, der sich um die Geschichte des Württembergischen Franken große Verdienste erworben hat, ... Neben den namentlich einzeln aufgeführten fachhistorischen Werken und den Roma-*

15 StadtA Schwäb. Hall 19/430, S. 144.

16 StadtA Schwäb. Hall 19/430, S. 161.

17 StadtA Schwäb. Hall 19/994a.

18 WFr 1930.

nen werden seine Veröffentlichungen zur Mundart gewürdigt (wie hier in Liste 1 aufgeführt). Der Bericht faßt das Wirken des Jubilars zusammen: *So sehen wir in Wilhelm German einen Buchhändler, der vielleicht mehr Gelehrter als Geschäftsmann ist, und der jedenfalls das Ideale über dem Materiellen nicht vergißt.*

Der „Historische Verein für Württembergisch Franken“ würdigt in seiner Geburts-tagsadresse im „Haller Tagblatt Nr. 78 1928“ seine zahlreichen Schriften und Vorträge und weist darauf hin, daß er *ein großangelegtes kunstgeschichtliches Werk über den Bildhauer Leonhard Kern bearbeitet*. Dieses konnte er nicht mehr abschließen. Die Unterlagen dazu stellte Jahrzehnte später mein Vater Dr. Wilhelm German auf deren Wunsch Frau Elisabeth Grünenwald zur Verfügung für ihr Buch „Leonhard Kern. Ein Bildhauer des Barock“ (Eppinger Verlag, Schwäb. Hall 1969, 56 S.). Die Herausgeber dieses Buches verweisen in ihrem Vorwort immerhin auf die Vorarbeit und das Manuskript von Wilhelm German, während die Verfasserin lediglich die „Chronik“ im Literaturverzeichnis erwähnt.

Weiter schreibt der „Historische Verein für Württembergisch Franken“ ... *hat er Zeit und Freudigkeit zu ausgedehnten Forschungen über Hällische Geschichte gefunden. Wer sich schon einmal in die alten vergilbten, oft schwer zu entziffernden Akten des Haller Archivs vertieft hat, der kann ermessen, wieviel Arbeit und Mühe, welche Unsumme von Fleiß und Ausdauer nötig war, um so reiche Ausbeute zu Tage zu fördern, wie sie Herr German uns geschenkt hat.* Schließlich wird noch angeführt, daß er langjähriger Korrespondent des Schwäbischen Merkur in Stuttgart war.

Um 1930 zieht Wilhelm German aus dem Haus in der Grabenstr. 5 ins Bürgerheim. Dort war er in unmittelbarer Nähe des Stadtarchivs.

Er war zweifellos ein fleißiger und auch guter Schriftsteller, als Verleger aber ohne Fortüne. Er hatte sein Erbe, dasjenige seiner Frau und seine eigenen Einnahmen ganz in seine historischen Forschungen und seine Verlagstätigkeit gesteckt. Seine Leidenschaft war die historische Forschung, die ihn im Laufe seines Lebens zum anerkannten Stadthistoriker werden ließ. Doch war er kein dauerhaft guter Geschäftsmann. Die beiden Pole, geschichtliche Veröffentlichungen mit breiter Anerkennung zu Lebzeiten als positive Seite, und die stete Sorge bei seiner dünnen finanziellen Decke als negative Seite, prägten seine letzten Lebensjahre.

Eine Woche vor seinem 75. Geburtstag, am Sonntag, 26. März 1933, verstarb Wilhelm German im Bürgerheim in Schwäbisch Hall. Bei seiner Beisetzung am 29. März sagte Stadtpfarrer Dr. Zink u. a., daß er ein Mann von natürlichem Frohsinn war. *Er ist der Chronist seiner Heimat geworden*¹⁹. Für den „Historischen Verein für Württembergisch Franken“ und die Stadt Schwäbisch Hall legten Pfarrer Steinhäuser, für den Verein der Geflügel- und Vogelfreunde, dessen Mitglied Wilhelm German während 45 Jahren gewesen war, Konditormeister Keefer je einen Kranz nieder. Ehrende Nachrufe erschienen in Zeitungen, während der „Historische Verein für Württembergisch Franken“ durch die Zeitumstände bedingt, seinen Nach-

19 Haller Tagblatt vom 29. März 1933.

ruf in der Vereinszeitschrift „Württembergisch Franken“ erst im Bd. 17/18 des Jahres 1936 veröffentlichen konnte. Dabei wurde hervorgehoben, daß er *eine Charakterfigur für Wissenseifrige, eine lebendige Chronik seiner Heimatstadt, daß er fast ein Menschenleben lang eine der besten Stützen des ‚Historischen Vereins für Württembergisch Franken‘ und seiner Bestrebungen war. Unermüdlich arbeitete der aus dem Buchhandel hervorgegangene Heimatforscher an der Vervollständigung seines Wissens um hällische Kultur und Geschichte und stand am Schluß seines äußerlich bescheidenen, innerlich reichen Lebens als bester Kenner dieser Dinge mit diesem gesammelten Wissen noch vielen Jüngeren hilfsbereit zur Seite. In vielen Vorträgen erzählte Wilhelm German vor großer Haller Zuhörerschaft immer wieder von mancherlei Stoffen heimatlicher Geschichte. Von seinem Wissen ist auf diese Art, wie auch durch zahlreiche Zeitungsberichte und Aufsätze, vieles ins Volk gedrungen. In opferreicher Verlagstätigkeit legte er volkstümliches Heimatschrifttum vor. In Zeitschriften wandte er sich an die weitere Öffentlichkeit und an geschichtlich und landes- und volkskundlich Interessierte. In jahrelanger Tätigkeit im Städtisch-Staatlichen Archiv in Schwäb. Hall, als dessen Betreuer, konnte er vieles für die Familienforschung Wertvolle ans Licht bringen. Überall wurden seine Standardwerke gerühmt.*

Sein breites historisches Wissen und die Fähigkeit, seinen Gegenstand verständlich und dennoch fachlich einwandfrei darzustellen, hat ihm bei der Ernennung zum Stadtarchivar, wie auch in der Wissenschaft, Anerkennung eingetragen. Er konnte dazuhin romanhaft anschaulich darstellen und so der Bevölkerung die historischen Tatsachen durch unzählige Vorträge und Veröffentlichungen verständlich machen. Die Veröffentlichungen von Wilhelm 2 German umfassen folgende Bereiche (vgl. Liste 1):

1. Fachlich – historische Themen, auch über Bauten
2. Schriften zu Buchdruckerkunst, Literatur und Heimatkunde
3. Mundartliches Schrifttum und Gedichte (tlw. als Herausgeber)

Einer seiner letzten Beiträge, ein Gedicht, ist zwar nur in der Handschrift seines Sohnes erhalten, durch die Unterschrift *Wilhelm German der Ältere* ist er jedoch eindeutig zuzuordnen. Er läßt den im Grunde seines Herzen gütigen und liebevollen Menschen erkennen. So zugewandt ist er auch auf seinem letzten Foto zu sehen, das er auf eine Visitenkarte aufklebte, auf der er (vermutlich nach seinem 70. Geburtstag) Glückwünsche ausspricht. Aus seinem Freundeskreis hat er für das Bild viel Lob erhalten.

Das vermutlich unveröffentlichte Gedicht lautet:

Ich denke Dein.

Eh' sich zum Schlummer müd die Augen senken
 Verweilt mein Geist in süßem Deingedenken,
 Und sind Gedanken schon zur Ruh gegangen,
 So hält Dein Bild im Traum mich noch gefangen.

Auch Du denkst meiner wohl zur selben Stunde
 Und Träume geben auch von mir die Kunde,
 Und jene Worte, die wir betend rufen
 Begegnen sich wohl an des Himmels Stufen.

Wilhelm German der Ältere

4. Der Verleger und sein Wilhelm German's Verlag

Am 21. Mai 1894 läßt Wilhelm German ins Handelsregister Hall den „Wilhelm German's Verlag“ (Verlagsbuchhandlung) eintragen²⁰.

Auch früher hat die Buchhandlung, schon unter seinem Vater, verschiedene Bücher in Kommission herausgebracht, teilweise zusammen mit anderen Buchhandlungen der Umgebung. Der junge Verlagsbuchhändler war daher mit dem Metier vertraut. Offensichtlich wollte er aus dem kleinen Geschäft heraus in die höhere Etage des Verlegers. Durch seine Gehilfenjahre in Zürich und München hatte er ja die größere Welt und auch größere Betriebe kennengelernt.

Der Verlag hat sich im Grunde aus der kurze Zeit später verkauften Buchhandlung Wilhelm German, Am Spitalbach, entwickelt.

Der Wilhelm German's Verlag war als ein Ein-Mann-Betrieb stets im Wohnhaus des Eigentümers in der Grabenstraße 5 (früher Langer Graben) in Schwäb. Hall untergebracht. Am 23. Dezember 1929 erfolgte nach 36 Jahren Verlagsarbeit die Löschung im Handelsregister.

Die Arbeit der Verlagsbuchhandlung läßt sich anhand von zwei erhaltenen Verlagskatalogen I und II ungefähr rekonstruieren (s. Liste 2), welche dem Verfasser aus dem Nachlaß seines Großvaters zur Verfügung standen. Diese beiden Kataloge existierten auch zu Lebzeiten des Verlegers wohl nur in diesen Einzelexemplaren, jetzt im Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Sie waren sicher nie zur Veröffentlichung gedacht, sondern dienten wohl dem Verleger als „Handexemplare“. Wenn ich mich jetzt zur Veröffentlichung entschlossen habe, so deshalb, um eine Gesamtwürdigung der Verlagsarbeit des „Wilhelm German's Verlag“ zu ermöglichen. Gleichzeitig kann dies auch als ein Beitrag zur Verlagsgeschichte unsres Landes an einem kleinen Ein-Mann-Verlag angesehen werden.

In diesen Katalogen sind insgesamt 124 (82+42) Titel aufgeführt, welche Musikalien, historische Schilderungen (teilweise in Romanform), praktische Ratgeber, regionale Geschichte, mundartliche Gedichte, Postkarten, Bilder und auch neun Titel aus der Feder des Eigentümers des Verlags umfassen.

Katalog I ist weitestgehend handschriftlich geführt und anfänglich alphabetisch verfaßt. Er umfaßt etwa die Zeit bis 1906/07. Neben Verfasser, Titel, Auflage und Erscheinungsjahr sind auch das Format der Bücher und die Preise angegeben. Diese Preise haben sich im Laufe der Verlagsgeschichte – nicht nur durch die In-

20 Registergericht Schwäbisch Hall GRII 2468/00, S. 268.

flation in den 20er Jahren – wiederholt verändert. Auf die Wiedergabe von Format und Preisen aus beiden Katalogen wird nachstehend verzichtet. Einige Titel scheinen nachträglich in leere Zwischenräume des Katalogs gesetzt worden zu sein.

Katalog II ist weder nach alphabetischer Reihenfolge der Verfasser noch streng chronologisch verfaßt. Häufig handelt es sich um eingeklebte Titel, welche wohl aus dem Kopf von Rezensionen stammen. Nachträge und Streichungen kommen vor. In welcher Zeit diese beiden Kataloge zusammengestellt worden waren, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Vielleicht ist manches auch vom Verleger aus der Erinnerung nachgetragen worden, denn gelegentlich fehlen ältere Angaben, z. B. zur 1. Auflage. Die Innenseiten der Katalogdeckel enthalten eine Rabatt-Tabelle, Formatbezeichnungen der „Täglichen Bibliographie des Börsenblattes“, ferner eine Anlage von einigen Autorennamen und die Verkaufspreise der Zeitschrift „Württembergisch Franken“, Neue Folge Bd. 2–14 von Dr. Zeller.

Der Druck der Bücher erfolgte, soweit der Verfasser dies aus erhaltenen Werken feststellen konnte, größtenteils bei Fr. Schwend in Schwäbisch Hall. Über die Höhe der Auflagen ist mir nichts bekannt. Der Erscheinungsort ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Schwäbisch Hall (in Liste 2 nicht extra angegeben).

Die nachstehend aufgestellte Liste der Veröffentlichungen des Wilhelm German's Verlag ist aus den genannten Gründen unvollständig und entspricht nicht den Ansprüchen an moderne Literaturverzeichnisse. Sie ist gegenüber den Originalen in den Verlags-Katalogen I und II insoweit verändert, als nur die Verfasser (wie dort angegeben), der vollständige Titel, soweit vermerkt die Seitenzahl, die Auflage und das Erscheinungsjahr genannt werden. Werke, welche in Kommission verlegt oder deren Verlagsrechte später verkauft wurden, sind angegeben.

Die Hauptänderung in der nachstehend aufgeführten Liste gegenüber den Originalen besteht in der alphabetischen Reihenfolge der Autoren, bzw. Veröffentlichungen. Beide Kataloge werden zusammengefaßt. Der Verfasser sah keinen Sinn in der unveränderten Wiedergabe wie in den Originalen, da sonst nur durch mühsames Suchen eine gewünschte Veröffentlichung gefunden werden könnte. Eine werkgetreue Wiedergabe wie in der Literatur oder bei der Drucklegung von Briefwechseln scheint mir bei dieser erstmals zusammenfassenden Darstellung fragwürdig. Die teilweise ungewöhnlichen Abkürzungen sind buchstabengetreu aus den beiden Originalkatalogen übernommen.

Die Werke des Verlags umfassen – abgesehen von seinen eigenen Büchern – vor allem praktische Ratgeber und Musikalien, also Druckerzeugnisse, welche zeitlos weite Kreise ansprechen konnten. Besonders bemerkenswert ist der Gedichtband des Dichters Christian Wagner „Ein Blumenstrauß“. Dieses Büchlein ist 1906 in 1. Auflage erschienen, sechs weitere Auflagen folgten bis 1918. Im Haller Tagblatt inseriert Wilhelm German mit dem Text: *Eine der sinnigsten und gediegensten Gaben für das Jungfrauengemüt.*

Auch die in Mundart geschriebenen und von Wilhelm German aus dem Frankenland gesammelten und selbst zusammengestellten Geschichten in den „Haller Doovelich“ und in „Ätsch Gäwele“ haben mehrere Auflagen erzielt. Die hand-

schriftlich in seinen Belegexemplaren erhaltenen Notizen zeigen, daß er laufend an einer Verbesserung und Erweiterung arbeitete. Über „Ätsch Gäwele“ erhielt er sogar eine Bestellung aus Brüssel.

Mit dem Jahr 1929 beendete er seine Verlagsarbeit. Am 22. und 29. Juli verkaufte er durch Briefwechsel Schwäbisch Hall-Lorch seine Buchbestände an den Verlagsbuchhändler Karl Rohm in Lorch. Die bisherige Firma „Wilhelm German's Verlag“ ging nach § 8 des Vertrags nicht auf den Käufer über. Sie wurde im Handelsregister beim Amtsgericht Schwäbisch Hall am 23. Dez. 1929 gelöscht (s. Eintrag bei der Verlagsgründung am 21. Mai 1894 in Hall).

Am 31. August 1929 erfolgte ein weiterer Verkauf eines Verlagsteils, und zwar an Wilhelm Hermann in Schwäbisch Hall. Bei evtl. weiteren Auflagen von „Haller Doovelich“ verzichtete der Verkäufer auf seine Autoren-Honorare. Da im Wilhelm German's Verlag viele Musikalien erschienen waren (s. Liste 2), stand der Verlag mit der Firma Gustav Brauns & Oscar Brandstetter, Musikaliendrucke, in Leipzig in Geschäftsbeziehungen. Diese Geschäfte wurden vom 29. November 1929 bis 23. Oktober 1931 brieflich abgewickelt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß der Wilhelm German's Verlag über ein breites Spektrum an Veröffentlichungen verfügte und dadurch viele Zeitgenossen aus allen Schichten der Bevölkerung angesprochen hatte. Er war ein solider Vertreter für seine hohenlohische Heimat und er leistete in den Jahrzehnten seiner Existenz viel für die Heimatkunde dieser Region. Nur dadurch, daß sich der Verleger energisch und idealistisch aus Freude an der Literatur mit seiner ganzen Arbeitskraft und seinem Vermögen für die Sache eingesetzt hatte, konnte der Verlag damals noch in der Provinz existieren.

Nachdem früher von den verschiedensten Seiten ehrenvolle, doch lediglich kurze Würdigungen von Teilaspekten des Lebens von Wilhelm German erfolgten, wird hier versucht, eine abgerundete Sicht seines gesamten Lebens darzustellen. Sein 70. Todestag im Jahr 2003 und sein 150. Geburtstag 2008 erscheinen Grund genug, dieses Mannes zu gedenken, welcher in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts viel zur Verbreitung des Wissens um die Geschichte von Schwäbisch Hall und seiner Umgebung geleistet hat.

Liste 1

Veröffentlichungen des Autors Wilhelm German (1858–1933)

- 1878 Durch Nacht zum Licht. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, 1. Jg. Nr. 3, S. 45, Minden 1. 11. 1878.
- 1879 Thränen. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 3?.
- Des Winters Abschied. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 9?.
 - Von ernsten Mühen. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 10?.
 - Die Rose und die Lotosblume. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 11?.

- Amaranth's Liebesahnen. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 18, S. 143.
- Die Erschaffung der Rose. Gedicht. Deutscher Dichter-Freund, Nr. 20, S. 157.
- 1880 Des Winters Abschied. Gedicht. Haller Flora, Belletristische Beilage zum Haller Tagblatt Nr. 11, Sonntag, 14. März 1880.
- 1896 Ba da Haller Doovelich. Gedichte, Erzählungen und Redensarten in Haller Mundart. IV, 109 S., German's Verlag, Hall 1896.
- 1899 Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Heuß. Ein Lebensbild. 44 S., German's Verlag, Schwäb. Hall 1899.
- 1900 Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Haus- und Familienbuch in vielen Bildern u. einer Karte. 367 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1900.
- 1904 Jesus von Nazareth. In der Form des historischen Romans. XVI, 144 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1904.
 - dto 2. und 3. Auflage Schwäbisch Hall 1904.
 - Übersetzung (o. J.): Jezus van Nazaret. Een levensbeeld. Uit het Hoogduitsch door M. van Kleeff. 207 S., Leiden o. J.
 - Führer durch Schwäbisch Hall (Solbad) u. Umgebung.? Abb., 1 Taf. u. 1 Karte. 56 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1904.
 - dto. 2. A. 1910.
- 1906 Die Erbauung des Rathauses in Schwäbisch Hall 1732–1735. Württembergisch Franken Neue Folge (WFr NF) 9, S. 61–80, Schwäb. Hall 1906.
 - Was uns die Geysersburg erzählt! Die Geschichte dieser Ritterburg und des dazugehörigen Bauernhofes des Lindenhofes. IV, 153 S., 10 Bilder, German's Verlag Schwäb. Hall 1906.
- 1907 Haller Doovelich. 112 S., 2. A. Schwäb. Hall 1907.
 - Ätsch Gäwele! Allerhand lustichs und anderes aus'm Frankenland. German's Verlag Schwäb. Hall 1907.
- 1908 Ätsch Gäwele! 2. A. Schwäb. Hall 1908.
- 1909 Ätsch Gäwele! 3. A., 179 S. 1 Abb., Schwäb. Hall 1909.
- 1910 Illustrierter Führer von Hall. 2. vollst. umgearb. u. bedeutend vermehrte A., 90 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1910.
- 1914 Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende des 17. Jahrhunderts. VII, 162 S., 20 Abb., WFr NF 11, S. 1–162. Schwäb. Hall 1914.
 - Der Buchhändler Johannes Rynmann von Öhringen 1460–1522. Württ. Vierteljahresh. f. Landesgesch., NF 23, S. 155–195. Stuttgart 1914.
 - 1915: Um de Marktplatz rum. Schwäb. Heimatbuch Bd. 3, S. 68/69, Stuttgart 1915.
 - Wui isch's am schönste off der Welt. Gedicht. Schwäb. Heimatbuch Bd. 3, S. 70, Stuttgart 1915.
 - Nächelich. Gedicht. Schwäb. Heimatbuch Bd. 3, S. 71, Stuttgart 1915.
- 1916 Geschichte der Buchdruckerkunst (s. o. 1914) bei J. H. Ed. Heitz, Straßburg 1916.

- 1919 Schwäbisch Hall in der Literatur. WFr NF 12, S. 3–42. Schwäb. Hall 1919.
- 1920 Haller Doovelich (s. o. 1907), 95 S., 3. A. 1920.
- 1925 Hermann Müller: Komburg m. Kleinkomburg u. Steinbach. 4. von Wilhelm German umgearbeitete Auflage. 31 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1925.
- 1926 Im Rosenbühl. Auf Thomas Schweikers des Wundermanns Spuren. Roman. 108 S., German's Verlag Schwäb. Hall 1926.
- 1927 dto. 2. A. Schwäb. Hall 1927.
- 1927 Die Häuser am Marktplatz in Schwäbisch Hall. WFr 14, S. 14–34, Schwäb. Hall 1927.
- Geschichte des „Neubaus“ in Schwäbisch Hall. Bl. d. Schwäb. Albver. 39, 251–254. Stuttgart 1927.
 - Die Teuchelsbrücke am Wettbach. Haller Tagblatt Nr. 255. Schwäb. Hall 1927.
- 1928 Die Holzsynagoge in Schwäbisch Hall. Schwäb. Heimatbuch S. 30–35. Stuttgart 1928.
- 1929 Geschichte des Schlosses Eltershofen. Haller Tagblatt Nr. 52, 9. März 1929.
- 1930 Landgerichtspräsident Friedrich Jopp. Nachruf. WFr 15, S. 8–9, Schwäb. Hall 1930.
- Das Schloß von Tullau. Haller Tagblatt ca. 15/16. August 19??.
- 1965 Um de Marktplatz rum. Haalquell, 17. Jg., Nr. 9, S. 36, Schwäb. Hall 1965.
- 1988 Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung. (s. o. 1900), Nachdrucke 1988, 1989 und 1991, Fr. Schwend Schwäb. Hall.

Liste 2

Verzeichnis des Wilhelm German's Verlag

- Abel, Fr.*: Hohenlohisch-fränkischer Liederschatz. Hrsg. von Freunden des Volksgesanges. 71 S., 1903 (Kommissionsverlag). Von M. Rückert's Buchdruckerei, Gerabronn, zu beziehen.
- Aesop'sche Fabeln*. 6. Aufl. (1895 an F. Loewe-Verlag Stuttgart verkauft).
- Album von Schwäbisch Hall*. 16 Bilder in Photogr., 3. Aufl. 1894, in Leinwanddecke. (an Seyboth, Aug. in Hall verk. 1890).
- Anleitung zum Hand-, Maschinen- & Kleidernähen* f. Frauenarbeitsschulen, sowie zum Selbstunterricht. Zusammengestellt v. d. Lehrerinnen der Frauenarbeitsschule. 48 S. 1. Aufl., 2. Aufl. 1894, 3. Aufl. 1897, 4. Aufl., 5. Aufl. 1904, 6. Aufl. 1905, 8. Aufl. 1906, 16. Aufl. mit Tafel 1912.
- Auberlen, L.*: Grüße aus dem schönen Kochertale. Neue Badsaisonpolka für Klavier.
- Balluf, Stadtpl. Josef*: Die Rathausssäle in Schwäbisch Hall. 1906; 2. Aufl. 30 S. m. 2 Abb., 1913; 3. Aufl. mit 2 Bildern 1925.

- Bandtel, J.*: Einfache Buchführung f. gewerbl. & kaufm. Fortbildungsschulen, sowie f. Frauenarbeitsschule. 4. Aufl. v. Rekt. J. G. Mailänder: „Buchführung“ neubearbeitet. 127 S., 1903.
- Blezinger, Th.*: Über Iridin. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kohlehydrate der Irideen. 20 S., 1892 (Kommissionsverlag).
- Blezinger, Dr. Th.*: Umsatztagebuch für Apotheker. 79 S., 2. Aufl. 1898 (Kommissionsverlag).
- Brand v. J.* 1680 in der *Gelbinger Gasse*. Kupferstich 1926.
- Brandt, Elsa*: Neuer Briefsteller für Fräulein. (Neue [Titel-]Ausg.) 62 S., 1915.
- Cajetan, Wilhelm*: Um den Messias. Der Tragödie letztes Kapitel. 78 S., 1904. Unter der Titel-Auflage Schirmer Pfr. Wilh. Cajetan: Jesus & Judas. Der Tragödie Jesu letztes Kapitel. Mit 1 Titelbild nach d. Gemälde v. C. Aug. Geiger. 1906.
- Cron, Adolph*: Beschreibung des Sieder-Tanzes zu Schwäbisch Hall. 4 S., 1904.
- Dethlinger, E.*: Formularsammlung für Parteischriften im Verkehr mit den Amtsgerichten in Zivil-, Konkurs- und Strafsachen, nebst erläuternden Bemerkungen. Unter Berücksichtigung der neuen Prozeßgesetzgebung bearbeitet u. erweitert v. Landger. Sekr. Carl Haaser. 264 S. 1900? 3. Aufl. 1910, 4. Aufl. 1910.
- Deuschle, Hans*: Frühlingserwachen. Lied f. 1 Singstimme. 1894.
- di Ceseta, Hugo*: Über die Oxydationsprodukte der Oxyäzelainsäure. (Kommissionsverlag).
- Dienstbotenbuch* für den Oberamtsbezirk Hall. Unter Mitwirkung d. K. Amtsgerichts u. des landw. Bezirksvereins herausgegeben. 2. vollständig umgearbeitete Auflage.
- Dr. Faust in Hall*. Bild.
- Dürr, San. R. Dr., Hall*: Zur Geschichte der Haller Münzstätte und des Hellers. 57 S., 1922. (Vortr., gehalten bei der Hauptversammlung d. Histor. Vereins f. Württ. Franken, Sept. 1920).
– Die Haller Personenmedaillen und Gedenkmünzen als geschichtliche Denkmäler aus Halls Vergangenheit. (Vortr., gehalten bei der Hauptversammlung d. Histor. Vereins f. Württ. Franken, Juni 1919, mit Ergänzg. bis 1922. [Aufgest.] Schwäbisch Hall: W. Germans Verlag [1922]. S. 7–57 mit Abb., Tafel) [Sonderabdruck].
- Entfernungskarte vom Oberamt Hall*. 1924.
- Eyth, Ludwig*: Der Bezirk Künzelsau in alter & neuer Zeit. Ein Beitrag zur Volks- & Heimatkunde. Den Freunden der Heimatkunde dargereicht. 222 S., mit Abbdg., 1909. (20. Juni 1913 an Fr. Breuninger, Künzelsau, verkauft).
- Felleisen, Prof. Dr. G.*: Die Limpurg bei Schwäbisch Hall. Mit 1 Plan & 2 Bildern. 1905.
- Foerster, Rud.*: Im Pinienhain. Text von Joh. Friedmann, op 234. Ital. Walzerlied für Klavier, 1894.

- Frank, Leonhard:* Hermann Büschler, der Stättmeisterin zu Schwäbisch Hall. Roman, 254 S., 1922.
- Franz, Robert:* Der Schenk von Limburg für 1 Singstimme m. Pfte.. 1909.
- Freihofner, J. G.:* Kinderbuch. 7. Aufl. (1895 an F. Loewe-Verlag Stuttgart verkauft).
- Fromlet* (Finanzamtman): Die unter dem Namen Bethe in der Reichsstadt Schwäbisch Hall erhobene Vermögenssteuer. 1904.
- Fromlet* (Finanzamtman): Hallische Dorfordnungen. 1904.
- Geiger, Eugen:* Nelken für Dich! (Nächelich for Di!). Prosa und Poesie in Haller (Hohenloher) Mundart. Mit Bilderschmuck [im Text u. auf 1 Taf.]. 2. verm. Aufl., 46 S., 1922.
- Gerhard, W.:* Von Cyrene nach Golgatha! Geschichtliche Erzählung. 4. umgeänderte Aufl. v. „Jesus von Nazareth“. 138 S., 1912.
- German, Wilhelm:* Ba da Haller Doovelich. Erzählungen, Gedichte & Redensarten in Haller Mundart. 109 S., 1896; 2. Aufl. Haller Doovelich, 112 S., 1906; 3. Aufl. 95 S., 1907.
- German, Wilhelm:* Der fränkische Dichter & Bauer, Mathematiker & Buchdrucker Stefan Heuß. Ein Lebensbild. 44 S. mit 1 Bild. 1899.
- German, Wilhelm:* Chronik von Schwäbisch Hall & Umgebung von den älteren Zeiten bis zur Gegenwart. Haus- & Familienbuch mit vielen Bildern & 1 Karte. 1900.
- German, Wilhelm:* Führer durch Schwäbisch Hall (Solbad) & Umgebung. 56 S. m. Abbildungen, 1 Tafel & 1 Karte, 1904; 2. vollständ. überarb. & bedeutend vermehrte Aufl.: Ill. Führer von Schwäbisch Hall (Solbad) & Umgebung. Mit 8 Bildern, Stadtplan & Karte der Umgebung. 92 S., 1910.
- German, Wilhelm:* Jesus von Nazareth. In der Form des historischen Romans. 144 S., 1904. 2. und 3. Aufl. unter dem Titel: Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. 1904.
- German, Wilhelm:* Was sich die Geyersburg erzählt! Die Geschichte dieser Ritterburg & des dazugehörigen Bauernhofs, des Lindenhofs. 153 S. mit 10 Abb., 1906.
- German, Wilhelm:* „Ätsch Gäwele!“ Allerhand Lustichs und anders aus'm Frankenland, aus de Omerämder Oehringe, Craalse, Gaaldorf, Gärabrunn, Hall, Hallbrunn, Künzelse, Merchedool, Neckersulm und Weißbach. von C. Bär, E. H. Bauer, Konrad Beißnachel u. a.. 162 S. m. 1. Abb., 1907; 2. vermehrte Aufl., 179 S. m. 1 Abb., 1908; 3. vermehrte Aufl. [1909].
- German, Wilhelm,* Verlagsbuchhändler: Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende d. 17. Jh. Mit 20 Abb., 162 S., 1916. In Komm. bei J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg.
- German, Wilhelm:* Im Rosenbühl. Auf Thomas Schweickers d. Wundermanns Spuren. Roman. (111 S.) 1926 [2. Aufl. 1927].
- Gerok, Karl:* Gebetbuch für d. häusl. Andacht. 736 S., 1896. Hermann Seemann Nachf. Berlin. (1899 an J. Rath, Backnang, verkauft).

- v. *Geupp, Major*: Die warnende Ahnfrau oder die letzten Tage der Geyersburg. Erzählung. 3. Aufl. 1892 (Bibl. vaterl. Volksbücher), 160 S. (vergriffen, aber in German, W.: „Was uns die Geyersburg erzählt“ enthalten.).
- Greiner, Fr.*: A Sträußle für Di! Gedichte aus dem Schwabenland. 97 S., o. J. (vergr.!) (1905 an den Verfasser das Verlagsrecht zurückgegeben).
- Gross, Cond. Adolph*: Aus der Praxis für die Praxis. 40 S. m. Abb., 1905; 2. Aufl.: Rezeptbuch. 47 S., 1905 (Kommissionsverlag).
- Hachtel, Stadtpr. E.*: Die Helden der Reformation in Bild und Wort. 2. durch „Ulrich Zwingli“ verm. Aufl. v. „Nach Jahrhunderten“. 100 S. mit 7 Bildnistaf., 1914.
- Hackl, Dr. Max*: Vom Fräulein zur Frau! Praktischer Ratgeber für junge Frauen und Mütter. 31. [Titel-]Aufl., 160 S., 1913.
- Hahn, H.*: Entwurf zu liturgischen Gottesdiensten. Mit Noten. Zur Einlage im Gesangbuch.
- Hahn, H.*: Vom Unterland! Mundart, Sitten & Gebräuche, 2. Ausgabe (der Skizzen aus dem Frankenland). IV, 114 S., 1884.
- Hamburger, Dr. Hans*: Der Staatsbankrott des Herzogs. Wirtemberg nach Herzog Ulrichs Vertreibung & die Reorganisation des Finanzwesens. Ein Beitrag zur wirtembergischen Finanzgeschichte in den Jahren 1503–1531. 78 S., 1909; 2. Ausgabe unter dem Titel: *Hamburger, Dr. Hans*: Würthemberg unter Herzog Ulrich, unter dem Schwäbischen Bund und unter österreichischer Herrschaft. Nach archivalischen Quellen. 78 S., 1912.
- Hausser*: In Schwäbisch Hall & seiner Umgebung. 2. Aufl. (Kommissionsverlag) (vergriffen!).
- Hebber, E.*: Führer durch Schwäbisch Hall. 1897 (Kommissionsverlag).
- Heinz, S.*: Des Bürgermeisters Töchterlein. Ein Sang aus Nürnberg.
- Hermann, Karl*: Auf Wiedersehen! Der Kaiser ruft! für Singst. m. Pfte., 1916.
- Hoffmann, Franz*: Die Geißmutter. 5. Aufl. (1895 an F. Loewe-Verlag Stuttgart verkauft).
- Hoffmann, L., Prof.*: Der Schwarze v. Orlach: Der Heiratsdooch, D' Hochzeit, D' Kindsdaaf, In der Vorsetz. Volkssage & Volksleben. 2, (Titel-) Ausg., 93 S., 1896. (In 1. Ausgabe unter dem Namen L. Hoffmann = Nesselbach erschienen).
- Horlacher, G.*: Neues über das Mädchen von Orlach. Mit dem Bilde des Mädchens und des Hauses. [auf 2 Taf.]. 56 S., 1921.
- Jaeger, Dr. M.*: Ins Eismeer. Eine Sommerfahrt. 30 S., 1912 (in Kommission). 1913?
- Jaeger, E.*: Eine Reise nach Ostasien, China & Japan. Tagebuch eines Schiffarztes. 111 S., 1900 (Kommissionsverlag).
- Jaeger, M. Dr.*: Eine Orientreise. 48 S. mit 7 Bildern. 1899.
- Kaulbersch, :* Melodien für Violine. o. J.
- Kaulbersch, Bernhard*: Glück, und Ragitrud's Krone, für Tenor mit Pfte. o. J. – Sechs Lieder für 1 Singstimme mit Pfte. o. J.

- Kaulbersch, Bernhard.*: Aus der Jugendzeit. Komposition f. Pfte. 1908, Band I 1910.
- Kaulbersch, Bernhard.*: Gebirgslieder für Klavier mit vollständigem Text nebst einem Anhang Schnaderhüpfel. Herausg. v. B. K., Band I, 1910.
- Kaulbersch, Bernhard.*: Gebirgslieder f. Z. mit vollständ. Text nebst e. Anhang Schnaderhüpfel. Bd. I, 1912.
- Kaulbersch, Bernhard.*: Aus dem Soldatenleben. Militärisches Potpourri. Mit dem Text der beliebtesten Soldatenlieder [für Klavier]. 1917.
- Kaulbersch, Bernhard.*: Großmütterchen-Gavotte für Pfte., 1917 – Hirten-Traum. Weihnachts-Fantasie für Pfte., 1917 – Klavieralbum. Vom Leichten zum Schweren. Mit Fingersatz. Heft 3 und 4, 1917 – Neue Tänze f. Pfte. in leichter Spielart m. Fingersatz. 1917 – Stücke f. V. od. Vcello m. Pfte.: Festklänge – Weihnachtsklänge. 1917.
- Kaulbersch, J.*: Tanzalbum für die Jugend & Erwachsene. Originalkompositionen für Klavier, Heft I. 2. Aufl. 1892, 3. Aufl., 4. Aufl., 5. Aufl. 1905, 11. Aufl. 1919, 12. Aufl. 1920.
- Kaulbersch, J.*: Tanzalbum für die Jugend & Erwachsene. Kompositionen für Klavier, Heft II. 1. Aufl. 1891, 2. Aufl. 1897, 3. Aufl., 4. Aufl. 1905, 5. Aufl. 1905.
- Kaulbersch, J.*: Zither-Album. Heft I. 50 Tänze, Märsche, Volkslieder & Choräle. 2. Aufl. 1892, 3. Aufl. 1897, 4. Aufl.
- Kaulbersch, J.*: Zither-Album Heft II. 42 Silcher'sche Volkslieder mit Text. 1. Aufl. 1894, 2. Aufl.
- Kaulbersch, J.*: Zither-Album Heft III. 62 Choräle, Festlieder & Trauergesänge. 1894.
- Kaulbersch, J.*: Tanz – Album für Violine & Piano, Flöte und Piano, 2. Violine, 2 Violinen & Piano, 2 Violinen, Flöte & Piano (Hausorchester). 1896; 2. Aufl. 1921.
- Kaulbersch, J.*: Album von Volksliedern fürs deutsche Gemüt. Für Klavier mit vollständigem Text. 63 S., 1902, auch unter dem Titel: (*Silcher-Album für Klavier... s. d.*).
- Kaulbersch, J.*: Tanz-Album f. d. Jugend & Erwachsene. Heft IV, 5. Ausg. f. Pft., 1909.
- Kepler, R. E., C. Riesel, F. Kononska, H. Schmidt & B. ?raubress?*. 56 S., 1910 [tlw. verdeckt/überklebt].
- Kerner, Justinus.*: Geschichte des Mädchens von Orlach. Mit e. geschichtlichen Rückblick d. Verfassers auf ähnl. Vorkommnisse im Altertum, einschl. derjenigen in der Hl. Schrift. Literar.-gesch. Anhang v. Wilh. German. 2. Auflage m. d. Spuk v. Sigmarswangen verm. Auflage. Mit 2 Bildern. 117 S., 1904; 3. Aufl., 56 S., 1919; 4. Aufl. 1921.
- Kerner, Justinus.*: Geschichte des Mädchens von Orlach. Nebst einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse. Mit 2 [eingedr.] Bildern. 4. umgeänd. Aufl., 56 S., 1921.

- Kerner, Justinus*: Die Seherin von Prevorst. Als Auszug bearbeitet v. Pfr. Thdr. Rohleder. 2. umgearb. Aufl.. Mit e. Umschlagbild „Die Seherin im Geisterturm zu Weinsberg“ v. G. Schmidt; 4. Aufl. 1923.
- Kilometerzeiger des Oberamts Hall*. Gefertigt von Oberamtsbaumeister Kauffmann, 1906.
- Lichtdruck von Hall*.
- Loewicke, R.*: Knackmandeln. (1895 an Hohenholz Verlag Berlin verkauft).
- Maier-Streib, Sophie*: Anleitung für den Hausgebrauch, Bettfedern zu waschen, entfetten, bleichen, desinfizieren & geruchlos zu machen, nebst Anleitung zur Behandlung des Roßhaars. Mit einem Anhang. 1.–(6. Aufl. 1899).
- Mailänder, G.*: Buchführung f. Fortbildungsschüler. 3. Aufl., 91 S., 1893. Jetzt *Bandtel, J.*: Buchführung [s. S.18].
- Mailänder, J. G.*: Muster von Geschäftsaufsätzen & Geschäftsbriefen f. männl. & weibl. Fortbildungsschüler mit ersten Aufgaben. 1. – (4. Aufl. 1899).
- Marsch & Tanz der Salzsieder zu Hall* aus dem 15. Jahrh.. 2. Auflage als Klavierkomposition von H. Deuschle.
- Mensch, G.*: Kongo der Löwentöter (verkauft an?).
- Müller, H.*, Finanzrat: Komburg mit Kleinkomburg & Steinbach. 3. umgearb. Aufl., 38 S. mit 10 Bildern & Plan. 1919; 4. umgearb. Aufl., 31 S. mit Bildern & Plan. 1925.
- Musterbuch für Frauenarbeitsschulen* im Anschluß an die „Anleitung“ [vgl. *Maier-Streib, Sophie*].
- Noopf, Ambrosius*: Der Michel haiert! Lustspiel in 4 Aufzügen. 38 S., 4. Aufl. 1913. (1914 verkauft an Hohenlohe Buchb. (F. Rau), Öhringen).
- Norden, Fr.*: Die Rache der Haller Stättmeisterin. Eine Erzählung aus Halls Vorzeit. 2. Aufl. 1894 (Bibl. vaterländ. Erzählungen Bd. II). 159 S., auch unter dem Titel: *Norden, Fr.*: Hans v. Stetten und die schöne Agathe.
- Orlach*, Photographien. 1896.
- Panorama von Schwäbisch Hall vom Schöneck aus*. 1906.
- Pfeilsticker, Rudolf*: Weltanschauung des praktischen Lebens. Grundlegende Gedanken. 2. Ausg. 1894, 27 S.
- Postkarten von Hall*. 1904.
- Pröpper, L[ovica], von*: Der erfahrene (Umschlagtitel: Bewährter) Ratgeber (Umschlagt.: im) Eindünsten und Einmachen. 8.–10. von *Hedwig Schmoller* gänzl. umgearbeitete Aufl., 64 S., 1922.
- Pröpper, L[ovica], von*: Das Eindünsten. Bewährter Ratgeber, gänzl. umgearbeitet von *Hedwig Schmoller*., 1926 (16 S.).
- Ratgeber auf der Eisenbahn*. Wie reist man selbständig & geschützt gegen Unfälle aller Art. (Kommissionsverlag, vergriffen).
- Rohleder, Pfr. Thd.*: Die Seherin von Prevorst. Nach Justinus Kerner. Mit Titelblatt nach d. Gemälde v. Gfried. Schmidt. 80 S., 1907.
- Rommel, Karl*: Grundzüge einer Chronik der Stadt Löwenstein. 245 S., 1893, m. Bildern (vergriffen!).

- Sammet, Otto Dr.*: Über verdorbene Fischkonserven in Büchsen. 171 S., [Zürich 1910], 1913? (In Kommission).
- Sausele, H.*: Walther der Scholar. Ein Sang aus Franken. 173, S., 1896.
- Schefold, K.*: Rechte & Pflichten der Privatwaldbesitzer. (Kommissionsverlag, vergriffen).
- Schenk, Georg*: Der Gesundheitsschein. Schwank in e. Aufzug. Zur Aufführung in d. Kaserne u. bei sonst. Gelegenheiten. 13 S., 1917.
- Schenk, Luise*: Hohenlohisches Kochbuch. 2.–3.–Aufl. Schwäb. Kochbuch, jetzt 4. Aufl. 1895 Kochbuch, 5. Aufl. 1899, 6. Aufl. 1904, 272 S., 7. Aufl. 1906, 8. Aufl. 1907, 9. Aufl. 1908, 10. Aufl. 1910, 11. Aufl. 1911, 12. Aufl. 1912, 13. Aufl. 1913, 14. Aufl. 1913, 15. Aufl. 1917.
- Schenk, Luise*: Koch-Buch, 16. Aufl. umgearbeitet von *Hedwig Schmoller*, mit 2 Abb., 272 S., 1921.
- Schloz, E.*: Hie Stetten! Hie Hohenlohe! Wahrheit und Dichtung aus dem 15. Jahrhundert. 170 S., 1894; als 2. Ausgabe: Kampf um die Stettenburg. (1901 an J. Dietler, Göppingen verkauft).
- Schloz, E.*: Schwabenalb. Historien & Sagen. 166 S., 1897 (1901 an J. Dietler, Göppingen, verkauft).
- Schloz, E.*: Was die Tannen rauschen. Schwarzwaldgeschichten. 1. Aufl. 1893, 2. Aufl. 1894, 3. Aufl. 1894, 4. Aufl. 1895. (1901 an J. Dietler, Göppingen, verkauft).
- Schmidt, G.*: Die Zerstörung der Geyersburg im 15. Jahrhundert. 1892.
- Scholder*: Adreß- und Geschäftshandbuch von Hall 1894. (Kommissionsverlag, vergr.).
- Schönhuth, Othmar E. H.*: Im Kloster. Eine hohenlohische Sage. 94 S. m. Bildnis, 1904.
- Schwäb. Hall*. Lithographie mit Randansichten. (an Aug. Seyboth verkauft).
- Silcher-Album* für Klavier in leichter Spielart mit vollständigem Text. Hrsg. von J. Kaulbersch. 63 S., 1903.
- Sommer*: Plan der Stadt Hall. 1906.
- Tonetta, E.*: Schatzkästlein für Dienstmädchen. Unentbehrlicher Ratgeber in allen Lebenslagen. 3. [Titel-]Aufl., 131 S., 1913.
- Wagner, Christian*: Ein Blumenstrauß. Gedichte. Mit Bildern von R. Beyschlag, H. Hoepfener Fidus, K. v. Rozynski, Emilie Weißer u. a.. 83 S., 1906; 2. Aufl. 1907; 3. Aufl. 1908, 4. Aufl. 1909; 5. Aufl. 1913; 6. Aufl. 1918.
- Weinheimer, C.*: Die Gesetze & amtl. Belehrungen über die Krankheiten der Hausthiere einschließlich der Vorschriften über die Gewährleistung. 2. umgearb. Aufl., 244 S., 1895.
- Weller, Karl, Prof. Dr.*: Geschichte v. Schwäbisch Hall bis z. Beginn d. 19. Jahrhunderts. 2 Vorträge. Mit 3 Bildern, 48 S., 1920.

- Württembergisch Franken*. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Württ. Franken. N. F. 13. Festschrift zum 75. Vereinsjubiläum. Mit 5 [1 eingedr.] Taf., Abb.. Schwäbisch Hall: (Hist. Vereins f. Württ. Franken; aufgekl.:) W. German's Verlag, 1922. 71 S.
- Württembergisch Franken*. Zeitschrift des Histor. Vereins f. Württ. Franken. N. F. 14. Mit 1 (eingedr.) Bild. (40 S.) 1927.
- Zeitz, D.: Die deutsche Konditorei und das Konditorei-Café Steltz (?) Schloßstr. 12b. 1911.

Von der Lateinschule zum Landerziehungsheim. Die Schloß-Schule Kirchberg 1914–1933

VON MICHAEL KNOLL

Die Schloß-Schule Kirchberg hat eine lange Geschichte. Nicht ohne Recht könnte man sagen, daß sie – als unmittelbare Nachfolgerin der 1714 gegründeten Lateinschule – seit fast 290 Jahren existiert. Doch vielleicht sollte man nur von einem 90-jährigen Bestehen der Schloß-Schule sprechen; denn 1914, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, kam es zu einer grundlegenden Veränderung und Umgestaltung: aus der öffentlichen Lateinschule für externe Schüler wurde ein privates Gymnasium mit angeschlossenem Internat.

Die Geschichte der Schloß-Schule Kirchberg verdient – jenseits des allgemeinen historischen Interesses – vor allem aus zwei Gründen unsere Aufmerksamkeit. Zum einen gehört die Schloß-Schule mit ihrer 1919 erfolgten Umwandlung in ein Lietzsches Landeserziehungsheim zu den ältesten Schulen und Internaten dieser Art in Deutschland. Sie ist zum Beispiel – um in Baden-Württemberg zu bleiben – älter als Salem am Bodensee (1920), Michelbach an der Bilz (1926), die Ursprungsschule bei Ulm (1930) oder der Birklehof im Schwarzwald (1932). Zum anderen unterscheidet sich die Schloß-Schule Kirchberg in Entstehung und Entwicklung prinzipiell von den übrigen deutschen Landeserziehungsheimen. Haubinda, Bieberstein, Wickersdorf, Salem, die Odenwaldschule, die Schule am Meer etc. wurden von namhaften und charismatischen Reformpädagogen in einem originären und programmatischen Akt ohne jeglichen Bezug zu örtlichen Schulen und Traditionen gegründet. Die Schloß-Schule Kirchberg dagegen ist ein Produkt der Evolution und lokalen Initiative. Genötigt durch pädagogische Krisen, politische Konflikte und wirtschaftliche Katastrophen machten national unbekannte Lehrer und Leiter Schritt für Schritt aus einer überholten städtischen Unterrichtsanstalt ein fortschrittliches Internat und Landeserziehungsheim, das nach zwei Jahrzehnten den Vergleich mit anderen reformpädagogischen Schulen und Bildungseinrichtungen nicht zu scheuen brauchte.

Das Ende der Lateinschule

Kirchberg, die kleine hohenlohische Residenzstadt an der Jagst, besaß seit 1714 eine öffentliche Lateinschule, die – wie ihre Schwesterschulen andernorts – in der

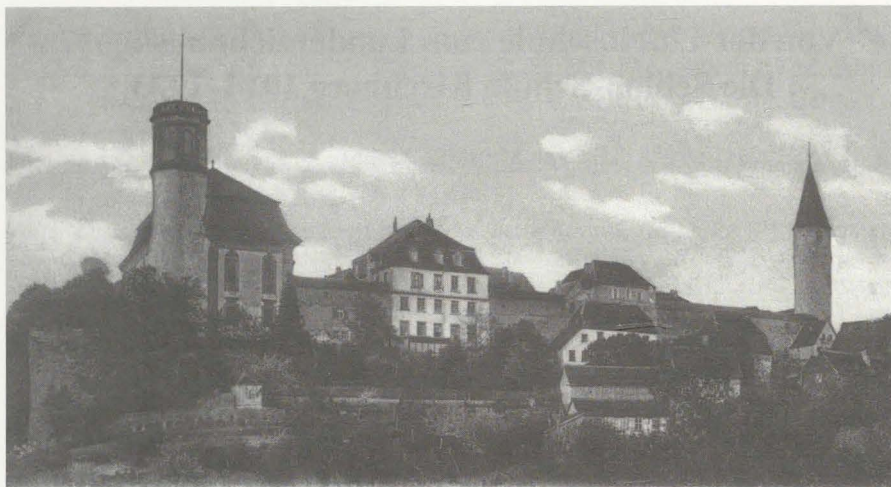


Abb. 1 In der Bildmitte die ehemalige Lateinschule von Kirchberg (Postkarte, ca. 1910).

Kaiserzeit einen rapiden Niedergang erlebte¹. Schulträger war die Stadt. Sie erhielt allerdings nach dem Aussterben der Linie Hohenlohe-Kirchberg im Jahre 1861 von der Fürstlichen Stiftungs- und Almosenpflege des Erbhauses Hohenlohe-Öhringen für den Unterhalt der Schule weiterhin einen Zuschuß. Die Berufung der Lehrer und die Aufsicht über den Unterricht lag beim Königlich Evangelischen Konsistorium in Stuttgart, das dieses Recht zumeist durch den ältesten Ortsgeistlichen ausüben ließ. Die Kirchberger Lateinschule war klein. Sie besaß nur einen – früher *Rektor*, jetzt *Oberpräzeptor* genannten – geistlichen Lehrer und beanspruchte in dem großen barocken Schulhaus (Kirchstr. 17, heute Sandelsches Museum) auch nur ein Klassenzimmer. Der Oberpräzeptor unterrichtete die manchmal nicht mehr als zehn Kinder in zwei bis vier Klassenstufen in den Elementarfächern *Religion*, *Erdbeschreibung*, *Geschichte*, *Rechenkunst*. Darüber hinaus führte er sie in die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und – mit Fächern wie Naturlehre, Pflanzenkunde und Ökonomie – in die Grundlagen der bürgerlichen *Professionen und Künste* ein. Diese Mischung aus Bildungsinhalten eines Gymnasiums und einer Realschule brachte es mit sich, daß der zukünftige Gelehrte gemeinsam mit dem zukünftigen Schreiber, Handwerker und Kaufmann (gelegentlich auch einer „höheren Tochter“) die Schulbank drückte, keiner aber die Möglichkeit hatte, am Ort

1 Zur Frühgeschichte der Lateinschule und der Schloß-Schule Kirchberg vgl. W. M. Dienel: Das Lateinschulgebäude in Kirchberg an der Jagst, in: *Frankenspiegel* 50 (1998), S. 3–4; ders.: Vor 50 Jahren Schloß-Schule in Kirchberg gegründet, in: *Hohenloher Tagblatt*, 8. Dezember 1964.

eine anerkannte Abschlußprüfung – etwa das Abitur oder das einjährig-freiwilligen Examen (Mittlere Reife) – abzulegen².

Kirchbergs erste und einzige höhere Bildungsanstalt fand – nach genau zweihundert Jahren – ihr vorläufiges Ende, als 1911 zunächst die mit dem Schulamt verbundene 2. Stadtpfarrstelle von Gottlob Diez (der die erste Pfarrstelle übernahm) auf Betreiben des Kirchenkonsistoriums nicht wiederbesetzt und dann 1913 gegen den heftigen Widerstand der Fürstlich Hohenlohischen Standesherrschaft durch einen Erlaß der Königlich Württembergischen Ministerialabteilung für die höheren Schulen mit Wirkung vom 1. April 1914 ganz aufgehoben wurde. In den drei Jahren nach dem Ausscheiden von Pfarrer Diez aus dem Schuldienst wurden Amtsverweser (Zluhan, Kämpf, Maag) bestellt, die den Schulbetrieb aufrechterhielten und den Unterricht vorübergehend versorgten³.

Der Beschluß der Kirchen- und Schulbehörden, die Lateinschule bedingungslos zu schließen, traf die Stadt hart. Schließlich war Kirchberg die Gemeinde, die im Fürstentum Hohenlohe die letzte selbständige Lateinschule besaß. Daher wollten Kirchbergs Stadtväter die Entscheidung von Konsistorium und Ministerium auch nicht einfach hinnehmen und entsandten eine Delegation nach Stuttgart, die zwar eine nochmalige Prüfung der Frage erreichte, aber letztlich nicht die Revision des Beschlusses erwirken konnte. Um den Stadtsäckel möglichst zu schonen, suchten Stadtschultheiß Wilhelm Rüdert und sein Gemeinderat zusammen mit der städtischen Studienkommission fieberhaft nach einer anderen, privatwirtschaftlichen Lösung. Am 29. Dezember 1913 veranstalteten sie eine öffentliche Sitzung, luden Oberstudienrat Dr. Schwend aus Stuttgart zum Vortrag ein und verhandelten mit Privatschuldirektor Karl Stracke aus Blaubeuren. In den Verhandlungen und Diskussionen stellte sich zum einen heraus, daß die Kirchberger Bürgerschaft die Errichtung einer *Realschule* bzw. einer *Lateinrealschule* nach Crailsheimer Muster favorisierte, weil diese mehr als die bisherige Lateinschule ihren Absichten und lebenspraktischen Bedürfnissen entsprach. Zum anderen machte Dr. Schwend in seinem Vortrag deutlich, daß die Errichtung einer allein von Ortsschülern besuchten Privatschule überhaupt nur dann in Betracht käme, wenn anstelle eines relativ teuren, häufig wechselnden Lehrers eine erheblich weniger verdienende, sich nicht so oft verändernde Lehrerin eingestellt würde; aber selbst dann würde die finanzielle Belastung für die Stadt immer noch äußerst hoch ausfallen. Unter diesen Umständen hörten Gemeinderat und Bürgerschaft aufmerksam zu, was Direktor Stracke zu sagen hatte. Es wäre für alle von Vorteil, argumentierte dieser, wenn die neue Schule außer den Kirchberger auch auswärtige Schüler (Pensionäre) aufnehme,

2 W. Fischer: Die Lateinschule zu Kirchberg, in: ders.: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung, Tübingen 1958, S. 165–170; Evangelisches Gemeindeblatt für Hornberg und Kirchberg a. J., 30. März 1914 (im folgenden zitiert als EGHK).

3 EGHK, 2. Januar 1911, 31. März 1912, 2. Januar 1913, 30. Oktober 1913. – Zur Auseinandersetzung zwischen Fürstlicher Standesherrschaft und Evangelischem Konsistorium 1911–1913 s. den Briefwechsel in: Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde, Kirchberg, Bestand 102/II,7 – Pfarrer Alfred Holbein, Kirchberg, danke ich für vielfache Unterstützung.

denn bei einer größeren Schule mit Internat könnten die Ortseltern mit niedrigeren Schulkosten, die einheimischen Kaufleute und Handwerker mit zusätzlichen Geschäften und die Stadt mit höheren Einnahmen rechnen⁴.

Strackes Reformschule

Obwohl Stracke nicht alle Erwartungen erfüllte, entschieden sich die Stadtväter Kirchbergs für den Schulunternehmer aus Blaubeuren, wobei sie – wegen des



Abb. 2 Der Eberhardsbau – das erste Schul- und Internatsgebäude der Schloß-Schule (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1930).

4 Gemeinderatsprotokolle, Stadt Kirchberg, 23. Oktober 1913, EGHK, 2. Januar 1914; zur Entwicklung der Crailsheimer Realschule s. R. Erckmann: Chronik der Crailsheimer Höheren Schule, in: Vermächtnis und Aufgabe. Festschrift zur Weihe des Schulhausneubaues Albert-Schweitzer-Gymnasium Crailsheim, Crailsheim 1956, S. 11–26.

Platzmangels im alten Schulhaus – den sog. Eberhardsbau des Kirchberger Schlosses als neues Schul- und Internatsgebäude ins Auge faßten⁵. Karl Stracke, geb. am 14. Mai 1858 in Bad Wildungen, war ein studierter Handelslehrer und tüchtiger Pädagoge. Seit 1905 betrieb er in der schwäbischen Kleinstadt nahe Ulm mit großem Erfolg eine sog. *Reformschule*, d. h. eine höhere Lehranstalt mit Pensionat, die sich vom traditionellen altsprachlichen Gymnasium durch einen flexiblen, auch die modernen Sprachen und Naturwissenschaften berücksichtigenden Lehrplan unterschied. Aufgrund der *Gediegenheit, des eisernen Fleißes, reichen Wissens und pädagogischen Talents seines Leiters* war die Schülerzahl in Blaubeuren stark angestiegen und ein Abflauen der Nachfrage nicht abzusehen, so daß Stracke sich nach einer Außenstelle auf dem Lande umsah, wo die jüngeren Schüler – fern vom schädlichen Einfluß der älteren – ihren Studien unbeirrt und unbeschwert nachgehen konnten⁶. Um ihrem Bedürfnis nach praktischer Bildung entgegenzukommen, verpflichtete sich Stracke gegenüber der Kirchberger Bürgerschaft, neben den Internatsschülern nicht nur Ortsschüler aufzunehmen, sondern diese auch je nach Wunsch für die Abschlußprüfungen des Gymnasiums oder der Realschule vorzubereiten.

Umbau und Einrichtung des Eberhardsbaus, der mit schöner Parkanlage vor dem eigentlichen Schloß lag und der Fürstlich Hohenlohischen Standesherrschaft gehörte (er wurde 1968 abgerissen), nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Bereits am 1. Mai 1914, kaum zwei Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, konnte die *Reformschule Kirchberg* als unmittelbare Nachfolgerin der alten Lateinschule und als *Jugendabteilung* der Blaubeurer Anstalt im neuen Schulgebäude würdig eröffnet werden⁷. Wie die Tageszeitung des Oberamtsbezirks Gerabronn, *Der Vaterlandsfreund*, am folgenden Tag berichtete: *Herr Stadtschultheiß Rüd, dessen Initiative*

Reformschule Kirchberg a. d. Jagst.

Der Unterricht beginnt am Freitag, den 1. Mai d.S. 38., morgens 7 Uhr, und können bis dahin auch noch auswärtige Schüler angemeldet werden.

**J. A.:
Stadtschultheiß Rüd.**

Abb. 3 Die älteste bekannte Anzeige der Schloß-Schule (*Der Vaterlandsfreund*, Gerabronn, 30. April 1914).

5 EGHK, 30. März 1914, 29. April 1914.

6 Zur Biographie Strackes und dem Zitat s. den Nachruf in: Blaumann, 12. Juni 1914, StadtA Blaubeuren; Gemeinderatsprotokolle, Stadt Kirchberg, 11. Juni 1914. – Im Stadtarchiv Kirchberg konnte ich stets auf die kompetente Hilfe von Herrn Harry Massini zurückgreifen – herzlichen Dank!

7 EGHK, 2. Juni 1914.

man das Zustandekommen der Schule zu danken hat, begrüßte den Herrn Direktor Stracke mit seinen beiden Lehrern, sowie die Pensionsvorsteherin Frau Oberstleutnant Baierlein, die Pensionäre und Schüler im Namen der Stadt Kirchberg, dankte den erschienenen Eltern für die Unterstützung der Schule, insbesondere aber Herrn Direktor Stracke für sein Werk, das unserem Städtchen eine höhere Schule sichert, und wünschte dem Unternehmen Gottes reichen Segen. Stracke stellte seinerseits die Ziele der Anstalt, den Lehrplan etc. vor und versprach feierlich, sein möglichstes zu tun im Interesse der Schule, der Stadt und der Schüler, deren wissenschaftliche Fortbildung und Erfolge der schönste Lohn eines Schulmannes, insbesondere an einer Privatanstalt sei. Nach der kleinen Feier konnten die Lehrer Mößner und Bauer mit 6 internen Buben und 17 externen Jungen und Mädchen der Klassen 1 bis 3 (heute 5 bis 7) ihre Arbeit aufnehmen⁸.

Da der Reformschule die staatliche Genehmigung als höhere Lehranstalt fehlte, oblag die Schulaufsicht dem seit 1911 für das Volksschulwesen zuständigen Königlich Evangelischen Oberschulrat in Stuttgart. Bei ihm bzw. beim Ev. Bezirksschulamt Mergentheim hatte die Schulleitung für die nächsten 15 Jahre Lehrpläne, Stundentafeln, Jahresberichte und Anträge auf Unterrichtsgenehmigung einzureichen. Das Schulgeld betrug für Ortsschüler 100 Mark pro Jahr, während die Pensionäre für Unterricht, Kost und Logis 1000 bis 1200 Mark zu entrichten hatten. Von manchen Kirchberger Bürgern wurde der zu zahlende Elternbeitrag als hoch angesehen, war aber nur deshalb nicht noch höher, weil die Städtische Pflegekasse und die Fürstliche Stiftungs- und Almosenpflege den Schulbesuch der Ortsschüler mit jährlich 400 bzw. 800 Mark subventionierten. Für sozial weniger privilegierte Eltern bestand – damals wie heute – zudem die Möglichkeit, bei der Schulleitung ein Stipendium oder – wie man früher sagte – eine teilweise oder volle *Freistelle* für ihr begabtes Kind zu beantragen⁹.

Über das Programm, die Organisation und Zielsetzung der Reformschule gibt ein – wahrscheinlich im Sommer 1914 herausgegebener – Prospekt detailliert Auskunft:

Die Reformschule Kirchberg, für welche die gleichen Lehrpläne wie für ihre Mutteranstalt, die Reformschule Blaubeuren, gelten, ist, wie aus diesen Lehrplänen ersichtlich, eine Zusammenlegung von Gymnasium, Reformgymnasium, Realgymnasium, Reformrealgymnasium und Oberrealschule. In den Fächern, welche diesen Schulgattungen gemeinsam sind, erhalten die Schüler einer Klasse auch einen gemeinsamen Unterricht, in mehr speziellen Unterrichtsgegenständen, etwa Griechisch oder Englisch, werden sie getrennt unterrichtet.

8 Der Vaterlandsfreund (Gerabronn), 2. Mai 1914.

9 Kgl. Evangelischer Oberschulrat an das Kgl. Evangelische Bezirksschulamt Mergentheim, Schreiben vom 12. Mai 1916, 30. Oktober 1916, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160; Reformschule Kirchberg a. d. Jagst (Württemberg), Prospekt o. J. [1914], S. 8; Gemeinderatsprotokolle, Stadt Kirchberg, ZUSchüsse, 1915ff; Wohlfahrtsstelle Schneidemühle an Bezirksschulamt Mergentheim, Schreiben vom 20. Oktober 1925, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160; Aufnahmebedingungen [ca. 1932], Schloß-Schul-Archiv.

Das Ziel, das die Reformschule sich zu erreichen bemüht, ist nach dem Willen ihres Gründers ein vierfaches: 1) Sie will auf das vor der Kommission in Stuttgart abzulegende Examen vorbereiten, dessen Bestehen zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigt. Den Schlußstein dieser Vorbereitung soll einstweilen den Besuch der Reformschule Blaubeuren bilden. 2) Abgesehen von diesem in weiterer Ferne liegenden Ziele und unbeschadet dieses Zieles bestrebt sich die Reformschule jeden Schüler bis zum Schluß des Schuljahres (1. August) in seinen Kenntnissen und Fähigkeiten so weit zu fördern, daß er in die nächsthöhere Klasse einer öffentlichen Unterrichtsanstalt eintreten kann. 3) Die Reformschule will solchen Schülern, die aus irgend einem verschuldeten oder unverschuldeten Grunde in einer öffentlichen Schule ihr Ziel nicht erreichen, Gelegenheit geben unter gleichzeitiger Wiederholung des Versäumten so weiter zu arbeiten, daß sie nicht hinter ihren Altersgenossen der öffentlichen Schulen zurückbleiben. 4) Endlich ist die Reformschule für solche Schüler da, die sich lediglich ein bestimmtes Wissen und Können aneignen wollen ohne mit dem Erworbenen irgend eine Berechtigung zu erstreben. Dies kommt insbesondere für die weibliche Jugend in Betracht.

Daß neben dem Wissen und Können vermittelnden Unterricht die Erziehung nicht versäumt wird, ist seit der Lehre vom erziehenden Unterricht selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist, daß diese erziehende Tätigkeit den Pensionären gegenüber auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts nicht ruht¹⁰.

Karl Stracke, ein aktives Mitglied der nationalliberalen Partei, war sicherlich kein Pädagoge, der eine grundlegende Reform in Erziehung und Unterricht erstrebte. Weder vertrat er die damals heiß diskutierten pädagogischen Ideen von Berthold Otto, Hugo Gaudig, Georg Kerschensteiner oder Hermann Lietz, noch versuchte er, deren Forderungen nach Gesamtunterricht, praktischem Lernen, freier geistiger Tätigkeit oder ganzheitlicher Internatserziehung zu verwirklichen¹¹. Stracke war aber insofern ein dem Neuen aufgeschlossener Pädagoge, als er das Kind und seine individuelle Förderung in den Vordergrund der Schul- und Erziehungsarbeit stellte. Die Individualisierung des Unterrichts sollte durch kleine Klassen, vermehrte Pausen und (von 60 auf 45 Minuten) verkürzte Unterrichtsstunden gewährleistet werden. Und die Eltern sollten von aufreibenden Pflichten dadurch entlastet werden, daß ihre Kinder die Hausaufgaben in speziellen *Arbeitsstunden* erledigten, die – über den Tag verteilt – fest in den Unterricht integriert waren. Abgesehen von Religion, Zeichnen, Schönschreiben und Singen, die von Fachkräften im Nebenamt erteilt wurden, hatten die Schloß-Schüler Unterricht in drei bis fünf Klassen bei zunächst zwei, dann vier akademisch gebildeten Lehrern, was gegenüber der durch einen Lehrer betreuten Lateinschule ein großer Fortschritt war und von den Kirchberger Eltern auch als solcher empfunden wurde¹².

10 Reformschule (wie Anm. 9), S. 2 f.

11 Zur Geschichte der Reformpädagogik und ihrer Protagonisten s. etwa W. Scheibe: Die reformpädagogische Bewegung. Eine einführende Darstellung, Weinheim ¹⁰1994.

12 Reformschule (wie Anm. 9), S. 3 ff.

Die Berücksichtigung von Erkenntnissen der zeitgenössischen Lehr- und Lernforschung und die Nennung von Herbarts berühmter Forderung nach *erziehendem Unterricht* kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß Strackes Reformschule im Kern eine „Paukschule“ war, die ihre Schüler – und insbesondere ihre ausschließlich männlichen Pensionäre – so intensiv wie möglich auf die (erst später so genannte) „mittlere Reife“ vorzubereiten suchte. In der Tat waren die guten Ergebnisse bei dem – die Wehrdienstzeit von drei auf ein Jahr reduzierenden – *einjährig-freiwilligen Examen* der entscheidende Grund, warum Rechtsanwälte, Ärzte, Bierbrauer, Kaufleute und andere Angehörige der bürgerlichen Mittelschicht ihre Söhne ins Kirchberger Junioren- und ins Blaubeurer Senioreninternat schickten. Davon zeugen auch die vielen Briefe, die Stracke von dankbaren Eltern erhielt und die er – in einer Broschüre gesammelt – als Referenz- und Werbematerial an Interessenten versandte. Hier das (gekürzte) Beispiel eines Dankbriefes:

Sehr geehrter Herr Stracke!

... Ich bezeuge Ihnen gerne, daß mein Sohn Josef im Herbst vorigen Jahres in Ihren Privat-Unterricht eingetreten ist, um die nötigen Kenntnisse für das Einjährig-Freiwilligen-Examen zu erwerben, daß er am 20. ds. das Examen gut bestand und daß er diesen seinen Erfolg nur Ihnen zu verdanken hat, der Sie neben einer hervorragenden Lehrmethode es verstehen, die jungen Leute mit großer Nachsicht und freundlichem Entgegenkommen zum Studium anzueifern und zu ermuntern...

Jos. Leuchs, Hofbankier¹³

Im Vergleich zur Schule spielte das – von Maria Baierlein geleitete – Pensionat nur eine untergeordnete Rolle. Für Sport, Spiel und Erholung blieb nicht allzu viel Raum übrig. Die wenige unterrichtsfreie Zeit war straff organisiert, aber nicht völlig verplant, weil nur auf diese Weise, so das Argument, der Umgang mit Freiheit und Freizeit verantwortlich erlernt werden könne. Drei Mal in der Woche: am Mittwoch-, Samstag- und Sonntagnachmittag – unternahmen die Pensionäre Wanderungen in die nähere Umgebung oder führten Kriegsspiele und sportliche Wettkämpfe durch. Der tägliche Unterricht begann im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr und dauerte – von kürzeren und längeren Pausen unterbrochen – gewöhnlich bis mittags um 12 Uhr.

Nach dem Mittagessen ist bis 2 Uhr Freizeit, die jeder Schüler nach seinem Belieben ausnützen kann. Um 2 Uhr beginnt der Nachmittagsunterricht, um 4 Uhr ist Kaffeepause, darnach ist, je nach der Stufe der Klasse, bis 5.30 bzw. 6 Uhr frei oder Arbeitsstunde. Die Zeit zwischen 6 und 7 Uhr wird zum Spielen im Garten oder auf dem Turnplatz, zu einem Spaziergang oder im Sommer zum Baden in der Jagst verwendet. Um 7 Uhr findet das gemeinsame Abendessen statt. Danach können sich die Zöglinge je nach der Jahreszeit im Garten oder im Speisesaal aufhalten, wo sie lesen, spielen u. s. w. dürfen. Um 9 Uhr begeben sich alle zu Bett¹⁴.

13 Reformschule Blaubeuren: Zeugnisse und Referenzen, o. J. [ca. 1909], S. 4.

14 Reformschule (wie Anm. 9), S. 6.

Stracke verstarb unerwartet am 10. Juni 1914, also nur sechs Wochen nach Eröffnung der Kirchberger Juniorenschule, an den Folgen eines Schlaganfalls, was zunächst keine Nachteile zeitigte, denn Dr. Fritz Schneider und Maria Baierlein führten Schule und Pensionat im Namen der Witwe unverändert fort¹⁵. Doch gute zwei Jahre später, im Winter 1916/17, als der Krieg endgültig zum Weltkrieg eskalierte, bahnte sich eine grundlegende Veränderung an. Wegen des starken Rückgangs der Schülerzahlen, nicht zuletzt bedingt durch die fortgesetzte Einberufung der fähigsten Lehrer zum Kriegs- und Wehrdienst, kündigte Louise Stracke den Mietvertrag mit der Fürstlich Hohenlohschen Domänenkanzlei zum 31. September 1917, überführte aber die wenigen übriggebliebenen Internatsschüler schon im Dezember 1916 wieder nach Blaubeuren. Nachdem die Verhandlungen mit der Höheren Privatschule, Institut „Sonnenberg“ aus Stuttgart zu nichts führten, fand sich auch für die Ortsschüler schnell eine Lösung. Sie besuchten ab dem 1. Januar 1917 die sog. *Privat-Realschule*, die von einem einzigen Lehrer, Rudolf Besser, versorgt wurde und die – obwohl nach wie vor im Eigentum Louise Strackes – finanziell selbständig sein und ganz von der Stadt und den Schülereltern unterhalten werden sollte. Allen Beteiligten war von vornherein klar, daß die Einrichtung einer nur von Kirchberger Schülern besuchten höheren Lehranstalt lediglich eine Zwischenlösung darstellen konnte und vor allem aus wirtschaftlichen Erwägungen so schnell wie möglich wieder aufgelöst werden mußte¹⁶.

Das Bessersche Landerziehungsheim

Es kann daher nicht verwundern, daß die *Privat-Realschule* bloß wenige Monate bestand. Bereits im März 1917 kaufte der bisherige Lehrer Rudolf Besser die Schule von Louise Stracke und übernahm von ihr die Schul- und Internatsräume im Eberhardsbau und zudem eine Lehrer-Schülerwohnung im „Langen Bau“ des Kirchberger Schlosses. Rudolf Besser, am 11. Dezember 1887 als Sohn eines Lazzaretztes in Straßburg geboren, hatte moderne Fremdsprachen studiert und im September 1916 das Staatsexamen bestanden. Noch im selben Monat war er nach Kirchberg gezogen, wo er Lehrer an der Reformschule wurde und Amalie Rüdts, die zweite Tochter des Kirchberger Stadtschultheißen Wilhelm Rüdts, heiratete¹⁷. Besser führte die wieder so genannte *Reformschule* – beginnend am 1. Mai 1917 – zunächst nur mit zwei Lehrerinnen und nur als unvollständige Realschule fort. Doch Schritt für Schritt erweiterte er das Angebot in zwei Richtungen. Zum einen

15 EGHK, 30. Juni 1914; Bericht von Strackes Beerdigung in: Blaumann, 13. Juni 1914, StadtA Blaubeuren.

16 EGHK, 20. Oktober 1916, 2. Januar 1917; F. Schneider an das Bezirksschulamt Mergentheim, Schreiben vom 17. November 1916, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160; Fürstl. Hohenlohsche Domänenkanzlei, Schreiben vom 20. Dezember 1916, StadtA Kirchberg, Bestand VIII, 2.

17 Für die biographischen Informationen über R. Besser und die Vermittlung des Familienfotos bin ich Pfarrer Hans Dieter Haller, Kirchberg, zu großem Dank verpflichtet.



Abb. 4 Rudolf Besser (links) mit Familie; rechts Schwiegervater und Stadtschultheiß Wilhelm Rüdts (Privatfoto, ca. 1927).

eröffnete er eine sog. *Vorschulklasse*. Vorschulklassen waren im Kaiserreich weit verbreitet, allerdings waren sie nicht – wie man vermuten könnte – für Kinder von 5 oder 6 Jahren gedacht, sondern für Grundschüler, die als gymnasialreif galten, denen aber für den Eintritt in die „Sexta“ (5. Klasse) des Gymnasiums das notwendige Alter oder das notwendige Wissen fehlte. Zum zweiten nahm Besser auch Schüler in die „Obersekunda“ (früher 7., heute 11. Klasse) auf, weshalb er auch den Namen seiner Schule änderte. Im Briefkopf stand seit April 1919 nicht mehr schlicht *Reformschule*, sondern respektgebietend *Höhere Reformschule*. Trotz beider Erweiterungen blieb die Schloß-Schule Kirchberg im Grunde ein Progymnasium, dessen Ziel es war, seinen Schülern die Ablegung der mittleren Reife und den Besuch der gymnasialen Oberstufe zu ermöglichen¹⁸.

Im Gegensatz zu Stracke kannte Besser die Themen und Diskussionen der Reformpädagogik. Unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als sich die Weimarer Republik zu etablieren begann, verpaßte er seiner Schule ein neues Gesicht und – mit dem Prospekt von 1919 – auch ein neues Programm. Wenn man pointiert formuliert, kann man sagen: Während Strackes Pensionat vornehmlich als „Paukschule“ oder „Presse“ fungierte und seine Schüler bestmöglich auf die

18 R. Besser, Schreiben vom 18. Juli 1917 mit zahlreichen Anlagen für das Bezirksschulamt Mergentheim, StadtA Kirchberg, Bestand VIII, 2.

Abschlußprüfungen vorbereitete, war das Bessersche Internat klar reformpädagogisch orientiert und vor allem an der geistig-körperlich-seelischen Bildung und Entwicklung seiner Schüler interessiert. Besser verstand daher seine Schule nicht mehr nur als *Reformschule*, d. h. als eine Schule *frei von altem Zopf und Ballast der Vergangenheit*; vielmehr bezeichnete er sie werbewirksam und mit offensichtlichem Bezug auf Hermann Lietz auch als *Landerziehungsheim*¹⁹. In dem neuen Prospekt *Reformschule und Landerziehungsheim Schloß Kirchberg a. Jagst*, der zwanzig Seiten umfaßte und – kunstvoll gestaltet – bei der Buchdruckerei Friedrich Bauer in Kirchberg erschien, nahm deshalb die Persönlichkeitsbildung, nicht der Schulunterricht den zentralen Platz ein. Wie für Lietz, der das erste Landerziehungsheim 1898 auf der Ilseburg am Harz gegründet hatte, war für Besser die Großstadt mit ihrer Hektik, Verführung und Gewalt und dem *Massenunterricht* der staatlichen Schule das Feindbild und die Landgemeinde mit ihrer Harmonie, Ruhe und Unverdorbenheit und dem natürlichen Leben und Lernen in kleinen Gruppen das positive Gegenbild.

Wer kennt sie nicht die Erziehungsnöte der Stadt? Von Erziehung an sich kann kaum mehr die Rede sein. Unterricht und Vermittlung eines gewissen Ausmaßes an Wissen, Verstandesbildung, darauf liegt notgedrungen das Hauptgewicht. Die Pflege und liebevolle Förderung der Kinderseele muß in den Hintergrund treten. Die Schule hat weder Zeit noch Gelegenheit, sich auch damit zu befassen. Außerhalb des Unterrichts ist jeder sich selbst überlassen... Da tut nur eines not! Ihr Eltern in der Stadt, schickt Eure Kinder aufs Land! So faßt ihr das Übel an der Wurzel... Ihr Eltern vom Land aber, schickt Eure Söhne nicht in die Stadt! Die erschließt sich ihnen früh genug, einst wenn sie reif sind an Leib und Seele und stark genug, ihren Gefahren zu trotzen.

Dem Kinde vor allem die Natur! Sie ist die beste und gütigste Lehrmeisterin, sie ist die Heilbringerin, die Spenderin der Kraft, der Jungbrunnen aller wahren Bildung und Kultur. Diese Erkenntnis hat sich längst Bahn gebrochen. In allen Kulturländern der Erde sind ländliche Erziehungsheime aus dem Boden gewachsen und gerade bei uns haben sich viele durch deutschen Fleiß und deutsche Gründlichkeit zu wirklichen Musteranstalten entwickelt...

Wir lehnen es ab, unsere Schüler nach Art der ‚Pressen‘ in kürzester Zeit mit einem Wust äußerer Kenntnisse vollzustopfen, die sie zur Ablegung irgend einer Prüfung gerade noch notdürftig befähigen, über die tieferen Werte wahrer Bildung aber verächtlich hinwegzugehen. Die Jugend in den Geist der Wissenschaft einzuführen, das Verständnis in ihr zu wecken für die höheren Zwecke des Lebens, das ist der edelste Zweck des Unterrichts... Drum, Eltern, wollt ihr, daß Eure Kinder eine helle Jugend genießen, die ernste Arbeit mit jauchzender Freude gefällig ver-

19 Zu H. Lietz und seine Nachfolger s. etwa F. Wild: Askese und asketische Erziehung als pädagogisches Problem. Zur Theorie und Praxis der frühen Landerziehungsheimbewegung in Deutschland zwischen 1898 und 1933, Frankfurt 1997 und M. Knoll: Schulreform durch Erlebnispädagogik. Kurt Hahn – ein wirkungsmächtiger Pädagoge, in: Pädagogisches Handeln. Wissenschaft und Praxis im Dialog 5 (2001), H. 2, S. 65–76.

*bindet, so schickt sie zu uns! Hier wird der Traurige fröhlich, der Schwache stark, der Kranke gesund. Und der das Glück hat, geistig und körperlich wohlgeraten zu sein, der gewinnt hier erst recht einen unerschöpflichen Born an Lebensmut und Lebenskraft*²⁰.

Besser konnte – und wollte – sich dem Geist der Zeit nicht entziehen. Der Prospekt von 1919 ist durchdrungen vom Pathos der nationalen Erneuerung und vom Gestaltungswillen eines überzeugten, wenn auch gemäßigten Reformpädagogen. Wie Fichte nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon die Nation zur Tat aufrief, so forderte Besser nun nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, daß Deutschland sein Schicksal in die Hand nehme, sich aus Not, Leid und Elend befreie, vor allem aber eine Jugend heranbilde, die *treu, fest und stark* an einer besseren Zukunft baue. *Deutschlands Jugend ist Deutschlands Hoffnung*, erklärte Besser. Sie müsse *natürlich* und das hieß für ihn *in der Natur und durch die Natur* erzogen werden²¹. Aus diesem Grunde nahm er in Schule und Internat zahlreiche Änderungen vor. Er kürzte die Zahl der Fächer und die Länge der Unterrichtsstunden, verband das Lehrer- mit dem Erzieheramt, schuf lichte Schlaf- und gemütliche Wohnzimmer, nahm Mädchen ins Internat auf, wenn sie hier schon Brüder hatten, sorgte für gesunde Ernährung und angemessenen Sexualkundeunterricht und gab seinen Zöglingen reichlich Gelegenheit zu körperlicher Betätigung im Freien. Überhaupt war ihm Sport wichtig. So konnten seine Schüler draußen Tennis, Fuß- und Schlagball spielen, drinnen am Reck, Pferd und Barren turnen, zum Fischen, Schwimmen, Rudern an die Jagst gehen oder „frisch-fromm-fröhlich-frei“ durch Wiese, Wald und Feld streifen.

Neben der *Natur* war die *Freiheit* das zweite große Schlagwort, das die Reformpädagogen der frühen Weimarer Republik beschäftigte. Auch Besser schrieb es auf seine Fahne. *Unser Grundsatz ist es*, erklärte er, *jedem die größtmögliche Freiheit zu gewähren*. Feste Vorschriften, absolute Verbote und die Ausübung unnötigen Zwangs waren ihm ein Greuel. Er fügte indes hinzu: *Freiheit will verdient sein, wenn anders sie nicht, wie das Beispiel unserer Zeit leider zeigt, in Zügellosigkeit ausarten soll*²². Im Gegensatz zu Stracke vertrat Besser eine freiheitlich-liberale Pädagogik, war allerdings strikt gegen eine „laissez-faire-“ oder gar „anti-autoritäre Erziehung“, wie sie etwa von Siegfried Bernstein oder Alexander Neill propagiert wurde. Um seinen Schülern als Individuen gerecht zu werden, entwickelte er ein System von *Freiheitsklassen*, in dem jeder die seiner Entwicklung und Reife gemäße Einordnung erfuhr.

In dem Maße, in dem uns einer die Beweise liefert, daß er sich selber zu zügeln und zu lenken weiß, in eben dem Maße soll er der allgemeinen Zucht und Aufsicht enthoben und auf die eigenen Füße gestellt werden. Zu dem Zwecke haben wir

20 Reformschule und Landerziehungsheim Schloß Kirchberg a. Jagst (Württemberg), Prospekt 1919, S. 3–5, 14, 6.

21 Reformschule (wie Anm. 20), S. 3 f.

22 Reformschule (wie Anm. 20), S. 13.

eine sorgfältig durchdachte Einrichtung getroffen, nach der die Gesamtheit der Zöglinge in mehrere Freiheitsklassen eingeteilt wird. Mit zunehmendem Alter kann sich jeder durch Fleiß und Wohlverhalten aus der niedrigsten derselben stufenweise bis zur höchsten emporarbeiten, die fast unbeschränkte Freiheit gewährt. Naturgemäß können ihr nur diejenigen älteren Schüler angehören, die sich durch ihr Benehmen das unbeschränkte Vertrauen all ihrer Lehrer erworben haben. Für den normalen Schüler ist die gewöhnliche zweite Freiheitsklasse, die ebenfalls ein ziemliches Maß von Freiheit gewährt, aber doch die nötige Aufsicht nicht vermissen läßt²³.

Im Vergleich mit anderen Internatsschulen weist das Erziehungsprogramm, wie es Besser im Prospekt von 1919 vorstellte, trotz vieler Veränderungen und Fortschritte einige beachtliche Leerstellen auf. Anders als etwa bei den Lietzschen Landerziehungsheimen gab es in Kirchberg keinen Werkunterricht, keine Projektarbeit, keine Arbeitsgemeinschaften und keine Schülermitverantwortung, aber auch keine „asketische Erziehung“ in der Form des Morgenlaufs, der kalten Duschen oder des Trainingsplans. Wie an den Lietzschen Schulen waren an der Schloß-Schule Nikotin und Alkohol grundsätzlich verboten, allerdings durften sie hier von den Mitgliedern der dritten Freiheitsklasse bei besonderen Gelegenheiten und in angemessenen Mengen genossen werden²⁴. Besser sah in der individuellen Regelung das beste Mittel, um seine Schüler von unerwünschten Aktivitäten und Vergnügungen abzuhalten, ihnen Zucht und Selbstdisziplin beizubringen und den vernünftigen Umgang mit Freiheit und Autonomie anzugewöhnen. Ohne Zweifel war Besser kein Reformers, der an der Spitze des pädagogischen Fortschritts marschierte. Er legte jedoch solide Fundamente, auf die seine Nachfolger aufbauen konnten.

Die Höhere Reformschule Schloß Kirchberg erlebte nach dem Ersten Weltkrieg eine bemerkenswerte Blüte. Ungeachtet der Niederlage, Hungersnot und Revolution besuchten bis zu 91 Schüler – davon 56 interne Jungen und 15 Mädchen – die Bessersche Schule. Unter den Internatsschülern tummelten sich der Enkel von Graf Zeppelin, die Nachkommen des Götz von Berlichingen und Diplomaten- und Honoratiorenkinder, die zum Teil von weit her aus dem Ausland kamen: aus Italien, Bulgarien, Rußland und Venezuela²⁵. Wegen der zahlreichen Anmeldungen

23 Reformschule (wie Anm. 20), S. 13.

24 Vgl. Wild (wie Anm. 19), M. Knoll (Hrsg.): Kurt Hahn: Reform mit Augenmaß. Ausgewählte Schriften eines Politikers und Pädagogen, Stuttgart 1998 und H. J. Apel, M. Knoll: Aus Projekten lernen. Grundlegung und Anregungen, München 2001.

25 Zur Schülerentwicklung s. die diversen Berichte der Reformschule Kirchberg an das Bezirksschulamt Mergentheim 1917 bis 1925, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160. – In einem Schreiben des Oberamts Gerabronn an die Ministerialabteilung für die höheren Schulen in Stuttgart werden die steigenden Schülerzahlen während der Hungerjahre anklagend folgendermaßen begründet: die Schloß-Schule betreibe in Anzeigen unlautere Werbung, wenn sie für ihre Zöglinge *vorzügliche Verpflegung* in Aussicht stelle. Außerdem hamstere sie illegal Lebensmittel und ermögliche ihren Schülern verbotenerweise, die begehrten Nahrungsmittel nach Hause zu schicken. Schreiben vom 6. September 1918, StadtA Kirchberg, Bestand VIII, 2.

Schloß Kirchberg-Tagst

ReformSchule
und
Landerziehungsheim



**Höhere staatlich genehmigte
Privatschule mit Internat.**

Ziel:
Mittlere Reife.

Telefon 16.

Prospekt. :-: Referenzen.

Abb. 5 Anzeige aus der späten Besser-Zeit (Stadtführer von Kirchberg, Verlag Friedrich Bauer, 1926).

konnte Besser bereits im April 1919 zusätzlich zum Eberhardsbau den rechten Seitenflügel des Schlosses, den sog. „Witwenbau“, als neues Wohn- und Wirtschaftsgebäude anmieten und im linken Seitenflügel, dem ehemaligen „Marstall“, eine neue Turn- und Spielhalle einrichten lassen (heute Speisesaal des Alten- und Pflegeheims). Die Umgestaltung des alten Pferdestalls zum respektablen Sportlokal offenbarte Bessers Phantasie und Tatkraft. Sieben Jahre vor dem Bau der „Turn- und Liederhalle“ an der Crailsheimer Straße war der Marstall die erste und einzige Turnhalle, die in Kirchberg und Umgebung existierte. Großzügig stellte Besser sie der örtlichen Turngemeinde und der Evangelischen Volksschule für ihre Sport- und Trainingsstunden zur Verfügung²⁶.

Die Blüte der Schule währte indes nicht lange. Mit der Inflation und Wirtschaftskrise der frühen zwanziger Jahre nahm die Zahl der Schüler, aber auch die Zahlungsfähigkeit der Eltern rapide ab, so daß Besser die Miete für die Schul- und Internatsräume bald nicht mehr aufbringen konnte. Zugleich klagte er die Fürstliche Domänenverwaltung an, überhöhte Pacht und Abgaben zu verlangen. Die Schlichtung, die nach jahrelangem Streit schließlich zustande kam, brachte jedoch keine wesentliche Erleichterung²⁷. Froh und glücklich, damit Ärger, Verantwortung und Schulden loszuwerden, verkaufte Besser seine Schule am 13. Juni 1926 an den 47-jährigen Reformpädagogen und Lietz-Anhänger Adolf Zoellner. Unter großem persönlichen Einsatz gelang es Zoellner am Ende, die Schloß-Schule wieder zu einem lebensstüchtigen Landerziehungsheim aufzubauen. Dabei wurde er tatkräftig von Amalie Pfündel unterstützt, die er am 1. November 1926 als *Hausdame* eingestellt hatte²⁸.

Adolf Zoellner und Amalie Pfündel

Der Aufbau einer Schule war dem am 30. Mai 1879 in Witten an der Ruhr geborenen Adolf Zoellner nicht neu²⁹. Er stammte aus einem Pfarrhaus in Westfalen, hatte in Berlin Architektur, Mathematik und Physik studiert und um 1910 schon einmal eine Schule in Schleswig-Holstein besessen, die er nach dem Vorbild der Lietzchen Landerziehungsheime ausgestalten wollte. Der Erste Weltkrieg unter-

26 Mietvertrag zw. der Fürstl. Hohenlohschen Domänenkanzlei und R. Besser vom 10. Mai 1919 und folgender Briefwechsel, außerdem Fürstl. Hohenlohsche Domänenkanzlei an die Evangelische Volksschule Kirchberg, Schreiben vom 24. Februar 1925, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a.

27 Für die Auseinandersetzung zw. Besser und der Fürstl. Hohenlohschen Domänenkanzlei s. Unterlagen beginnend 24. Oktober 1924, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a.

28 Zur Zoellner-Ära s. auch die wertvolle Dokumentation von A. Braun, E. Borchers, E. Steinmann (Hrsgg.): *Die Schloß-Schule 1926–1986*. 2 Bde, Kirchberg/Jagst 1986. – Verkauf der Reformschule Kirchberg an Zoellner, Bescheinigung vom 13. Juni 1926, StA Neuenstein, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a; Zoellner über A. Pfündel, Zeugnis vom 22. Juli 1930, Schloß-Schul-Archiv.

29 Biographische Angaben weitgehend nach A. Pfündel, Lebensbild Adolf Zoellners [1976], Schloß-Schul-Archiv, auch in Braun, Borchers, Steinmann (wie Anm. 28), S. 10–13.



Abb. 6 Adolf Zoellner und Amalie Pfündel im Gespräch mit einem Lehrererzieher (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1930).

brach den verheißungsvollen Beginn. Zoellner wurde als Junggeselle sofort zur Infanterie eingezogen. Mit Ausnahme einer kurzen Zeit, die er wegen einer schweren Verwundung im Lazarett Künzelsau verbrachte, stand er vier Jahre an vorderster Front. Als er nach Kriegsende zurückkam, war seine Schule nicht mehr vorhanden. Ein alter Professor hatte sie in schwieriger Zeit nicht halten können. So ging Zoellner 1918 an die zehn Jahre zuvor von dem ehemaligen Lietz-Mitarbeiter Gustav Marseille gegründete *Erziehungsschule Schloß Bischofstein* bei Lengenfeld im südlichen Eichsfeld/Thüringen. Dort arbeitete er als *wissenschaftlicher Lehrer* und – unter Marseilles Nachfolger Dr. Wilhelm Ripke – als *stellvertretender Leiter*³⁰. Von seinen Kollegen unterschied sich Zoellner nicht nur durch sein höheres Alter, sondern vor allem durch den ungebrochenen Willen, endlich eine eigene Schule leiten zu können. Der Bischofsteiner Altschüler Günther Hangen erinnert sich: *Adolf Zoellner fiel neben den meist jüngeren sport- und wanderbegeisterten Kollegen etwas aus dem Rahmen. Der untersetzte Mann, der als Junggeselle allein in einem Gartenhäuschen im Park wohnte, wirkte weniger kumpelhaft als diese, eine strenge, aber wohlwollende Gestalt, dem keiner zu widersprechen wagte. Die Tatsache, daß er die „Strafarbeit“ am freien Samstagnachmittag beaufsichtigte, tat seiner achtungsgebietenden Bewertung durch die Schüler keinen Abbruch*³¹. Am Tage bevor Zoellner nach Kirchberg kam und am 1. August 1926 die Schloß-Schule übernahm, heiratete er im Schöntal/Jagst die 51-jährige Frieda Meyer, eine der Hausdamen, mit denen er in Bischofstein eng zusammengearbeitet hatte.

Eingedenk der unerquicklichen Auseinandersetzung, die sie wegen Miet- und Geldangelegenheiten mit Besser hatte, verlangte die Fürstlich Hohenlohsche Domänenkanzlei nun von seinem Nachfolger Namen und Adressen, um dessen Vertrauenswürdigkeit und Zahlungsfähigkeit zu überprüfen. Zoellner nannte Schulleiter Dr. Ripke aus Bischofstein, Oberschulrat Dr. Vogel aus Magdeburg und Seminararzt Dr. Endress aus Schöntal/Jagst als Referenzen³². Karl Endress, der Zoellner aus seiner Zeit als praktischer Arzt in Lengenfeld und als Schularzt von Bischofstein kannte, charakterisierte ihn in einem Schreiben so: *Ich habe Herrn Zoellner als aufrichtigen, gerechten, ehrlichen, zielbewußten Menschen kennen und schätzen gelernt. Als Lehrer und Jugenderzieher war er äußerst tüchtig und bei seiner gerechten Strenge bei seinen Schülern äußerst beliebt. Er ist durchaus frei von der Weichlichkeit und Kurzsichtigkeit, wie sie in der modernen Jugenderziehung besonders in den Landerziehungsheimen sehr häufig geübt wird. Auch zum Leiter einer Schule halte ich Herrn Zoellner für geeignet... Bei seiner Zielbewußtheit u. Energie und seiner guten kaufmännischen Veranlagung glaube ich, daß er bei Übernahme der Kirchberger Schule diese rasch in die Höhe und zur*

30 Zur ersten Information über Marseilles, Ripke und Bischofstein s. K. Schwarz: Bibliographie der deutschen Landerziehungsheime, Stuttgart 1970, S. 174 ff.

31 G. Hangen, Über Adolf Zoellners Zeit in Bischofsstein (1918–1926), Schreiben vom 5. September 1991, Schloß-Schul-Archiv.

32 Zoellner an die Fürstl. Hohenlohsche Domänerverwaltung, Schreiben vom 20. Juni 1926, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1a.

*Blüte bringen dürfte, zumal auch in Württemberg ein starkes Bedürfnis nach einer Schule für Kinder von Landärzten, Landpfarrern, Gutsbesitzern u. s. w. besteht, die oft kaum eine andere Möglichkeit der Ausbildung ihrer Kinder haben*³³. Die Fürstliche Verwaltung fand sich schnell zum Vertragsabschluß bereit. Ausschlaggebend dürfte gewesen sein, daß Zoellner mit Dr. Endress einen noblen Freund und mit Hauptmann Martin de Cuvry aus Marburg einen Geldgeber vorweisen konnte, der auch schon Marseille bei der Gründung seiner Erziehungsschule selbstlos unterstützt hatte.

Wissen wir über Herkunft, Studium und beruflichen Werdegang der ersten Leiter der Schloß-Schule sehr wenig, so sind wir – aufgrund einer detaillierten biographischen Notiz – über das Leben von Amalie Pfündel ausgesprochen gut informiert³⁴. Amalie Pfündel wurde am 31. Dezember 1897 als Tochter des Finanzamtmannes Julius Andelmann in Geislingen an der Steige geboren. In Stuttgart besuchte sie das Evangelische Töchterinstitut, danach arbeitete sie für ein Jahr als au-pair-Mädchen im Elsaß, um ihre Französischkenntnisse zu verbessern. Zurück in Stuttgart ließ sie sich am Fröbelschen Kindergärtnerinnenseminar zur *Kindergärtnerin I. Klasse* ausbilden. In den Jahren 1916 bis 1918 betreute sie Kinder und Jugendliche in Familien und Ferienkolonien und durfte – kriegsbedingt – als *Unterlehrerin* die ersten vier Klassen der Volksschule in Linsenhofen bei Nürtingen unterrichten. Nach dem Ersten Weltkrieg besuchte sie für ein halbes Jahr die Becksche Handelsschule in Ludwigsburg, ehe sie dann – bis zu ihrer Verheiratung 1922 mit dem Kaufmann Ernst Pfündel – in Stuttgart als *Bürogehilfin* in einer Rechtsanwaltskanzlei und als *Beamtin* in einer Lebensversicherungsbank arbeitete. Begleitet von ihrem zweijährigen Sohn Albrecht, kehrte sie in Kirchberg zu ihren pädagogischen Anfängen zurück und unterrichtete – mit behördlicher Erlaubnis – gelegentlich sogar in der Unterstufe Französisch.

1930 hatte Amalie Pfündel anscheinend vor, die Schloß-Schule zu verlassen. Zoellner stellte ihr jedenfalls am 22. Juli dieses Jahres ein Dienstzeugnis aus, in dem er sie als *Stütze* der Schule bezeichnete, ihren *Fleiß* und *Einsatz*, ihre *Zuverlässigkeit* und *Gewissenhaftigkeit* lobte und betrübt hinzufügte: *Frau Pfündel verläßt ihre Stellung zu unserem größten Bedauern, weil sie gern ein anderes Haus kennenlernen möchte*³⁵. Es kam indes nicht dazu. Amalie Pfündel – inzwischen auch Mutter einer Tochter, Ursula, und geschieden – blieb in Kirchberg und wurde nach dem tragischen Freitod Frieda Zoellners im August 1930 immer mehr zur rechten Hand des „Chefs“. Sie war Hausdame, Lehrerin, Sekretärin, Buchhalterin, Leiterin der Hauswirtschaft – kurz: sie war die „Seele“ des Landerziehungsheims, die von vielen Schülern liebevoll „Ma“ genannt wurde. Wie der Altschüler Willy Dautermann im Rückblick schrieb: *Amalie Pfündel schwang ebenso resolut den*

33 K. Endress an die Fürstl. Hohenlohische Domänenverwaltung, Schreiben vom 21. Juni 1926, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a.

34 A. Pfündel: Handgeschriebener Lebenslauf [ca. 1930], Schloß-Schul-Archiv.

35 Zoellner über A. Pfündel, Zeugnis vom 22. Juli 1930, Schloß-Schul-Archiv.

*Kochlöffel wie den Schlüsselbund, der ihr alle Kemenaten öffnete. Man fand sie ebenso engagiert in der Kanzlei wie auf den Rundgängen durch das weiträumige Internat. Den Jüngeren war sie liebevolle Vize-Mama, den Älteren die große Schwester, die für fast alles Verständnis hatte und zu der man mit all seinen großen und kleinen Nöten kommen durfte*³⁶. Als Zoellner mit der Verstaatlichung der Schule am 1. April 1944 seine Stellung verlor und ihm nach Kriegsende von der amerikanischen Besatzungsmacht die Leitung der Schule entzogen wurde, führte Amalie Pfündel die Schule im Geiste Zoellners bis in die sechziger Jahre hinein weiter. Länger als jeder andere beeinflusste und prägte die energische Frau und Mutter zweier Kinder die Geschichte und Entwicklung der Schloß-Schule in Kirchberg.

Kontinuität und Wandel

Mit dem Kauf der Kirchberger Schule ging Zoellner ein großes finanzielles und persönliches Wagnis ein. Er hatte 30.000 Mark bezahlt und dafür Mobiliar und die Einrichtung, aber auch 22 interne und 17 Ortsschüler erworben, die die Sexta bis Untersekunda (heute 5. bis 10. Klasse) besuchten und vorerst von vier hauptamtlichen Lehrern (einschließlich von Rudolf Better, der erst Ostern 1927 die Schule verließ) unterrichtet wurden. Der erste Prospekt, der unter Zoellners Ägide im Herbst 1930 herauskam, signalisierte mit seinem Titel *Landerziehungsheim Schloß Kirchberg an der Jagst – Reformschule* Kontinuität und Wandel. Einerseits erinnerte er an die unvergessenen Anfänge der Schule bei Stracke – tatsächlich war die Schloß-Schule bei den alteingesessenen Kirchbergern bis in die siebziger Jahre unter dem Namen *Reformschule* bekannt; andererseits deutete er durch die umgekehrte Reihenfolge beider Begriffe an, daß die von Better begonnene Umgestaltung zum modernen Internat und *Landerziehungsheim* fortgesetzt und vorangetrieben werden sollte. Auf den Briefbögen und späteren Prospekten, das sei hinzugefügt, nannte sich die Schloß-Schule nicht einfach Landerziehungsheim, sondern *Württembergisches Landerziehungsheim* – dies offenbar der Versuch, sich als einziges und führendes Internat dieser Art im ganzen Lande darzustellen³⁷.

Wie seine Vorgänger war auch Zoellner kein großer pädagogischer Theoretiker und Schriftsteller – ja, mehr noch als diese scheute er sich, seine Vorstellungen über Erziehung und Bildung schriftlich zu fixieren und einer größeren Öffentlichkeit bekanntzumachen. Nachweislich gibt es aus den Anfangsjahren keine Passage, in der Zoellner seine Erziehungsphilosophie ausführlicher darstellte als in

36 W. Dautermann, Rede zum 22. Mai 1976, Schloß-Schul-Archiv.

37 Landerziehungsheim Schloß Kirchberg an der Jagst – Reformschule, Prospekt o. J. [1930]; Württembergisches Landerziehungsheim Schloß Kirchberg a. Jagst – Kinderheim, Prospekt o. J. [1931]. – Im Jahr 1926, als Zoellner die Schloß-Schule Kirchberg übernahm, eröffnete Ludwig Wunder bei Schwäbisch Hall das Landerziehungsheim Schloß Michelbach/Bilz, das in dieser Form bis 1945 existierte. Vgl. Schwarz (wie Anm. 30), S. 202 f.

den wenigen Sätzen, die sich im Schulprospekt von 1930 finden. *In den Vordergrund unserer Erziehungsarbeit, schrieb er dort, stellen wir die Charakterbildung: wir wollen unsere Jungen zu verantwortungsbewußten und selbständigen Menschen erziehen und glauben, daß dies nur möglich ist in einer Gemeinschaft, in der ein Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern besteht. Dies suchen wir zu fördern durch Arbeitsgemeinschaften, in denen Lehrer und Schüler zusammenfinden. Der Pflege des Verantwortlichkeitsgefühls dient eine gewisse Selbstverwaltung: die Aufrechterhaltung der Ordnung in Schule und Haus liegt zum Teil in den Händen der Schüler... Die Beteiligung am Werkunterricht ist freiwillig. Wir halten die Mitwirkung der Frau bei der Erziehung für notwendig, und unsere Kleinen stehen unter ihrer besonderen Obhut. Koedukation aber lehnen wir ab*³⁸. So knapp die Formulierungen auch sind, sie offenbaren, zumal im Kontext des ganzen Prospekts gelesen, daß sich Zoellner – etwa durch die Betonung der Charakterbildung und des Gemeinschaftslebens – zurecht in die Tradition der Reformpädagogik und Landerziehungsheimbewegung stellte. Sie lassen darüber hinaus erkennen, daß Zoellner zwar leicht hinter Besser zurückfiel, wenn er der Koedukation – im Internat – eine Absage erteilte, er aber weit über Besser hinausging, wenn er auf die Bedeutung der Schülermitverantwortung und Arbeitsgemeinschaften hinwies, wie er sie in Bischofstein kennengelernt hatte.



Abb. 7 „Fingernägelappell“ vor dem Essen im Schloßhof (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1935).

38 Landerziehungsheim (wie Anm. 37), S. [4].



Abb. 8 Sportunterricht im Jagstbogen (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1935).

Zoellner wußte sehr wohl, daß diese seine Äußerungen über Bildung und Erziehung zu knapp waren, als daß sie potentielle Eltern und Schüler von den Vorzügen seines Landerziehungsheims überzeugten. Der Prospekt von 1930 enthielt daher einen zweiten, weit umfangreicheren Teil, in dem ein *früherer Schüler* das *Leben in Kirchberg* anschaulich schilderte. Der Autor dieses Berichts war der bereits erwähnte Willy Dautermann, einer der ersten Abiturienten der Schloß-Schule und später erfolgreicher Journalist und Chefredakteur der Rheinpfalz-Zeitung in Ludwigshafen. An Dautermanns Bericht über einen fiktiven Durchgang durch das Landschulheim werden die wesentlichen Veränderungen des Schul- und Internatslebens sichtbar, die sich seit Strackes und Bessers Zeiten ergeben hatten.

Die Jungen sind gerade beim Anziehen. Vor einer halben Stunde hat sie der Schüler vom Wochendienst geweckt. Verschlafen stehen sie nach fünf Minuten in Turnhose und Sandalen auf dem Schloßhof in Reih und Glied. Aber nicht nur jetzt in der schönen Jahreszeit, auch im kalten Winter wachen alle bei dem Dauerlauf durch den langen Schloßpark auf. Und selbst der Verschlafenste gähnt nicht mehr, wenn die anschließenden Freiübungen zu Ende sind. Um ½ 8 ist für die Kleinen bis Obertertia einschließlich ein Schuhappell. Der Direktor stellt dabei die sauberen bzw. schmutzigen Stiefel, Ohren und Nägel fest. Fünf Minuten später sitzen alle im großen, freundlichen Speisesaal bei ihren knusprigen Brötchen, die krachend verzehrt werden...

Der Morgen ist vollständig, wie das überall ist, durch den Unterricht ausgefüllt. In den unteren Klassen finde ich die üblichen Schulbänke vor. In den oberen Klassen stehen Tische, um die Lehrer und Schüler herumsitzen. Kein äußerliches Zeichen

deutet da mehr auf die Sonderstellung des Lehrers. Aber gerade hier, wo auf Gegenseitigkeit beruhende Freundschaft und Achtung die sonst schroffen Gegensätze ausgleichen, finde ich den ernstesten Arbeitseifer, der mir bisher fremd war...

Der Nachmittag wird ganz verschieden ausgefüllt. An zwei Nachmittagen ist Turnen, an einem Sport. Geturnt wird in der großen Halle, bei schönem Wetter auch im Schloßhof oder auf dem Sportplatz an der Jagst, wo neben der Gymnastik hauptsächlich Wettlauf, Kugelstoßen, Speerwerfen und ähnliches getrieben wird. Der Medizinball tut das seine für den Brustkasten. Freudig geht alles vor sich. Am Sportnachmittag spielt man Faustball, Fußball, Schlagball u. s. w. In der Halle wird natürlich das Gerät bevorzugt. An zwei anderen Nachmittagen ist praktische Arbeit. Ein Teil der Schüler geht regelmäßig in die Schreinerei und Schlosserei. Ein lustiges Hämmern, Klopfen und Hobeln ertönt, daß der ganze Schloßhof davon widerhallt. Andere Schüler werden im Garten beschäftigt...

Nach dem Nachmittagskaffee findet die Arbeitsstunde statt: die Kleinen arbeiten unter Aufsicht eines Lehrers, die Großen und solche, die für genügend reif befunden werden, selbständig auf ihren Zimmern. Nach dem Abendessen wird gesungen, musiziert, gespielt, in der Halle geturnt, von Lehrern geleitete Leseabende versuchen, alle literarisch zu interessieren. Mancher sitzt auf den Zimmern, in denen Ruhe herrschen muß, um noch zu arbeiten. Andere befinden sich im Lesezimmer, um deutsche, französische oder englische Zeitungen u. s. w. zu studieren... So weht in Kirchberg keine drückende Luft von finsternen Lehranstalten. Nein, wir sind Schüler des freien Landheims, und wir wollen vor allem lernen, die Freiheit richtig zu verwenden³⁹.

Der Bericht gibt, da erheblich gekürzt, nur einen unvollkommenen Einblick in Art und Umfang der Unternehmungen, die an Zoellners Landerziehungsheim außerhalb des Unterrichts angeboten wurden. Abgesehen von den hier geschilderten erwähnte Dautermann noch weitere Aktivitäten und Beschäftigungen: Schachturniere, Orchesterproben, Musikabende, Theateraufführungen, Vorträge mit anschließender Diskussion und – nicht zuletzt – frohe Tanznachmittage mit den Kirchberger Honoratiorentöchtern und den jungen Damen aus dem Pensionat der Villa Schöneck, die gegenüber jenseits der Jagst in Hornberg lag. Für ihn unvergeßlich auch die Sonntagsausflüge mit dem Fahrrad nach Rothenburg, Dinkelsbühl und Schwäbisch Hall und die großen Zeltfahrten, die zu Pfingsten an die Mosel, an den Bodensee und in die Fränkische Schweiz unternommen wurden. Im Schuljahr 1927/28 kamen für die älteren Schüler zwei – nicht unumstrittene – Attraktionen hinzu: das Lesezimmer wurde zum Rauchen freigegeben und das Kleinkaliberschießen wurde im Schloßhof erlaubt⁴⁰.

39 Landerziehungsheim (wie Anm. 37), S. [6 ff.].

40 Landerziehungsheim (wie Anm. 37), S. [10]; W. Dautermann, Rede zum 22. Mai 1976, Schloß-Schul-Archiv; Die Abhaltung von Schießübungen durch die Zöglinge der Reformschule im nördlichen Hof des Fürstlichen Schlosses von Kirchberg/J., Anordnungen vom 15. September 1927, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a.



Abb. 9 Schlosserei im Witwenbau (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1930).

Viele dieser Aktivitäten konnten ohne Geld und Umstände verwirklicht werden, andere erforderten Mittel und Investitionen, die klein sein konnten wie etwa beim Fotolabor, das unter der Haupttreppe im Witwenbau eingerichtet wurde, oder groß sein mußten wie etwa bei den baulichen Maßnahmen, die Zoellner gleich zu Beginn seiner Amtszeit in Angriff nahm. Dabei handelte es sich um drei aufwendigere Bauvorhaben: (1.) ließ Zoellner 1926 in der ehemaligen Waschküche des Eberhardsbaus ein *Brausebad* für die Schüler einbauen, weil ihm die Kosten für das bisher benutzte städtische Bad in der Hohenloher Straße viel zu hoch erschienen; (2.) ließ er 1927 in der ehemaligen fürstlichen Hofküche und Backkammer des Witwenbaus funktionstüchtige Werkstätten einrichten, damit seine Schüler von den Kirchberger Meistern ihres Fachs, nämlich von Automechaniker Emil Botsch, Drechslermeister Ernst Melber und Schreinermeister Wilhelm Wex, in die Techniken und Feinheiten des Tischlerns und Schlosserns eingeführt werden konnten; und schließlich ließ er (3.) die von Besser im Marstall geschaffene Turnhalle 1928 umfassend renovieren, damit dort nicht nur Sport getrieben, sondern auch Feste gefeiert werden konnten. Ganz im Lietzschen Sinne bekam die gesamte Schule zum



Abb. 10 Renovierung der Turnhalle im Marstall (Schloß-Schul-Archiv, 1928).

Herrichten der Halle eine Woche unterrichtsfrei⁴¹. Die Kleinen schleppten [von der Jagst] Sand und Steine heran, um den Boden zu ebnen. Dann wurden schwere Balken gelegt, und über sie kam der eigentliche Bodenbelag. Da tönte ein tagelanges Hämmern der Großen, die unter Anleitung des Tischlers [und Hausmeisters Max Stapf] diese Arbeit in vollendeter Weise zur Ausführung brachten. Die von Pferdezáhnen angenagten Säulen wurden ausgebessert; Tüncherarbeiten wurden geleistet und Licht gelegt. Zum Schluß, als sich alles über das gelungene Werk freute, wurde die Halle festlich geschmückt und in froher Weise im Beisein verschiedener Eltern eingeweiht⁴².

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Die Neuerungen, die Zoellner einführte, betrafen nicht nur das Internat, sondern auch die Schule. Auch hier war sein Ziel hochgesteckt. Der Plan zur Neugestaltung der Schule bestand – wie der Aufbau des Internats – ebenfalls aus drei Teilen. Er erstreckte sich zum ersten auf die unteren Klassen. So erweiterte Zoellner die Bessersche *Vorschulklasse* zu einer *Abteilung für Grundschüler*, indem er Kinder von sechs bis zehn Jahren ins Internat aufnahm, die entweder die Evangelische Volksschule im nahegelegenen alten Schulhaus oder – nach § 4 des Grundschulgesetzes vom Besuch der öffentlichen

41 Gemeinderatsprotokolle, Stadt Kirchberg, 8. Juli 1914; Zoellner an die Fürstl. Hohenlohsche Domänenverwaltung, Schreiben vom 26. September 1926, 19. September 1927, 13. Februar 1928, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1 a. – Die Handwerker Botsch, Melber und Wex werden charakterisiert in R. Holzinger, W. Schöpf: 100 Jahre Kirchberger Gewerbe. Zeitzeugen erinnern sich, Kirchberg 2001, S. 42, 177, 210.

42 Landerziehungsheim (wie Anm. 37), S. [9f.].

Grundschule befreit – die Schloß-Schule besuchten. Zum zweiten bezog sich der Reorganisationsplan auf die Mittel- und Oberstufe. Dort schaffte Zoellner das seit der Lateinschulzeit bestehende Mischsystem aus Realschule und Progymnasium ab und baute die bisher gelegentlich bis zur Obersekunda reichende siebenklassige Reformschule zu einem Gymnasium aus, das alle neun Klassen der Oberrealschule und des Realgymnasiums umfaßte⁴³. Zum dritten sah sein Reorganisationsplan die staatliche Anerkennung der Schule vor. Zoellner wollte erreichen, daß seine Schüler die Abschlußprüfungen nicht mehr – wie gehabt – als *Schulfremde* ablegen mußten, sondern sie – wie die Schüler öffentlicher Schulen auch – im eigenen Hause und unter Beteiligung der eigenen Lehrer ableisten durften.

Anders als die beiden ersten Teile war der dritte nicht so leicht zu verwirklichen. Zudem war es der Teil seines Plans, den Zoellner als existentiell für die Schloß-Schule ansah und *im Interesse der Erhaltung der Schule und der Hebung der Konkurrenzfähigkeit gegenüber gleichen Instituten in anderen Ländern* intensiv verfolgte⁴⁴. Die erste Hürde, die es zu überwinden galt, war ein Behördenwechsel. Seit ihrer Gründung unterstand die Schloß-Schule der Aufsicht des für das niedere Schulwesen zuständigen Evangelischen Oberschulrats. Für die Gymnasien – wie für die Lateinschule zuvor – war jedoch die Ministerialabteilung für die höheren Schulen zuständig. Um den Wechsel von einem Amt zum anderen herbeizuführen, mußte – abgesehen von der Verpflichtung, jedes Jahr einen Schul- und Entwicklungsbericht vorzulegen – eine weitere Bedingung erfüllt werden. Mit den Worten des Württembergischen Kultministeriums: *Die Zusammensetzung des Lehrkörpers ist soweit als möglich den Verhältnissen an den öffentlichen höheren Schulen anzugleichen*⁴⁵. In der Tat war die Lehrerfrage ein schwer zu lösendes Problem. Wie jedes Landerziehungsheim brauchte auch die Schloß-Schule idealerweise Mitarbeiter, die eine Doppelqualifikation besaßen: sie mußten – als Lehrer – gut unterrichten und – als Pädagogen – gut erziehen können. Zoellner kannte das Problem und beschrieb es so: *Auch sehr tüchtige Lehrer sind oft schlechte Erzieher, und manche können sich nur durch fortgesetzte Strafmaßnahmen oder durch falsche Kameradschaft mit den Schülern einen gewissen Respekt verschaffen. An ein Landheim gehören nur Lehrer, welche Freunde und Helfer der Schüler sein können*⁴⁶. Zoellners Erwartung an die durchschnittlich fünf Lehrer war hoch und die Lehrerfluktuation dementsprechend groß. Von den ca. 30 Lehrererziehern, die – außer Zoellner und Amalie Pfündel – zwischen 1926 und 1933 an der Schloß-Schule arbeiteten, waren nicht mehr als fünf länger als zwei Jahre und gerade einmal zwei länger als fünf Jahre in Kirchberg tätig. Wegen des wachsenden Lehrerüberschusses konnte Zoellner jedoch allmählich genügend Studienassessoren und

43 Landerziehungsheim (wie Anm. 37), S. [3].

44 Stadtgemeinde Kirchberg, Gemeinderätliche Äußerung, 28. November 1932, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160.

45 Württ. Kultministerium, Erlaß vom 16. Oktober 1928, Schloß-Schul-Archiv.

46 Zoellner an Ministerialabteilung für die höheren Schulen, Schreiben vom 15. Februar 1932, Schloß-Schul-Archiv.

Akademiker als Mitarbeiter gewinnen, um die personelle Auflage der oberen Schulbehörde zu erfüllen⁴⁷. Nach einem Inspektionsbesuch, bei dem Regierungsrat Dr. Otto Schmidt aus Stuttgart zwei Tage lang die Lehrpläne, Stundentafeln und Fachräume kontrollierte, vor allem aber den Unterricht besuchte und die Lehrer und Schüler überprüfte, kam endlich am 8. Mai 1929 der langersehnte Erlaß: *Das Landerziehungsheim Kirchberg a. J. ist mit Wirkung vom Schuljahrsbeginn 1929/30 in den Geschäftskreis der Ministerialabteilung für die höheren Schulen übergegangen*⁴⁸. Damit war die Schloß-Schule auch offiziell in die Runde der Gymnasien aufgestiegen, und seitdem fehlte der Hinweis *staatlich genehmigt* oder *Die Schule untersteht der Aufsicht der Ministerialabteilung für die höheren Schulen in Stuttgart* in keiner Anzeige und in keinem Prospekt.

Im Gegensatz zur staatlichen Anerkennung war mit der *staatlichen Genehmigung* allerdings nicht das Recht verbunden, an der eigenen Schule die mittlere Reife oder das Abitur abzunehmen. Um dieses Recht zu erhalten, fehlte in Kirchberg eine entscheidende Voraussetzung, nämlich der Nachweis, daß die *Leistungen* der Schloß-Schule *eine gewisse Zeit hindurch* denen einer öffentlichen Schule mit



Abb. 11 Physikunterricht im Eberhardsbau (Schloß-Schul-Archiv, ca. 1930).

47 A. Zoellner, Lehrerliste 1926 bis 1933, Schloß-Schul-Archiv.

48 Evangelischer Oberschulrat, Erlaß vom 8. Mai 1929, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160.

ähnlichem Lehrplan *in jeder Hinsicht* entsprachen⁴⁹. So dauerte der für die Schloß-Schule äußerst unbefriedigende Zustand fort – trotz einer Entschließung des Kirchberger Gemeinderats, in der es hieß: *Als größtes Unternehmen am Platze hat die Stadtgemeinde größtes Interesse an der Erhaltung der Schule. Diese Erhaltung ist aber nach einmütiger Auffassung des Gemeinderats dem Herrn Direktor Zoellner dadurch erschwert, daß der Schule bis jetzt die Ermächtigung zur Abnahme der mittleren Reifeprüfung versagt wurde*⁵⁰. Wie bisher fuhren die Untersekundaner (10. Klässler) also nach Crailsheim und legten an der dortigen *Realschule mit Lateinabteilung* als *außerordentliche Teilnehmer* die Prüfung zur mittleren Reife ab; und wie bisher reisten die Oberprimaner (13. Klässler) in ihre deutschen Heimatländer, um sich dort als *Schulfremde* prüfen zu lassen, weil Schüler, die aus anderen Bundesstaaten kamen und weniger als zwei Jahre in Württemberg zur Schule gingen, in Schwäbisch Hall oder anderswo im Schwabenlande nicht zur Prüfung zugelassen wurden. So kam es, daß die neun Schloß-Schüler, die zwischen 1928 und 1932 zur Reifeprüfung antraten, ihr Abitur in Mainz (6), Darmstadt (2) oder Berlin (1) ablegten und – von Zoellner persönlich vorbereitet – auch alle mit gutem Erfolg bestanden⁵¹.

Ausblick

Die Umwandlung der Schloß-Schule von einem unvollständigen Progymnasium mit Pensionat zu einem vollausgebauten Gymnasium und Landerziehungsheim war 1933 im großen und ganzen abgeschlossen. Wie an den Lietzchen Heimen lebten die Kirchberger Schüler und Lehrer in einer engen pädagogischen Gemeinschaft, in der geistige Anregung, praktische Arbeit und intensive Naturbegegnung die entscheidende Rolle spielten. Was indes noch fehlte, war – schulisch gesehen – die staatliche Anerkennung und Abiturprüfung im Hause (sie kam 1937) und – internatlich gesehen – die formalisierte Schülerbeteiligung und Mitbestimmung (sie kam in den fünfziger Jahren). Doch so erfolgreich Zoellner die innere und äußere Schulentwicklung auch vorangetrieben hatte, die Weltwirtschaftskrise der zwanziger Jahre machte auch vor den Toren Kirchbergs nicht Halt. Nachdem die Schülerzahlen im Schuljahr 1926/27 explosionsartig von 22 auf 41 Internats- und von 5 auf 14 Ortsschüler gestiegen waren, fielen sie in den folgenden fünf Jahren Schritt

49 Württ. Kultministerium, Erlaß vom 16. Oktober 1928, Schloß-Schul-Archiv.

50 Stadtgemeinde Kirchberg, Gemeinderätliche Äußerung, 28. November 1932, StadtA Kirchberg, Bestand AZ 5160.

51 Prüfungsakten der Realschule mit Lateinabteilung Crailsheim, StAL E202, Bü 1342; Ministerialabteilung für die höheren Schulen, Schreiben vom 28. Januar 1927, 3. März 1927 und weiterer Schriftwechsel über Prüfungsangelegenheiten im Schloß-Schul-Archiv; A. Pfündel, Abiturienten der Anfangsjahre 1928 bis 1936, Schloß-Schul-Archiv.

Schule Schloss Kirchberg an der Jagst Landschulheim



*Oberrealschule und Realgymnasium
unter der Aufsicht der Ministerialabteilung
für die höheren Schulen in Stuttgart*

Direktor: Adolf Zoellner

Fernruf: Kirchberg a. d. Jagst 16

Schnellzugstation: Crailsheim (Württbg.)

Abb. 12 Schulprospekt aus der Zoellner-Zeit (Schloß-Schul-Archiv, 1933).

für Schritt wieder auf das Ausgangsniveau zurück. Am Tiefpunkt, Ostern 1932, besuchten nur noch 25 interne und 5 externe Schüler die Schloß-Schule⁵². Verzweifelt wie er war, senkte Zoellner einerseits das *Schul- und Erziehungsgeld* für interne Schüler um 25 Prozent von jährlich 1600.– auf 1200.– RM und suchte andererseits – auf Anraten von Amalie Pfündel – nach Möglichkeiten, die Einnahmesituation durch Zusatzangebote im Internat zu verbessern. In enger Verbindung mit der Grundschulabteilung errichtete er ein *Kinderheim*, für das er mit Anzeigen und Sonderprospekten intensiv warb. Das *Kinderheim*, verkündete der Prospekt von 1931, *besitzt landschaftlich wie gesundheitlich eine besonders bevorzugte Lage [... und] bietet gesunden wie erholungsbedürftigen Kindern ein Heim für einen längeren oder kürzeren Aufenthalt auch während der Ferienmonate*⁵³. Die medizinische Betreuung lag in den Händen des Kirchberger Haus- und Schularztes Dr. Josef Käß, dessen Erfahrung im Umgang mit Kindern und Kinderkrankheiten besonders herausgestellt wurde. Der Preis für die Unterbringung im Kinderheim belief sich auf *täglich 4 Mk. einschließlich Verpflegung, Bedienung, Licht, Bad und Wäschebehandlung*. Dieser Versuch, eine neue Klientel und Kundschaft zu erschließen, scheiterte jedoch kläglich. Während in die Grundschulabteilung bis zu fünf Kinder aufgenommen wurden, blieb das Erholungsheim leer. Wie schon Besser zehn Jahre zuvor mußte nun auch Zoellner in den sauren Apfel beißen, einen Brief an die Fürstlich Hohenlohische Domänenkanzlei in Öhringen schreiben und untätigst um Geduld, Zahlungsaufschub und Mietherabsetzung nachsuchen, was nicht einfach war, zumal darüber hinaus die Frage einer Verlängerung des Mietvertrages anstand. Die Verhandlungen zogen sich hin, waren indes nicht erfolglos – im Gegenteil: der Zahlungsaufschub wurde gewährt, die Miete herabgesetzt und der Vertrag bis 1938 verlängert⁵⁴. Dies war nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, daß die Fürstliche Verwaltung selbst keine Alternative hatte: sie konnte für die vielen Gebäude und Räume, die das Landerziehungsheim im weitläufigen Kirchberger Schloß belegten, nicht so schnell einen Nachmieter finden. Die Zeiten änderten sich plötzlich, wenn auch anders, als Zoellner gehofft und vorausgesagt hatte⁵⁵. Im Januar 1933 kamen die Nationalsozialisten an die Macht und errichteten eine schreckliche, totalitäre Diktatur. Dennoch: so furchtbar die nationalsozialistische Herrschaft politisch auch war, auf die wirtschaftliche Entwicklung wirkte sie sich zunächst einmal positiv aus. Fünf Jahre nach Hitlers Machtergreifung waren alle Betten des Kirchberger Landerziehungsheims belegt.

52 A. Braun, E. Borchers, E. Steinmann (wie Anm. 28), S. 14–19; Erhebungsbogen zur Statistik der höheren Lehranstalten, 15. Mai 1931, 1932, Schloß-Schul-Archiv.

53 Württembergisches Landerziehungsheim Schloß Kirchberg a. Jagst – Kinderheim, Prospekt [1931], S. 1.

54 Zoellner an die Fürstl. Hohenlohische Domänenverwaltung, Schreiben vom 4. August 1930, 24. September 1932, 14. Juni 1933, 29. Januar 1934, HZAN, Domänenkanzlei Öhringen Fach 152 Fasz. 1a.

55 Für eine ausführliche Darstellung der Jahre 1933 bis 1945 s. Alexander Braun, Eva Borchers, Michael Knoll: Zwischen Anpassung und Selbstbehauptung. Die Schloß-Schule Kirchberg im Nationalsozialismus, in: Pädagogische Rundschau 55 (2001), S. 441–456.

1938 besuchten 93 Interne und 26 Externe die Schule, eine Zahl, die – bezogen auf die Internatsschüler – erst Ende der siebziger Jahre wieder erreicht wurde. *Finanziell ging es uns prima*, urteilte Amalie Pfündel über die Zeit. *Reklame war nicht nötig, die Eltern und die Schulbehörde empfahlen uns*⁵⁶. Doch der Preis war hoch. Die Schüler mußten *blut- und bodengebundene Rassenkunde* lernen, in die Hitler-Jugend eintreten und in den Zweiten Weltkrieg ziehen. Der Schule erging es nicht besser. Sie wurde erst gleichgeschaltet, dann verstaatlicht, schließlich geschlossen und ausgeplündert. Adolf Zoellner und Amalie Pfündel sahen ihr Lebenswerk in Trümmern. Sie gaben indes nicht auf. Zu unserem Glück und Kirchbergs Wohl. Heute residiert die Schloß-Schule nicht mehr im barocken-Schloß hoch über der Jagst, sondern in modernen Gebäuden auf der Windshöhe. Sie beschäftigt ca. 70 Mitarbeiter und hat rund 300 Schülerinnen und Schüler, von denen – wie schon ganz am Anfang – die große Mehrheit aus Kirchberg und Umgebung kommt.

56 A. Pfündel, Lebensbild Adolf Zoellners [1976], Schloß-Schul-Archiv.

Elisabeth Pfisterer, Pfarrfrau in Gelbingen 1941–1952

VON ELISABETH PFISTERER¹

Zur Person: 1917 geboren, sah ich Hindenburg, erlebte Frauendemonstrationen, angeführt von Clara Zetkin und Dr. Wolf, dem Verfechter des Abtreibungsparagraphen 218, hörte und sah vor meinem Elternhaus eine riesige Frauendemonstration marschieren, die skandierte mit roten Fahnen und wehenden Haaren: mein Bauch gehört mir! Sie sehen, es gibt also nichts Neues.

Ich erlebte die Weimarer Republik, sah Hunderte von hungrigen Arbeitslosen, die ins Haus der Diakonie kamen und täglich um einen Essensnapf warme Mahlzeit anstanden. Das soziale Netz war löchrig, der Bankkrach 1929 lähmte die ganze Bürgerschaft, Straßenschlachten zwischen KPD, SPD und NSDAP. Es gab Tote.

Ich erlebte hautnah den Triumphzug Hitlers durch Stuttgart. Plötzlich war Ruhe in den Straßen. Es gab Arbeit. Neue Welt? Wer ahnte, dass diese Arbeitsbeschaffung Kriegsvorbereitungen dienen sollte? Erste Verhaftungen auch im Freundeskreis meiner Eltern. Plötzliche Überführung aller Verbände in NS-Organisationen. Mein Bruder wurde blutig geschlagen, als er einem bedrängten Pfarrer zu Hilfe kam. Ein äußerst verlockendes Angebot der Partei (ich war eine Zeitlang im BDM, zwangsüberführt von der Evangelischen Jugend) lehnte ich deshalb ab und blieb fest bei diesem Entschluss. Unsere Familie wurde so „parteibekannt“. Meine späteren Schwiegereltern wurden strafversetzt, weil sie einen sozialistischen Arbeitersekretär im kirchlichen Dienst schützten. Wir heirateten im September 1939 und kamen sofort in den Kriegseinsatz: ich wurde als Stationsschwester einer Klinik zugeteilt, mein Mann stand an der Front.

1941 Ernennung meines Mannes zum Pfarrer in Gelbingen: einem Dorf, das ebenfalls seine Spannungen mit Kirche und Partei hatte. Viele Kirchenaustritte aus persönlichen (?) oder politischen Gründen. Eine Frau sagte zu mir: „Jetzt weiß ich, wer der Heiland ist, seit ich Adolf Hitler sehe.“

Erster Besuch in Gelbingen gemeinsam mit Pfarrer Lotze vom Diakonissenhaus: Das liebeliche Kochertal, gepflegte Häuser, dazwischen das hohe, dunkle Steinhäus, das viele Geheimnisse ahnen ließ, abgesetzt von der Straße. Also das war das Pfarrhaus: riesiges Treppenhaus, zuerst der Gemeindesaal, darüber ein Wohnstock, 3,5 Meter hohe große Wohnräume, darüber ein weiterer Wohnstock mit Amtszimmer und Registratur – von dort herrliche Aussicht über das ganze Ko-

¹ Diesem Bericht von Elisabeth Pfisterer liegt eine Rede zur Jubiläumsfeier anlässlich der 50. Wiederkehr der Einweihung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Johannes-Kirche in Gelbingen zugrunde, gehalten am 8. Oktober 2000 im Schwanensaal in Gelbingen.

chertal. Aber – wie ist das zu schaffen, dieses riesige Haus zu heizen? Antwort meines Vaters: „Weshalb gehst du nach Gelbingen, wegen des Pfarrhauses oder wegen der Gemeinde?“ Der große Bau war von deutschen Soldaten belegt, auf den Gängen standen die Gewehrpyramiden der Soldaten. Im Gemeindesaal war die Schreibstube der Kompanie.

Juni 1941. Der Russlandfeldzug begann, mein Mann war im Osten an der Front mit seinen beiden Brüdern.

Am 1. Oktober 1941: Einzug in das nun freie Pfarrhaus als Nichtperson, nur eine Pfarrfrau mit Kind. Meine brennende Frage war: Was ist hier in dieser Gemeinde, in diesem leeren, kalten Haus meine Aufgabe, was kann ich tun?

Im kleinsten heizbaren Raum war das Kinderzimmer, zugleich Esszimmer, Bade-stube, Sitzungszimmer, Empfangsraum. Noch heute sehe ich vor mir die freundli-chen, weit älteren Gesichter der Frauen unserer Kirchengemeinderäte. Bei der In-vestitur am 16. April 1941 war ich diesen Frauen bereits begegnet. Im Oktober lud ich sie ins Pfarrhaus ein, in dieses kleine Zimmer. Sie wollten nur nachts kommen, um sich mit mir zu besprechen. Ein Frauentreffen im Gemeindesaal zum 1. Advent war das Ergebnis unserer Gespräche. Die Rednerin, mit der ich befreundet war, traf mitten ins Herz der Frauen im voll gefüllten Gemeindesaal. Damit war der wöchentliche Mittwoch-Frauenkreis gegründet. Wir alle hatten dieselben Nöte und Ängste: Männer, Söhne, Väter, der Liebste waren weg, aber wo? Wir wuchsen schnell zusammen, und wer konnte, brachte ein Holzscheit mit zum Heizen. So entstanden auch in Erlach, Eltershofen und Weckrieden solche Zusammenkünfte. Die Abende im Pfarrhaus wurden häufiger.

Unvergesslich die einsamen Nachtwege ohne Licht in die Filialorte in Eis und ho-hem Schnee. Das wären eigene Geschichten von Gefährdung und Bewahrung!

Unser Mädchenkreis entstand an Sonntagnachmittagen, die hintere Haustür stand immer offen, man wollte unerkannt bleiben. Mein Bruder kam als Stellvertreter meines Mannes in unsere Gemeinde, nach sechs- und achtsündigen SS-Verhören gebrochen und schwer krank. Aber er hatte eine glückliche Hand mit allen Jungen und mit der Gemeinde.

1942: Die alte Kirchenglocke wird abgeholt, unsere bange Frage: Fehlt es schon an Material? Nun zog der Religionsunterricht ins Pfarrhaus, denn in den Schulge-bäuden durfte kein Religionsunterricht mehr gegeben werden. Jeden Montagvor-mittag und – nachmittag – freiwillig. Keiner fehlte. Eine quicklebendige Gesell-schaft. Vergnügt, lernbereit, voller Ideen. Auch mir machte das Freude. Wir proben auf Feste und feierten.

Schon kamen ins Dorf Bombengeschädigte aus dem ständig bedrohten Rheinland. Ganze Familien. Zu uns ins Pfarrhaus Großmutter, Mutter, zwei Buben. Das Stu-dierzimmer und die Registratur wurden geräumt. Es war eine so gute Zeit mitein-ander. Darauf folgten Ausgebombte aus Stuttgart. Wir drei Frauen an einem Herd kochten mit gleichem Geschirr, und die Küche war für alle zugleich Waschküche. Auch in den Bauernhäusern musste immer mehr zusammengedrückt werden. Oft waren die deutlichen Unterschiede zwischen den Großstadtfrauen und den ländli-

chen Frauen zu spüren. Kurz darauf kam ein Kindertransport aus dem Rheinland. Über Nacht hatten wir einen herzigen neuen Sohn Theo. Dazu brauchte eine Alleinerziehende Quartier vor ihrer Niederkunft. Die Nachrichten von der Front wurden immer bedrängender. Die Gerüchteküche kochte über. Die Todesnachrichten erschütterten die ganze Gemeinde. Immer bedrängender wurden die Luftangriffe. Überhaupt die Post: Kam sie an, hatte man sie in der Hand – lebte er noch, trotz der Briefe und Karten? Der entsetzliche Kampf um Stalingrad begann. Wir hörten ein neues Wort: „Frontbegradigung“. Bei den Frontlinien waren keine Vorstöße ins Feindesland mehr zu erkennen, die „Frontbegradigung“ zeigte in Wahrheit den Rückzug auf!

Ein Transport Zwangsarbeiter aus der Ukraine kam, sie wurden im Dorfgasthaus zum Schwanen in Sammelunterkunft untergebracht. In einem Raum Männer, Frauen, Junge, Alte. Sie schliefen auf zweistöckigen Holzgestellen, wie ich sie später im KZ Struthof sah. Sie alle arbeiteten in der damaligen Spinnerei für Rüstungszwecke. Ausgehungert – hoffnungslos. Täglich rochen wir die für sie abgekochten alten Kartoffeln. Sie hungerten. Aber niemand hatte Zutritt. Eine bettlägerige Evakuierte lag in dem Gasthaus nahe der Haustüre. Durch deren Versorgung bekam ich Einblick in das Gebäude. Auf Kontakt mit den Russen stand die Todesstrafe. In tiefer Dämmerung kam ich durch die hintere Haustüre aus dem Garten. Langsam erkannte ich im verdunkelten Haus das abgemagerte und so schöne Russenmädchen Lena von nebenan. In ihrem gebrochenen Deutsch sagte sie mit leiser Stimme: „Ich dich lieben, ich für dich arbeiten.“ Wie oft sang sie unserem zweitgeborenen weinenden Buben die schwermütigen russischen Melodien vor. In später Nacht kam manchmal ihre todmüde, traurige Mutter und klagte um ihre zwei Söhne, die Stalin nach Sibirien verbannt hatte. Für Mutter und Tochter waren diese Besuche im Pfarrhaus ein tödliches Risiko. Und dieses ganze Elend neben dem Pfarrhaus. Was tun?

Verschwiegene Bauern gaben – ohne zu fragen – Kartoffeln, Gemüse, manchmal etwas Fett. Und in der Nacht kochte ich mit Lena in der fast lichtlosen Küche. Dann kamen die Männer. Wortlos, grußlos, lautlos, füllten ihren Topf. Und so gingen sie zurück. Bis heute weiß ich nicht, wie sie aus ihrem verschlossenen Quartier kamen und zurückfanden. Jetzt wusste ich, dass es die offene hintere Haustüre im Pfarrhaus geben musste.

Polnische Zwangsarbeiter waren in der Landwirtschaft auf den Höfen beschäftigt. Einer wurde erhängt. Ewig unvergessen bleibt mir, wie ich nachts auf dem Weg vom Filialort dort vorbei musste.

Es ging auf den Sommer zu. Eine Verwandte – schwerkriegsbeschädigte Berlinerin – bat um Aufnahme vor der Geburt ihres sechsten Kindes. Eine gescheite, studierte Frau, begeisterte Nationalsozialistin. Gerne nahm ich sie auf. Wenige Tage darauf bat ein naher Freund meines Mannes, der dem Widerstand gegen Hitler angehörte, ebenfalls um Unterschlupf mit seiner Frau und drei Kindern. Am 20. Juli 1944 kam dieser Freund, Dr. Asmussen, blass und todernst zu mir in die Küche. Im Rundfunk hatte er gehört, dass das Attentat auf Hitler missglückt war: „Wenn

die Gestapo mich hier mit meiner Familie findet, sind Sie in Sippenhaft.“ Das Herz wollte mir stehen bleiben vor Schrecken. „Bleiben Sie bei uns,“ war meine Antwort, „es ist im Sinne meines Mannes.“

Ungestört flogen am helllichten Tag die feindlichen Bombengeschwader über uns – Fliegeralarm! Auch der Nachthimmel ist vom Dröhnen der Bombengeschwader erfüllt. Kein deutsches Flugzeug ist zu sehen. Die Situation in manchen Häusern war durch die immer mehr zunehmende Enge oft unerträglich gespannt. Doch die gemeinsame Not hielt den Hausfrieden aufrecht. Wir hatten keine Schuhe. Aus Stroh flochten wir Sohlen. Keine Waschmittel, wir benützten Holzasche. Manche halfen sich mit Tauschgeschäften. Schwarzmarktpreise waren unbezahlbar. Selbst der Strom war kontingentiert. Und jeder wusste, dass er beobachtet wurde. Nur nicht wer von wem. Wem konnte man trauen? Religionsunterricht und Frauenarbeit mussten plötzlich ausfallen, denn eine deutsche Kompanie zog mit ihrer Schreibstube in den Gemeindesaal. Die Russen und Lena trauten sich nicht mehr ins Haus. Der gefürchtete Winter kam. Der Pfarrhauskeller war nun Luftschutzkeller. Unvergesslich das Inferno von Heilbronn im Dezember 1944. Der brandrote Nachthimmel glühte. Die Bombeneinschläge waren deutlich zu hören. Schwer verletzt wusste ich dort den Bruder meines Mannes, und der Wind trug den Aschenregen bis zu uns.

Unsere Bauern mussten mit ihren Gespannen und schweren Schneepflügen die Startbahnen des Hessentaler Flugplatzes in den ersten Morgenstunden freimachen. Dort begegneten sie den Juden des KZ-Lagers, die Schnee schippen mussten – halb verhungert, ohne Kälteschutz, in erbärmlichem Gesundheitszustand. Hinter vorgehaltener Hand erzählte es mir einer. Aber was können wir tun? Unter die Strohschütten zum Schutz der Fahrer wurden vor der nächtlichen Abfahrt frisch gekochte Kartoffeln geschüttet. Beim Vorbeifahren an den Juden wurden die Kartoffeln mit dem Fuß zu den Halbverfrorenen gestoßen, solange es den Bewachern noch zu kalt war. Unfassbar, die Bewacher merkten nichts. Ehre den Tapferen!

Bereits auf fahrende Züge wurde geschossen. Auch Leute aus dem Pfarrhaus waren unter den Verletzten. Ein erster Einschlag im Dorf. Zwei deutsche gefallene Soldaten aus einem Vorkommando wurden begraben. Über die Gräber hinweg donnerten die feindlichen Jagdbomber. Das ganze Dorf weinte mit.

Plötzlich kam an mich die Aufforderung der Partei, ich solle mich als Vorbild mit Müttern und Kindern des Dorfes und meinen eigenen Kindern auf den Weg ins Allgäu machen. Meine Antwort: „Niemals verlasse ich unser Dorf!“

Durch die Information meines Nachbarn und seine gefährlichen Erkundungsfahrten wusste ich von der Erschießung der drei Bretzheimer Männer durch die SS, von der gefährlich nahen Front, auch von den deutschen Soldaten und der SS. Panzersperren wurden gebaut.

Schon waren wir an Vollalarm gewöhnt. Die Bauern wurden auf den Feldern beschossen. Jetzt melkten sie ganz früh am Morgen und am Abend ihre Tiere und fütterten sie. Sonst blieb alles im Pfarrhaus oder im Neubergstollen. Die deutsche Kompanie, die am 14./15. April kurz aus der Frontlinie gezogen wurde, hatte ihre

Wagen im Dorf aufgestellt. Endlich konnten sich die Männer wieder waschen und schlafen. Luftwaffenhelferinnen waren mit dabei und waren glücklich, nach wochenlangen Entbehrungen sich und ihre Kleider säubern zu können. Jeder in der Gemeinde sprach die Soldaten um ihre Erfahrungen an. Inzwischen war fast ununterbrochen Vollalarm. Am 15. April in der ersten Mittagszeit kreiste ein Flugzeug gemächlich über uns, ohne Gegenwehr aus Hessental. Plötzlich brach die Hölle los. Mit Bordwaffen schossen die Jabos in den Dorfkern. Sofort brannte es lichterloh rund um die Einschläge. Brandwolken sah man auch aus anderen Dörfern bis in die Dunkelheit. Alles, was laufen konnte, rannte zu den brennenden Häusern, Ställen und Scheunen zum Löschen. Wassereimerketten wurden gebildet und durch Hydranten gefüllt. Von den Bühnen, den Wohnräumen, den Küchen, aus den Ställen wurde herausgerissen und geschleppt, was zu greifen war. Eine Höllenhitze. Wie Geschosse flogen glühende Steine und Holzstücke herum. Wir sahen aus wie Mohren, unsere Haare waren versengt trotz der Kopftücher. Am 16. April erneuter Jabo-Angriff, diesmal mit Brandbomben. Der Hydrant versagte. Wir löschten mit Gülle. Es ging um 20 Gebäude. Die Kirche brannte lichterloh. Die Verwundeten? Auf Getreidewagen mit Strohschütten ging die Fahrt ins Diak. Kein Arzt war zunächst zu finden. Die Verwundeten stöhnten. Und über uns die Jabos immer in neuem Anflug. Die vorgespannten Pferde stiegen kerzengerade in die Höhe, zitterten vor Angst und suchten Schutz im abschüssig gelegenen Ufergebüsch. Der Kocher war so gefährlich nahe, dass wir Sorge hatten, ob wir je das Diak erreichen könnten. Endlich im Diak. Auf allen Fluren dicht gedrängt, auf dem Boden liegend, Schwerverletzte, Sterbende, allein oder mit Angehörigen.

Im Pfarrhaus suchten derweil versprengte deutsche Soldaten Zivilsachen in der Hoffnung, noch einen Fluchtweg zu finden. Auch Erlach brannte lichterloh. Die Häuser, die Ställe, das Vieh verbrannten.

Anderntags kamen Parlamentäre und verlangten sofortige Öffnung der Panzersperren. In der Nacht berieten wir, eine Handvoll Menschen, einer konnte sich auf den anderen verlassen. Was sollen wir tun? Wir waren zwischen den Fronten. Wehrmacht, SS und Amis in allernächster Nähe. Wer kommt zuerst? Sind's die Amis? Den Männern in unserer geheimen Runde gelang es, zur Öffnung der Panzersperren die Männer der Partei zu überreden.

Topfit, in tadelloser Uniform, aus völlig unerwarteter Richtung kamen die amerikanischen Soldaten mit ihren Jeeps, die Gewehre im Anschlag, aber korrekt. Nun brauchte man wieder Quartiere. Schule, Rathaus, Privathäuser mussten geräumt werden. Zu den 24 Personen im Pfarrhaus kamen weitere neun Personen. Später zogen Franzosen durch das Dorf. Dann Marokkaner. Einige von ihnen fielen über Frauen her, die sie alleine vorfanden. Nur wer diese Todesängste erlebt hat, die Wut und den Ekel, kann mitreden. Gott sei Dank gab es im Diak sofortige Hilfe. Endlich 8. Mai – Kapitulation. Nach jahrelanger Verdunkelung überall Licht. Die Faust im Nacken war weg. Frieden? Wo sind die Männer, Brüder, Väter, an denen das Herz hängt? Wo ist mein Heim? Erleichterung und so oft bittere, bittere Tränen. Kommt er wieder, gibt es wieder eine Heimat für mich und meine Kinder?

Riesige Ami-Laster fuhren durchs Dorf. Auf ihnen wie Zündhölzer zusammengepresst unsere deutschen Soldaten auf dem Weg in die Gefangenenlager Richtung Heilbronn. Noch heute Dank an die schwarzen Fahrer, die echte oder Mitleidsreparaturen vor dem Pfarrhaus unter ihren Wagen vornahmen. Wir Frauen standen auf der Lauer, brachten zum Trinken, warfen Brotbrocken hinauf. Füllten Zettel aus, um die Angehörigen benachrichtigen zu können. Eine stand auf der Lauer, dass uns keine US-Kontrolle entdeckte.

Aber wie war unseren ausgebrannten Familien zu helfen? Von Türe zu Türe baten wir um alles, was nötig war. Und sie brachten aus allen Häusern und den Filialen: Kleider, Schuhe, Wäsche, Bettzeug, Werkzeug, Stoffe, Sensen, Rechen, Hacken, Spaten, Nahrungsmittel, Geschirr, selbst Bettgestelle und Saatgut. Das Pfarrhaus, ein einziges Warenlager! Und da kamen sie: die einen brachten, und die anderen standen zum Abholen schon bereit. Doch wieviel fehlte noch!

Da begannen die Elendszüge der Ostflüchtlinge. Sie waren oft ausgeraubt, tagelang ohne Verpflegung lagen sie in Zügen, auf Bahnhöfen und auf den Landstraßen herum. So kranke Kinder, Alte in jämmerlichem Zustand, mit armseligem Gepäck. Kleine Gespanne, größere Gespanne, für die meisten kein Ziel vor Augen. Unsere Pfarrhausbetten wurden Tag und Nacht nicht kalt.

Unsere Bauern brauchten Hilfe gegen zerstörende und stehlende Ausländer. Der amerikanische Stadtkommandant schickte schnelle Hilfe. Neuanfang? Es gab keinen, der nichts tat an den verrußten Ruinen, selbst an der Kirche. Unvergessen die herzbewegenden Gottesdienste im Pfarrhaus. Die Stühle reichten nicht. Treppauf, treppab saßen wir alle beieinander: Einheimische, Evakuierte, Flüchtlinge in unserer Ratlosigkeit, in Ängsten und leisem Hoffen, betend vereint. Nun wusste ich, warum das Treppenhaus so groß war! Vom Keller bis zum Dachboden war alles voll. Unvergessliche Prägungen für alle Zeit.

Unter den Vorbeiziehenden auf der Landstraße kam ein junges Ehepaar mit zwei Kindern auf ihrem kleinen Gefährt. Ein abgemagertes Pferd war vorgespannt. Sie suchten seit Wochen Arbeit und Herberge. Wir besprachen ihre Notlage. Eine Bäuerin aus der Großgemeinde hatte für ihren männerlosen Hof um Hilfe gebeten, kurz zuvor. Wir fanden dort Unterkunft und Arbeit für die Familie. Der Mann brachte mich nach Gelbingen zurück. Nie kann ich seine stockende Stimme vergessen. Ihre heutige Bitte sei die letzte Anfrage gewesen. Sie wollten alle vier nach den unsäglichen Demütigungen der Flucht mit ihrem Leben Schluss machen. Wie kann noch einer von unserer Tür weggehen nach solcher Erfahrung, ohne dass wir für ihn Hilfe suchen müssten!

Überall wurde geschafft. Keiner, der nicht irgendwo half. Oft mit völlig ungenügenden Mitteln. Von den ersten Morgenstunden bis in die tiefe Nacht. Die Feldarbeit musste sein. Mancher Heimkehrer kam. Ein Glück für uns alle. Schon begann manch einer in der Kirche herumzuräumen. Und bei der ersten Kirchengemeinderatssitzung ohne Pfarrer war die einhellige Meinung: zuerst die Wohnhäuser, die Ställe, die Scheunen. Aber dann gehen wir mit ganzer Kraft an unsere Kirche. Am 22. September 1945 kam ein abgerissener Soldat – mein Mann – zurück ins Pfarr-

haus, der seine spielenden Buben fragte: „Gehört ihr mir?“ Glückselig die Kinder mit Frau und allen im Dorf.

Am 25. September fuhr der Heimkehrer auf einem vollgeladenen Holzvergaser-Lastwagen nach Stuttgart auf den Oberkirchenrat, wo man ihm gleich sagen musste, dass er keine finanzielle Zusage erwarten könne. Im Pfarrhaus jagten sich die Besprechungen. Ein ausgezeichnete Architekt als Kirchenspezialist war rasch zur Stelle. Ergebnis seiner fachmännischen Beratung: Eine Standortveränderung der Kirche musste sein. Die Häuser, Ställe, Scheunen waren teils fertig, teils noch in rohem Zustand. Und an den Samstagen versammelten sich mit dem Pfarrer in der Kirchenruine die Arbeiter.

Aber womit bauen wir die gegückten Pläne? Aber wie bringen wir das Geld zusammen?

Die Besprechungen rissen nicht ab. Vorschläge, Programme, einzelne Besprechungen wurden zusammengetragen. Die vielfältigsten Vorschläge wurden zu Programmen verarbeitet. Alle Begabungen waren gefragt. Das Pfarrhaus war wie ein Bienenkorb: Mit Herz und Hirn wurde Theater gespielt. Unvergessen der „Dombaumeister“ von Paul Wanner, der in manchen Gemeinden gespielt und beste Resonanz gefunden hatte. Konzertprogramme, Kirchenkonzerte, ein großherziges Geschenk aus Stuttgart an Stoffen ermöglichte gutbestückte Basare. Die Artikel fanden reißenden Absatz. Die überall bekannt gewordenen Kirchenkaffees, zu denen die Haller Bevölkerung zu Hunderten nach Gelbingen kam, um die hervorragenden Kuchen, Torten, Hefenkränze zu versuchen, die voller Freundlichkeit von den Bäuerinnen der Filiale gebacken, gerichtet, serviert wurden. Für die Kinder gab es ein Kindertheater, eine Schießbude, den ersten Kletterbaum und amerikanische Versteigerung. Der Schwanengarten und der Schwanensaal waren das begehrte Ausflugsziel.

Und trotz solcher Arbeitsbelastung kein Ermüden. So baute ein Dorf seine Kirche. Da kam mitten in eine nächtliche Sitzung des Landesbischöfs Bitte am Telefon: der Pfarrer möge sofort nach Frankreich in die Gefangenschaft zurückgehen zu 500 jungen Soldaten, die schon drei Jahre gefangen waren. Die Notlage erfordere sofortige Hilfe. Noch heute höre ich meinen Mann sagen, er bitte um Bedenkzeit bis morgen. Eine bitterschwere Entscheidung gegen uns selbst: von den eigenen Familien rundweg abgelehnt. Und erst recht von der Gemeinde. Nach vielen Monaten kam er zurück.

Die Grundsteinlegung wurde mit dem ganzen Dorf gefeiert und dann das Richtfest mit allen Helfenden, vorausblickend auf die später unvergessliche Einweihung. Ein Jubeltag!

Unser alter kampferprobter Landesbischof Wurm weihte mit einem Abgesandten der Evangelischen Kirche in Frankreich die Kirche ein, zum Dank für den Kriegsgefangeneneinsatz meines Mannes in Frankreich. In achtstimmigem Jubelchor von der Orgel empore klang das Lied. Die neue Kirche erstrahlte in ihrer Schönheit, geschmückt mit Blumen und der Freude einer glücklich feiernden Gemeinde über einen unvergesslich gefüllten Tag voller Erinnerungen. Das Dorf hatte seine Kirche gebaut.

Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, dass kein Name der vielen zuverlässigen treuen Spender und Helfer genannt wurde. Es ist so gewollt. Welches Dankeswort hätte hier genügen können! Dank den Lebenden, Ehre den Toten, Segen für die Gemeinde.

Dem Beschauer der Kirche fällt heute das große Kruzifix ins Auge an der Stirnseite der Kirche. Mein Mann und ich wussten von dem baldigen Abschied von der Gemeinde. Bei einer Hochzeitsfeier in der Familie bat einer der großen Männer der Wirtschaft meinen Mann zu sich, um ihn für seinen Konzern zu gewinnen. Er konnte nicht fassen, dass sein Gesprächspartner Theologe war. Bei der Einladung in sein Schloss bot er dem Theologen ein Geschenk nach dessen Wahl an. Aus diesem Geschenk wurde der edle Kruzifixus, den Edeltraud von Berge-Herrendorf geschaffen hat. Gedenken an elf Jahre Krieg und Kirchbauzeit.

Buchbesprechungen

1. Allgemeine Geschichte

1.1. Ur-, Vor- und Frühgeschichte, Antike

Die Alamannen. Hrsg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, Stuttgart (Theiss) 1997. 516 S., zahlr. Abb.

Mit dem in jeder Hinsicht schwergewichtigen Begleitband zur großen Ausstellung des Landes Baden-Württemberg in Stuttgart 1997 liegt eine umfassende Forschungsbilanz zu diesem Volksstamm von der Völkerwanderungszeit bis in das frühe Mittelalter vor. Anlass hierfür war das 1500-jährige Jubiläum der Schlacht von Tolbiacum/Zülpich von 496/97, die die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken und den Verlust des nördlichen Teils ihres Siedlungsgebietes bedeutete. In insgesamt 53 Beiträgen wird ein umfassendes Bild von Geschichte, Wirtschaft und Handel, Kultur und Lebensweise der Alamannen gezeichnet, das auch für den interessierten Laien mit Gewinn zu lesen ist und nicht zuletzt auch eine beeindruckende Leistungsbilanz der Archäologie darstellt. Ein Aspekt der zahlreichen, hier dargestellten neuen Forschungsergebnisse ist z. B. ein wesentlich differenzierteres Bild der Endphase der Römerherrschaft und der alamannischen Landnahme. Gegenüber der alten, auf gewaltsame Eroberung fixierten Sichtweise zeichnet sich ein Beziehungsgeflecht ab, zu dem kriegerische Auseinandersetzungen ebenso gehören wie friedliche Koexistenz und Siedlung sowie teils enge Verbindungen, z. B. durch offenbar weit verbreitete Söldnerdienste germanischer Krieger im römischen Heer. Einer gewissen „Germanisierung“ des spät-römischen Reichs steht so auch eine gewisse „Romanisierung“ der Germanen gegenüber.

Daniel Stihler

Sabine Rieckhoff, Jörg Biel (Hrsgg.), Die Kelten in Deutschland, Stuttgart (Theiss) 2001. 542 S., zahlr. Abb.

Mit dieser Forschungsbilanz zu den Kelten in Deutschland liegt ein Band vor, dem man angesichts des zahlreich zirkulierenden Unsinnns über die Kelten nur eine weite Verbreitung wünschen kann – Geschichte und Kultur der Kelten sind auch ohne esoterische Phantastereien interessant genug. Da die Archäologen in den vergangenen Jahren zahlreiche neue Entdeckungen gemacht haben, wird einem hier viel Neues und Unbekanntes geboten. Den besonderen Reiz des Buches macht aus, dass man quasi direkt in aktuelle Forschungsdiskussionen mit hineingenommen wird – bis hin zur provozierenden Frage, ob die Kelten „nicht nur eine Erfindung der Sprachwissenschaft“ sind (S. 19). Dass die Region Württembergisch Franken kaum erwähnt wird – Ausnahmen sind Creglingen-Finsterlohr und die Schwäbisch Haller Saline – erstaunt allerdings angesichts fehlender Grabungen nicht. Die in diesem Band präsentierten Forschungsergebnisse erlauben trotzdem Rückschlüsse auf die Situation im Haller Raum. Ein zweiter Teil des Bandes versammelt unter der Überschrift „Topografie“ Beschreibungen von noch sichtbaren keltischen Bodendenkmälern in Deutschland, die zum selbst Erwandern animieren und wo sich aus dem Vereinsgebiet das *oppidum* „Burgstall“ bei Creglingen-Finsterlohr, die Höhle St. Wendel zum Stein bei Dörzbach (hallstattzeitliche Funde) und das Grabhügelfeld von Werbach finden. Nach der Lektüre dieses sehr gelungenen und lesenswerten Buches wird man der Bemerkung „noch nie war Archäologie so aktuell und spannend“ gerne zustimmen.

Daniel Stihler

Malcolm Todd, *Die Germanen. Von den frühen Stammesverbänden zu den Erben des Weströmischen Reichs*, Stuttgart (Theiss) 2000. 270 S., zahlr. Abb.

Jenseits von „Germanentümelei“ oder Klischees aus der Schublade „Die ersten Deutschen“ legt der britische Professor Malcolm Todd einen nüchternen, anschaulichen Überblick über die Geschichte der Germanen, ihre Kultur und ihren Einfluss auf die westliche Zivilisation vor, beruhend sowohl auf literarischen Zeugnissen als auch auf den zahlreichen neuen Erkenntnissen, die die Archäologie in den letzten Jahren gewonnen hat.

Im ersten Teil werden Geografie, Gesellschaft, Siedlungs- und Landwirtschaftsformen, Handel, Religion Kunst und Handwerk sowie das Verhältnis zu den Römern abgehandelt, ein zweiter Teil enthält Überblicke über Herkunft und Geschichte der germanischen Stämme; entsprechend findet sich ein informatives Kapitel über die Franken. Insbesondere betont Todd die intensiven Wechselwirkungen zwischen Römern und Germanen, die sich in engen Wirtschaftsbeziehungen, kulturellen Einflüssen oder germanischen Söldnern in der römischen Armee ebenso zeigen wie in den aus der germanischen Eroberung des weströmischen Reichs entstandenen Staaten, die Todd als Teil eines Kontinuums betrachtet. Ein abschließendes Kapitel befasst sich auch mit den Wegen und Abwegen der Forschungsgeschichte.

Daniel Stihler

1.2. Mittelalter und Frühe Neuzeit

Peter Blickle, *Die Reformation im Reich* (Uni-Taschenbücher 1181), Stuttgart (Ulmer) 2000 (3. Aufl.). 264 S.

„Ich hätte nicht gern Luthers Tischgast sein mögen.“ Dieses Fazit zog Thomas Mann, als man ihn nach Kriegsende darum bat, einem gebildeten amerikanischen Publikum zu erklären, „wie doch in Deutschland alles so kommen konnte.“ Das „Separatistisch-Antirömische“, das „Cholerisch-Grobianische, das Schimpfen, Speien und Wüten“ habe immer seine instinktive Abneigung erregt. Zwar würdigte Mann in seiner Rede die geistes- und religionsgeschichtlichen Leistungen Luthers und bezeichnete ihn als „Freiheitshelden“, doch sei er eben ein Freiheitsheld „im deutschen Stil“ gewesen, „denn er verstand nicht von Freiheit“.

Schon dieser Einstieg, mit dem der Autor seine Betrachtung des Reformationszeitalters eröffnet, macht deutlich, dass er den Leser und seine Interessen fest im Blick hat. So kommt in der kompakten Darstellung die Historie ebenso zur Geltung wie die Deutungen und Kontroversen, die dieses geschichtliche Großereignis nach sich zog. Dass die Auseinandersetzung mit der marxistischen Geschichtswissenschaft für den heutigen Geschmack darin einen zu breiten Raum einnimmt, mag daran liegen, dass die Konzeption des Bändchens in die achtziger Jahre zurückreicht. Die ganze Souveränität der Darstellung zeigt sich, wenn wissenschaftliche Kontroversen als „künstlich erzeugt“ abgetan werden, etwa dann, wenn behauptet wird, die Reformation sei lediglich ein Konstrukt der Nachgeborenen gewesen (der Dekonstruktivismus lässt grüßen), oder wie im Falle Bernd Moellers, eines „Patriarchen“ der Reformationsgeschichte, der unlängst die These äußerte, die Reformation sei „im Kern ein geistiger Vorgang gewesen.“

Die Antwort auf die abschließende Frage, ob die Reformation eine neue Epoche in der Geschichte des Reiches eröffnet habe, überlässt Blickle seinem Leser. Zu diesem Zweck stellt er eine Reihe von Ja- und Nein-Argumenten zusammen. Eines der Ja-Argumente sei, da besonders interessant, hier kurz referiert. Seit dem 14. Jahrhundert hatte im Reich ein Modernisierungsprozess eingesetzt, der in Stadt und Dorf zum Aufblühen des Kommunalismus führte. Blickle bezeichnet ihn als „expansive, zum Teil aggressive Sozialformation“, der sich in der schweizerischen Eidgenossenschaft oder den freien Reichsstädten in besonders scharfer Ausprägung zeigte. Die Reformation, so Blickle, habe diese Entwicklung abgeblockt und langfristig rückgängig gemacht. Sie habe damit also eher die Entwicklung des

Neuen verhindert, als dass sie Neues geschaffen hätte. So sei, was aus heutiger Sicht damals möglich schien, nicht eingetreten: die „republikanische Wende“ der 1520er Jahre.

Herbert Kohl

1.3. Neuzeit ab 1802

Jens Banach, Heydrichs Elite. Das Führungskorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945 (Sammlung Schöningh zu Geschichte und Gegenwart), Paderborn/München/Wien/Zürich (F. Schöningh) 1998. 363 S.

Thema dieser Hamburger Dissertation ist die Führungsschicht der Sicherheitspolizei und des „Sicherheitsdiensts“ (SD) der SS – derjenigen, die für die Menschheitsverbrechen der NS-Diktatur an führender Stelle Verantwortung trugen; diese „Funktionselite“ wird einer erstmalig einer genauen Analyse unterzogen. Das Ergebnis dieser inhaltlich hochinteressanten, aber streckenweise nicht gerade fesselnd zu lesenden Arbeit – Statistiken und deren Erläuterungen wecken wohl zwangsläufig nicht gerade atemlose Spannung – ist ein recht trübes: bei „Heydrichs Elite“ handelte es sich nicht um zu kurz gekommene Vertreter von Randgruppen oder psychopathische Sadisten, wie man sich die NS-Verbrecher gern vorstellt, sondern überwiegend um vergleichsweise junge – meist nach 1899 geborene – Menschen aus der Mitte der deutschen Gesellschaft. Sie stammten zu einem großen Teil aus dem „neuen Mittelstand“ der Angestellten und Beamten in Industrie, Verwaltung und Bürokratie, der sich an autoritär-monarchischen Strukturen des Adels und des Wirtschaftsbürgertums sowie dem militaristischen Gepränge des wilhelminischen Kaiserreichs orientierte. Vielfach handelte es sich um studierte Juristen, für die Banach den Begriff des „SD-Intellektuellen“ prägt. Sie waren „Technokraten der Macht“, aber auch Ideologen, die ein rasse-reines, krieglerisches und hartes Deutschland anstrebten. Sie hassten den Gegner zwar angeblich nicht, zeigten aber kein Erbarmen und sind mit ihrer eisigen Effizienz auf ihre Weise furchterregender als die in Filmen wie „Schindlers Liste“ vorgeführten Psychopathen.

Karrierewege, Strukturen und Anschauungen dieser Führungsgruppe werden detailliert ausgearbeitet und nüchtern analysiert. Nach der Lektüre bleibt ein bitterer Nachgeschmack – dass die Exekutoren der NS-Verbrechen aus der Mitte der deutschen Gesellschaft kamen, dass sie geradezu eine Elite darstellten, dass ausgerechnet Juristen eine Schlüsselrolle im NS-Terrorapparat spielten, das sind Fakten, die einen zu denken geben – ebenso, dass die meisten, sofern sie nicht zur obersten Führungsschicht gehörten, nach 1945 trotz Beteiligung an unfassbaren Verbrechen nicht nur weitgehend ungestraft davonkamen, sondern auch noch eine wichtige Rolle bei dem Neuaufbau von Polizei und Geheimdiensten spielen konnten. Eine ähnlich detaillierte und nüchterne Analyse der Rolle, die diese nationalsozialistische Täter-Elite beim Aufbau der Bundesrepublik spielte, wäre sehr wünschenswert.

Daniel Stihler

Dirk Walther, Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn (Dietz) 1999. 349 S., Abb.

Mit der vorliegenden Studie liegt eine erste, grundlegende Untersuchung antisemitische Kriminalität und Gewalt in der Weimarer Republik vor. Der Autor konnte dabei u. a. erstmals die in einem Moskauer „Sonderarchiv“ aufgefundenen Akten des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ auswerten. Auf der Basis gründlicher Quellenstudien relativiert er das bis heute weit verbreitete Bild, erst die nationalsozialistische Machtergreifung habe 1933 den trotz mancherlei Rückschläge erfolgreichen Integrationsprozess der deutschen Juden unterbrochen. Walther betont dagegen 1918/19 als Zäsur; nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs kam es zu einer „Offensive des Pogromantisemitismus“. V. a. am Beispiel Bayerns zeigt er die Dimensionen einer Hetze auf, die nicht nur von

einem „Narrensaum“ rechter Wirrköpfe, sondern auch von Teilen der alten Machteliten und des deutschnationalen Bürgertums getragen oder zumindest toleriert wurde – waren doch die Juden offenbar ideale Sündenböcke, um von den wahren Verantwortlichen für Krieg, Niederlage und Wirtschaftskrise abzulenken. Während man in „besseren Kreisen“ den Pogromantisemitismus des völkischen Mobs missbilligte, kultivierte man häufig einen „Antisemitismus der Vernunft“, der die gleichen Ziele mit anderen Methoden verfolgte – die Entfernung der Juden sollten nicht mit Gewalt und Exzessen, sondern mit administrativen, „rationalen“ Maßnahmen erreicht werden. Deutlich wird, dass Teile der deutschen Gesellschaft weit vor 1933 einen „eliminatorischen“ Antisemitismus kultivierten, der allerdings nicht auf die physische Vernichtung, sondern auf die Zurückdrängung und Ausgrenzung der Juden aus dem deutschen Volk abzielte. Walther zeichnet in seinem Werk die „Wellen“ antisemitischer Agitation und Gewalttaten nach, die teilweise einen ganz erheblichen Umfang erreichten, und beschreibt auch die Gegenwehr jüdischer und demokratischer Organisationen – in aller Regel waren die Antisemiten Gegner der Republik, ihre Gegner wiederum unterstützten diese Staatsform. Besonders widerwärtig scheint die versteckte bis offene Unterstützung und Sympathie, die antijüdische Hetzer seitens der Behörden bekamen. Die antisemitisch motivierte Denunziationswut der Bevölkerung bildete in München ein wirksames Hilfsmittel für die diskriminierende und judenfeindliche Praxis des bayerischen Staats. Mit unterkühlt wirkender Nüchternheit zeigt der Autor, dass sich in der bayerischen Hauptstadt angesichts der von SA-Schlägern begangenen Untaten schon ab 1920/21 kein Bürger jüdischen Glaubens mehr vor Gewaltakten sicher fühlen konnte; diese während des Hitlerputschs im November 1923 ihren Höhepunkt erreichenden Verbrechen zeigen recht deutlich, wie wenig glaubhaft das Gerede ist, man habe ja nicht wissen können, dass Hitler und seine Schergen mit ihrer antisemitischen Rhetorik Ernst machen würden. Zu derartigen Zwischenfällen kam es nicht nur im rechts stehenden Bayern, sondern z. B. auch in Berlin – der „Vorwärts“ schrieb nach Pogromen im Berliner Scheunenviertel im November 1923, diese seien „eine Schmach für ein Volk, das sich zu den Zivilisierten zählt.“

„Antisemitismus gehörte vor allem zu der ideologischen Grundüberzeugung der politischen Rechten vor 1933“, bilanziert Walther und weist darauf hin, dass der von Deutschnationalen und Rechtsextremisten praktizierte Judenhass den Antisemitismus als Thema präsent hielt, zu dem andere gesellschaftliche Gruppen Stellung beziehen mussten. Dies wiederum setzte einen dynamischen Prozess „radauantisemitischer“ Agitation und Gewalttaten einerseits, und kalkuliert-„rationaler“, nicht minder radikaler Ideen „intellektueller“ Rechtsradikaler andererseits in Gang. Dieses antisemitische Potential konnten sich die Nazis nach 1933 zu Nutze machen, als sie daran gingen, die „Judenfrage“ in ihrem Sinne zu lösen – genau dieses Wechselspiel von Radauantisemitismus und „Vernunft-Antisemitismus“ lässt sich in ihrer Herrschaft wiederfinden und mündete, sich wechselseitig verstärkend, in den millionenfachen Mord. Dirk Walthers großer Verdienst ist es, die Wurzeln dieser Verbrechen in der Weimarer Republik deutlich gemacht zu haben.

Wünschenswert wären Studien auf lokaler Ebene, die dieses Bild weiter differenzieren – gerade der Haller und Hohenloher Raum mit seiner starken Präsenz des antisemitischen „Württembergischen Bauern- und Weingärtnerbundes“ – zu dessen Haller Veranstaltungen bereits 1921 Juden keinen Zutritt hatten – dürfte ein interessantes Gebiet abgeben.

Daniel Stihler

2. Sozial-, Gesellschafts- und Ständegeschichte

Amalie Föbel, *Die Königin im mittelalterlichen Reich: Herrschaftsausübung, Herrschaftsrechte, Handlungsspielräume* (Mittelalter-Forschungen, Bd. 4), Stuttgart (Thorbecke) 2000. 443 S., 16 Abb.

Während es zu einzelnen mittelalterlichen Königinnen und Kaiserinnen immer wieder biographische Studien gibt und verschiedene Aspekte weiblicher Herrschaftsausübung gerade im Zuge der *Women and Gender Studies* in letzter Zeit gehäuft vorgelegt wurden, fehlte bislang eine monographische Aufarbeitung des komplexen Phänomens der Stellung der Königin im Verfassungsgefüge des deutschen Reiches von seiner Entstehung bis zum Ausgang des Mittelalters. Diese Lücke zu schließen ist das Verdienst der vorliegenden Bayreuther Habilitationsschrift. Möglichkeiten und Bedingungen realer politischer Herrschaft von Frauen werden hier auf einer breiten Quellenbasis kritisch analysiert, in den jeweiligen Kontext der Zeitumstände gestellt und unter thematischen Gesichtspunkten einem systematischen Vergleich unterzogen. Zunächst wird ein Kapitel zu grundsätzlichen Gegebenheiten vorausgeschickt, die mehr oder weniger ausgeprägt für alle mittelalterlichen Herrscherinnen galten und ihren Status bestimmten. Neben dem Hofstaat und der Dotierung waren dies die geführten Titulaturen und die jeweilige Krönungszeremonie. Während die Krönung der Königinnen im hohen Mittelalter separat und an unterschiedlichen Orten vorgenommen und damit ihre eigene Herrschaftsausübung demonstriert wurde, fand die Zeremonie im Spätmittelalter grundsätzlich als Paarkrönung in Aachen statt. Der für Kaiserin Adelheid 964 erstmals belegte Titel der *consors regni*, der die Mitwirkung an der Herrschaft zum Ausdruck bringt, erlebte seinen Höhepunkt in der Zeit der Krise des Investiturstreits unter der wenig bedeutenden Bertha von Turin, womit deutlich wird, dass die Häufigkeit der Verwendung des Titels nicht unbedingt der politischen Rolle der Trägerin entspricht. Als Rahmenbedingungen der Herrschaft werden in einem zweiten Kapitel die Präsenz der Königin am Hof, die sich durch die Itinerare untersuchen lässt und die Frage der Interventionen und Petitionen behandelt. Durch die Gegenüberstellung von Interventionen der Herrscherinnen von Mathilde bis Gertrud, die in einer tabellarischen Übersicht geboten werden, die auch die Empfängerkreise mit einbezieht, wird ersichtlich, dass keine andere Person am Hof so oft und so erfolgreich um Fürsprache warb wie die Gemahlin des Königs. Eine Festlegung auf bestimmte Rechtsinhalte liegt dabei entgegen früherer Forschungen nicht vor. Mit dem Wandel im Beurkundungswesen, in dem im Laufe des 12. Jahrhunderts die Interventionsformel durch die Zeugenformel ersetzt wurde, verringert sich allerdings die Quellenbasis für eine Fortführung dieses Untersuchungsgegenstands bis in das Spätmittelalter. Als konkrete Aufgabenbereiche der Königin werden dann Rechtsprechung, Lehns- und Kirchenpolitik sowie die Sorge um die Memoria der königlichen Familie beleuchtet. Während die Herrscherin im hohen Mittelalter im lehnsrechtlichen Bereich aktiv im gesamten Reich mitwirkte, reduzierte sich dieser Handlungsrahmen im Laufe der Stauferzeit mehr und mehr auf die Reichsteile, wo sie erbrechtliche Ansprüche erheben konnte. Was sich für Beatrix in Burgund und für Konstanze in Sizilien beobachten lässt, setzt sich im 14. und 15. Jahrhundert fort, nämlich, dass sich die Ausübung eigener Herrschaftsrechte zunehmend auf die jeweiligen Erbländer beschränkte. Anhand von besonders berühmten Fallbeispielen wird in einem weiteren Kapitel die Königin im „Kräftespiel politischer Mächte“ gezeigt, d. h. ihr Handeln in Konfliktsituationen des Königs mit den Reichsfürsten, auswärtigen Mächten und dem Papsttum hinterfragt. Allerdings lassen sich aus den gewählten Beispielen, wie etwa der besonderen Situation der in Rom lebenden Kaiserin Agnes als Vermittlerin zwischen ihrem Sohn Heinrich IV. und dem Reformpapsttum während des Investiturstreits, weniger allgemein gültige Aussagen ableiten als dies in den vorausgegangenen Kapiteln der Fall war, wo durch die vergleichende Langzeitanalyse neue Einsichten in die tatsächlichen Möglichkeiten von Herrschaftsausübung gewonnen werden konnten. Mit dem Ziel gerade Kontinuitäten, Entwicklungen und auch Veränderungen im „Amt“ der Königin aufzuzeigen,

spannte Föbel bewusst den zeitlichen Bogen vom 10. bis zum 15. Jahrhundert. Allerdings ist einschränkend festzuhalten, dass schon aufgrund der Quellsituation ein deutlicher Schwerpunkt der Untersuchung auf dem hohen Mittelalter liegt, während für das Spätmittelalter oft nur anhand von Einzelbeispielen Ausblicke gegeben werden können. Darüber hinaus stellt sich zudem wegen der veränderten Verfassungssituation teilweise die Frage nach der Vergleichbarkeit, was etwa am Beispiel der Regentschaften deutlich wird. Während die Regentschaften von Adelheid, Theophanu und Agnes einen Höhepunkt an politischer Einflussnahme von Frauen darstellten, war durch die Etablierung des Wahlkönigtums im Spätmittelalter das Institut der Regentschaft der Witwen überflüssig geworden, was sich auf das „Amt“ der Königin und ihre Autorität negativ auswirken musste. Immerhin kann Föbel aber, die sich dieses Mangels in methodischer Hinsicht durchaus bewusst ist, gerade durch die lange zeitliche Perspektive die These vom „Schattendasein“ der Königin im Spätmittelalter widerlegen. Wenn die Königin in der politischen Realität des Spätmittelalters weniger präsent war als ihre Vorgängerinnen im Hochmittelalter, hängt dies in erster Linie mit den veränderten Rahmenbedingungen des Königtums und dessen stetigem Machtverlust insgesamt zusammen. Ein Verdienst der Arbeit liegt daher neben dem gelungenen Überblick über das Thema nicht zuletzt darin, eine Reihe von Forschungsdesideraten gerade im Hinblick auf das Spätmittelalter aufgezeigt zu haben.

Maria Magdalena Rückert

Hermann Heidrich, Mägde, Knechte, Landarbeiter. Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Süddeutschland (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim, Bd. 27), Bad Windsheim (Verlag Fränkisches Freilandmuseum) 1997. 304 S., zahlr. Abb.

16 Beiträge sind in diesem Buch versammelt, das zur gleichnamigen Ausstellung erschien. Zunächst vom 13. April bis 15. Juni 1997 im Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen gezeigt, wanderte die Ausstellung noch durch zahlreiche Freilichtmuseen in Süddeutschland.

Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich in Einzeldarstellungen mit verschiedenen Aspekten der landwirtschaftlichen Arbeit. Die Beiträge decken ein breites thematisches Spektrum ab. Hervorzuheben ist die Abbildung von zahlreichen Fotos und anderen Quellen, die weit über eine bloße Illustration hinausgehen. Insgesamt ist eine ansprechend gestaltete, informative und gut zu lesende Veröffentlichung entstanden, die uneingeschränkt empfohlen werden kann.

Hermann Heidrich führt in das Thema ein und gibt einen historischen Abriss der Entwicklung der Beschäftigung in der Landwirtschaft. Wilfried Helm beschäftigt sich v. a. mit den Streitigkeiten zwischen Gesinde und Herrschaft im frühneuzeitlichen Bayern. Entgegen dem Bild vom zügellosen, übermütigen, eigenmächtigen und arbeitsscheuen Gesinde, das in der zeitgenössischen Literatur auftaucht und die Meinung der Obrigkeit widerspiegelt, zeigen Gerichtsakten, dass nur wenige Prozessgründe von den Dienstboten zu verantworten waren. Körperverletzungen, Totschlag, Verletzung der Dienstdauer oder Lohnhöhe gingen meist von den Arbeitgebern aus. Albrecht Bedal zeigt in zwei Beiträgen die meist einfache Unterbringung der Dienstboten auf. Bis in das 20. Jahrhundert hinein war das Schlafen in unausgebauten Dachräumen oder Fluren üblich. Gelegentlich gab es eigene Magd- und Knechtkammern, wobei die Knechtkammern häufig in Scheunen oder Ställen zu finden waren. Helmut Bitsch beschreibt die Abhängigkeit von Inwohnern in Bayern, Landarbeitern, die im Umfeld von Hofanlagen ein Haus gegen geringen Mietzins erhielten, dagegen aber zu ständigen Dienstleistungen dem Bauern gegenüber verpflichtet waren und geringeren Lohn als die Tagelöhner erhielten. Mit Dienstbotenordnungen ab dem 17. Jahrhundert in einem Rittergut des Herzogtums Coburg beschäftigt sich der Beitrag von Simone Müller. In seinem Beitrag über die „Landarbeiterfrage in Württemberg 1871–1933“ zeigt Hans Peter Müller die Schwierigkeiten auf, die sich mit dem Übergang Württembergs vom Agrar- zum Industrieland ergaben. Landarbeiter wanderten in die Industrie mit ihren besseren Löhnen

ab, die Löhne der Landarbeiter stiegen daraufhin ebenfalls, blieben aber unter dem Niveau der Industriearbeiter. Schlechte Wohn- und Arbeitsbedingungen auf dem Land förderten diesen Prozess. Erst mit der Aufhebung der Gesindeordnungen wurden Arbeitszeit und Überstundenvergütung geregelt, Mindeststandards für die Unterbringung gegeben. Trotzdem ist ein weiterer Rückgang der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte zu verzeichnen, der durch verstärkte Familienarbeit und Mechanisierung aufzufangen versucht wurde. Die Besitz- und Familienverhältnisse im Weiler Kleinlosnitz südlich von Hof untersucht Bertram Popp. Dabei stellt er u. a. fest, dass der Arbeitskräftebedarf in vielen Fällen abhängig von den Familienverhältnissen der Bauern ist. Wenn genug eigene arbeitsfähige Kinder auf dem Hof leben, sind Arbeitskräfte von außerhalb nicht nötig. Die Verweildauer der Dienstboten aus der näheren Umgebung beträgt meist nur ein Jahr. Mit dem Zweiten Weltkrieg ändern sich die demographischen Verhältnisse durch Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und Flüchtlinge. Der Beitrag von Hans Schmidt beschäftigt sich v. a. anhand eines überlieferten Dienstbotenbuchs, in dem über einen Zeitraum von 40 Jahren das von der Familie beschäftigte Dienstpersonal aufgeführt ist, mit Dienst- und Lebensverhältnissen im Oberamt Gera-bronn. Sybille Schmidt-Lawrenz stellt das Phänomen der ländlichen Wanderarbeit im Allgäu vor und untersucht u. a. Herkunftsgebiete, Sozialstruktur, Arbeitsvermittlung, die Fürsorgeeinrichtung „Wanderarbeitsstätte“ und die Arbeitsbedingungen. Martin Ortmaier schildert das Leben des Knechts Ludwig Kainz, der sich mit „seinem“ Hof identifizierte und nach dem Tod des Bauern sogar dessen Stelle einnahm. Sieglinde Reif und Ariane Weidlich stellen das arbeitsreiche Leben einer späteren Kleinbäuerin vor, die von der Schulentlassung bis zur Heirat 1940 als Magd arbeitete. Die Zeit als Magd wurde als Übergangszeit zwischen zwei Lebenssituationen betrachtet: Kindheit im Elternhaus und Gründung einer eigenen Familie. Der Beitrag von Ralf Heimrath widmet sich dem Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern in der Landwirtschaft in beiden Weltkriegen, während Anita Zwicknagl das Einzelschicksal eines französischen Kriegsgefangenen vorstellt, der nach seiner Rückkehr über einen Zeitraum von 30 Jahren hin brieflichen Kontakt mit seinem ehemaligen „patron“ bzw. dessen Töchtern hielt. Ulrike Marski beschäftigt sich mit dem Aufbau des weiblichen Arbeitsdienstes und seinem Einsatz in der südwestdeutschen Landwirtschaft. Aufgaben des Arbeitsdienstes waren u. a. die Unterstützung der bäuerlichen Bevölkerung und die Entlastung der Bäuerin, v. a. in der Küche und bei der Kindererziehung, aber auch auf dem Feld. Diese proklamierten Ziele hat er kaum erreicht. Der Band schließt mit drei Gesindeordnungen aus dem 17. Jahrhundert sowie aus den Jahren 1840 und 1899 aus Schwäbisch Hall und Württemberg, die von Andreas Maisch vorgestellt werden.

Andrea Rößler

Heinz Reif, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert* (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 55) München (Oldenbourg) 1999. 156 S.

Wer bisher der Meinung war, der Adel, auch der deutsche, sei inzwischen zum alleinigen Thema der Regenbogenpresse geworden, der nehme dieses Buch zur Hand. Er wird feststellen, dass es in der Geschichtswissenschaft umfangreiche Forschungen dazu gibt – die Bibliographie am Ende des Werks listet allein 255 Bücher und Aufsätze zu diesem Thema auf, die meisten davon aus den letzten drei Jahrzehnten. In der für die Reihe üblichen Dreiteilung (Überblick, Grundprobleme, Literatur) arbeitet der Autor die Entwicklung dieser bedeutenden, aber zahlenmäßig kleinen gesellschaftlichen Gruppe auf. Diese Perspektivverlagerung hat zur Folge, dass so manches, was fester Bestandteil des landläufigen Geschichtsbildes zu sein scheint, gegen den Strich gebürstet wird. So war das 19. Jahrhundert trotz gewisser Rückschläge wie der Mediatisierung und dem unaufhaltsamen Vordringen des Bürgertums für den Adel keineswegs eine Epoche des Niedergangs, im Gegenteil: es gelang dem Adel in dieser Zeit, seine gesellschaftliche und ökonomische Position zu festigen. Max Webers These einer „Junkerklasse im Todeskampf“ entbehrt, wie der Autor nachweist, damit der historischen Grundlage.

Erst das Epochenjahr 1918 bedeutete für den Adel eine Zäsur, da die Laufbahn des Offiziers, neben Diplomatie und Verwaltung das klassische Betätigungsfeld des Adels, durch die erzwungene Demilitarisierung praktisch wegfiel. Hinzu kam, dass sich die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts schwelende Agrarkrise in den zwanziger Jahren zuspitzte. Vermehrt mussten Adlige nun auf bürgerliche Brotberufe ausweichen. Die einsetzende „Adelsarmut“ zwang auch die Frauen zur Berufsarbeit. Zumeist waren sie tätig als Gutssekretärinnen, Krankenpflegerinnen, Gemeindeschwestern und Lehrerinnen, zahlreiche Offizierstöchter verdingten sich nun als Bürohilffinnen.

Unsicher war der Adel, wie er sich gegenüber dem Nationalsozialismus verhalten sollte. Zwei Zahlen mögen dies belegen: Allgemein bekannt ist, dass eine große Zahl (etwa ein Drittel) der Männer und Frauen des 20. Juli dem Adel entstammten, weniger bekannt dagegen, dass in der SS des, so Reif, „Adelsverehrers“ Himmler gut zwanzig Prozent aus den Reihen des deutschen Adels kamen. Hier endet die Darstellung des Autors, und so erfährt man leider nichts über die Rolle des Adels in der Nachkriegszeit. Auch wäre eine Einordnung bzw. ein Vergleich mit anderen klassischen Adelsnationen wie England oder Frankreich interessant gewesen. Dennoch ein Werk, das dem Leser, vor allem dem nichtadligen, wieder einmal verdeutlicht, wie wichtig Perspektivität für die Wahrnehmung von Geschichte ist.

Herbert Kohl

3. Wirtschafts- und Technikgeschichte

Achim Hopbach, Unternehmer im Ersten Weltkrieg. Einstellungen und Verhalten württembergischer Industrieller im ‚Großen Krieg‘ (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 22), Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag Weinbrenner) 1998. 216 S.

In seiner 1996 an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen angenommenen Dissertation untersucht Hopbach die Rolle der württembergischen Unternehmer in ihrer Eigenschaft als Produzenten, als Arbeitgeber und als Staatsbürger. Der Zeitraum dieser regionalen Fallstudie, die sich als Beitrag zur Wirtschafts- wie auch zur Mentalitätsgeschichte versteht, erstreckt sich von der Vor- bis in die Nachkriegszeit. Sie bietet eine Untersuchung darüber, wie die Unternehmer den Ersten Weltkrieg erlebten und wie sie ihre Erfahrungen verarbeiteten und umsetzten.

Der Autor wertete Quellen zu über 300 Firmen aus staatlichen Archiven (Akten des Stellvertretenden Generalkommandos des XIII. Armeekorps, des württembergischen Kriegsministeriums sowie der Zentralstelle für Gewerbe und Handel), aus dem Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg (v. a. Schriftwechsel der Firmen mit den Handelskammern) und aus Firmen- und Stadtarchiven aus.

Auf dieser Grundlage untersucht er in Teil I (Der Unternehmer als Produzent) zunächst das Verhalten der Unternehmer vor und beim Ausbruch des Krieges, sodann die Änderung des Produktionsverhaltens während des Krieges und das Verhalten der Unternehmer – auch vor dem Hintergrund der zunehmenden staatlichen Eingriffe in das Wirtschaftsleben – und schließlich die Umstellung auf die Friedenswirtschaft.

Teil II (Der Unternehmer als Arbeitgeber) untersucht insbesondere die Haltung der Unternehmer in den industriellen Arbeitsbeziehungen, die langfristig zu Zugeständnissen in der betrieblichen Mitbestimmung führen sollten. Thematisiert wird hier nicht nur der Herrschaftsanspruch der Unternehmer gegenüber dem Staat hinsichtlich der Steuerung der Wirtschaft, sondern auch die beiden Pole Unternehmer und Arbeiterbewegung und die betriebliche Sozialpolitik.

In Teil III schließlich (Der Unternehmer als Staatsbürger) widmet sich der Autor dem – auch aufgrund der o. g. zunehmenden staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft – nicht unkomplizierten Verhältnis württembergischer Unternehmer zum Staat – unter anderem vor dem

Hintergrund des Systemwechsels von der Monarchie zur Republik.

Im Rahmen seiner Studie kommt der Autor zu dem Schluss, dass die württembergischen Unternehmer den Krieg in erster Linie als Wirtschaftskrieg wahrnahmen. Ihre Entscheidungen fielen sie überwiegend nach wirtschaftlichen, weniger nach politischen und nationalen Gesichtspunkten. Er weist zudem darauf hin, dass sich zwar die Lebenswelt infolge des Krieges – allerdings für jede soziale Gruppe auf andere Weise – veränderte. Der Krieg führte jedoch offenbar lediglich zur Verstärkung schon vorher bestehender Haltungen bzw. beschleunigte bereits früher einsetzende Prozesse. In der Mentalität und den Einstellungen der untersuchten Gruppe führte also nicht allein das Erleben des Kriegs zu diesen Veränderungen.

Der Band ist mit einem Literatur- und Quellenverzeichnis versehen. Er schließt mit einem – leider sehr unzuverlässigen – Orts- und Firmenindex, der einen sehr hohen Anteil an falschen Seitenverweisen hat: so führt u. a. keiner der die Heilbronner und Neckarsulmer Firmen betreffenden Einträge und kaum einer unter dem Stichwort „Berlin“ (das in einer Regionalstudie dieser Art ohnehin nicht unbedingt erforderlich ist) auf die richtige Seite. Zudem sind nicht alle Orte und Firmennamen vollständig erfasst bzw. es ist nicht erkennbar, nach welchen Kriterien die Aufnahme einer Firma oder eines Ortes in den Index erfolgte.

Barbara Löslein

4. Kunst-, Bau- und Kulturgeschichte

Heike Frommer, *Kleine Baugeschichte Baden-Württembergs*, Stuttgart (Theiss) 2002. 157 S., zahlr. Abb.

Auf 157 Seiten bietet dieser Band einen Überblick über die Baugeschichte unseres Bundeslandes vom Frühmittelalter bis zur Moderne, also vom karolingischen Kloster Reichenau bis zum Ulmer Stadthaus. Anschaulich, unter Reduktion des „Fachchinesischs“ auf das Notwendige und mit spürbarer Freude am Thema stellt die Autorin die großen Linien der baugeschichtlichen Entwicklungen in Baden-Württemberg dar. Man kann zwar durchaus auch die eine oder andere Auslassung kritisieren – etwa, dass aus der reichen Schlösserlandschaft Württembergisch Fränkens nur Weikersheim Erwähnung findet. Doch ist es wohl müßig, einer „Kleinen Baugeschichte“ ihre Knappheit vorzuwerfen. Insbesondere für den kunst- und baugeschichtlichen Laien ist dieses Buch sehr zu empfehlen.

Daniel Stihler

Eva-Maria Kraiss, Marion Reuter, Bernhard Losch, ... und erschlugen sich um ein Stücklein Brot. Sühnekreuze in den Landkreisen Schwäbisch Hall und Hohenlohe. Eine Fotodokumentation, Schwäbisch Hall/Künzelsau (Hällisch-Fränkischen Museum/Swiridoff Verlag) 2000. 175 S., zahlr. Abb.

Der zu einer Ausstellung des Hällisch-Fränkischen Museums erschienene Band dokumentiert die erhaltenen Sühnekreuze in den beiden Landkreisen. Einleitend führt Inge Schöck in das Thema „Kleindenkmale in der Kulturlandschaft“. Von Bernhard Losch kommen allgemeine Erläuterungen zu den Steinkreuzen im Haller und Hohenloher Land. Eva-Maria Kraiss berichtet von ihren Erfahrungen bei der oft mühsamen Suche nach den Kreuzen und dem teils nicht weniger mühsamen Fotografieren. Dass sich dies gelohnt hat, zeigt der aus Fotografien der 111 bekannten bzw. im Rahmen des Projekts neu entdeckten Sühnekreuze in den beiden Landkreisen bestehende Hauptteil. Zu den ausgesprochen schönen Fotografien von Eva-Maria Kraiss und Marion Reuter kommen Beschreibungen und – soweit vorhanden – die dazu gehörige Geschichte. Dass dieses auch von seiner Gestaltung her sehr gelungene Buch als „Informationssicherung“ wichtig ist, zeigen die zahlreichen Akte der Zerstörung und des Vandalismus, denen diese Denkmale bis in die jüngste Zeit ausgesetzt waren und sind. Vielleicht haben Ausstellung und Buch sowie die Berichterstattung darüber ja ein wenig Bewusstseinsbildend gewirkt – zu wünschen wäre es.

Daniel Stihler

Werner Mezger, Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Südwestdeutschland, Stuttgart (Theiss) 1999. 208 S., 180 meist farbige Abb..

Die Fasnet im deutschen Südwesten ist nicht nur eine farbenprächtige, sondern auch eine unverwechselbare Angelegenheit. Der Autor, als Volkskundler dem Phänomen langjährig verbunden, legt hierzu einen Bildband vor. Dieser sollte nach dem Willen der Herausgeber ein Standardwerk werden und kann – soviel als zusammenfassende Bewertung gleich vorweg – diesen Anspruch durchaus einlösen.

Nicht weniger als 1200 Narrenzünfte und Fastnachtsvereine werden heutzutage gezählt (S.42/43) – Nachweis eines rasanten Wachstums dieser besonderen Form von Brauchtumpflege. Umso wichtiger erscheint, dass der Blick für das Wesentliche geöffnet wird, die historischen, systematischen und geografischen Aspekte des Themas beleuchtet werden.

Für ersteres geht die Darstellung zurück ins späte Mittelalter, beschreibt die Ursprünge des vorwiegend religiös motivierten Schwellenfestes am Vorabend der Fastenzeit – von dessen Entwürfen einer „Gegenwelt“ heute überwiegend der Aspekt eines Ausbruchs aus dem Alltag geblieben ist.

Seit jeher geschieht das unter dem Schutz der Maske, die zusammen mit dem Häs und Attributen wie Glocken, Saublasen oder Würsten zu jedem Narren gehört. Künftig kennt man nicht nur die bekanntesten oder bedeutendsten Figuren verschiedener Fasnetslandschaften zwischen Hochrhein, Schwarzwald und Neckar-Alb-Region oder zwischen Oberrhein, Bodensee und Oberschwaben. Vielmehr lernt man auch ihre Einteilung kennen und versteht so die womöglich schon vertrauten „Helden“ auch im größeren Zusammenhang als Typen. Da wären die Weißnarren (Träger eines weißen Leinengewands), die Blätzlenarren (auch Spättle- oder Flecklenarren), die Fetzen- und Fransennarren, Hexen und Teufel, Tierfiguren, Riesen, Bajass und Domino und einige mehr.

Ein besonderer Verdienst und Nachweis der Detailkenntnis liegt darin, dass der Autor auch wenig bekannte und sehr spezielle Formen des Fasnetbrauchtums vorstellt. Wer hätte gedacht, dass es in Sachsenheim Fasnettreiben gibt? Es wurde von den Siebenbürgern aus ihrer Heimat mitgebracht. In Donaueschingen ist derweil der Einzelfall zu beobachten, dass der Hansel von einer Gretel begleitet wird, die keine Häs-, sondern eine Trachtenträgerin ist. Auch über die Ursprünge des berühmten Stockacher Narrengerichts wird der Leser aufgeklärt: Es soll aus einem Privileg des österreichischen Erzherzogs Leopold I. für seinen Hofnarren Hans Kuony hervorgegangen sein, der ihn vor einem verhängnisvollen Feldzug warnte.

Die schwäbisch-alemannische Fasnet hat natürlich auch Verwandte: Sie finden sich nicht nur in unmittelbar angrenzenden Ländern wie der Schweiz mit dem berühmten Basler Morgestraich. Warum der stattfindet, wenn die südwestdeutschen Narren ihre Fasnet schon längst wehmütig verabschiedet haben? Verschiedene Berechnungen der vierzigstägigen Fastenzeit vor Ostern sind für den späten Beginn dieser „alten Fasnet“ verantwortlich.

Die Fasnet geht aber auch mit der Zeit, kann und will sich ihren Möglichkeiten nicht entziehen. Werner Mezger macht das kurz und knapp, aber uneingeschränkt nachvollziehbar an Fernsehen und Internet deutlich. Beide sorgen dafür, dass die Narretei weitere Verbreitung denn je findet, dass die Kenntnisse über sie immer umfänglicher verbreitet werden und bieten, so lässt sich der Autor wohl interpretieren, mehr Chancen als Gefahren.

Ungeachtet dessen gilt: „Fasnet bleibt, obgleich heute weltweit abrufbar, nach wie vor eine lokale, heimatverbundene und in gewissem Sinn sogar hausbackene Angelegenheit. (...) Am schönsten ist jede Fasnet immer noch in ihrem Heimatort, wo sie herkommt und wo sie auch hingehört.“ Und weil das letztlich auch immer wieder beherzigt wird, braucht den spezialisierten und gleichermaßen den liebhaberischen Volkskundlern um die Fasnet nicht bang sein.

Sonja Jaser

5. Archäologie

Archäologie in Baden-Württemberg 2001, Stuttgart (Theiss) 2002. 279 S., zahlr. Abb. Obwohl der aktuelle Band in neuem Design kommt, sind die Probleme der baden-württembergischen Archäologen die altbekannten – die sich noch verschärfende Unterfinanzierung bringt mittlerweile die Perspektive mit sich, dass „neu anstehende Rettungsgrabungen unter Umständen zurückgestellt oder ganz aufgegeben werden müssen“ – ein Armutszeugnis für ein Land, dessen politische Vertreter in ihren Sonntagsreden gern mit dessen reichen kulturellen und historischen Erbe renommierten. Nichtsdestotrotz finden sich im Band für 2001 wieder eine Reihe von Grabungsprojekten aus dem Raum Württembergisch Franken. Baumaßnahmen in Forchtenberg-Sindringen, Öhringen, Welzheim-Eckardsweiler und Lorch ermöglichten neue Untersuchungen an der Strecke des Obergermanischen Limes (Thomas Becker, S. 87–89), ebenso auch Grabungen im Stabsgebäude des römischen Kastells Mainhardt (Peter Lahr, S. 93–95). Als „archäologische Daueraufgabe“ beschreibt Andrea Neth die Ausgrabungen im römischen Jagsthausen (S. 95–98). *Daniel Stihler*

Einbaum, Lastensegler, Dampfschiff. Frühe Schifffahrt in Südwestdeutschland. Hrsg. vom Archäologischen Landesmuseum (ALManach 5/6), Stuttgart (Theiss) 2000. 240 S., zahlr. Abb.

In den letzten Jahren konnte die Archäologie – nicht zuletzt dank teils spektakulärer Wrackfunde – zahlreiche neue Erkenntnisse zur Schifffahrt auf Flüssen und Seen zwischen Antike und früher Neuzeit liefern. Ein eindrücklicher Hinweis darauf ist die neugeschaffene Abteilung zu diesem Thema in der Außenstelle Konstanz des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, in deren Mittelpunkt das 1991 geborgene mittelalterliche Lastenschiff von Immenstaad steht. In dem von diesem Museum herausgegebenen Sammelband werden diese Erkenntnisse für ein breiteres Publikum zusammengefasst und veröffentlicht, wobei auch das Rheinland und die Schweiz mit einbezogen werden. Die Bandbreite reicht dabei von den prähistorischen Einbäumen über die keltische und römische Fluss- und Seeschifffahrt bis hin zu den Lastenseglern des 19. Jahrhunderts auf dem Bodensee. Ebenso werden Häfen dargestellt und archäologische Methoden plastisch gemacht. Deutlich wird auch, dass es sich hier um eine Momentaufnahme handelt, da aufgrund des technischen Fortschritts z. B. auch archäologische Untersuchungen an Wracks in für Sporttaucher nicht zugänglichen Tiefen zunehmend in den Bereich des Möglichen rücken.

Wenn auch Württembergisch Franken direkt keine nennenswerte Rolle spielt, so ist dieser Band auch vom regionalgeschichtlichen Blickwinkel aus mit Gewinn zu lesen – die Erkenntnisse zur Schifffahrt auf den Flüssen während der Kelten- und Römerzeit (Beiträge von Günther Wieland und Jörg Heiligmann) dürften auch für Kocher und Jagst gelten, zumal diese nachweislich auch auf erstaunlich flachen Flussläufen betrieben werden konnte.

Daniel Stihler

Adelheid Hanke, Baden-Württemberg (Theiss Archäologieführer), Stuttgart (Theiss) 2001. 191 S., zahlr. Abb.

Als erster Band einer auf etwa 20 Teile angelegten Reihe erscheint dieser „Archäologieführer Baden-Württemberg“, der Beschreibungen von 90 Bodendenkmälern zwischen Altsteinzeit und frühem Mittelalter enthält und auf Museen, Freilichtanlagen, Wander- und Lehrpfade sowie Veranstaltungen hinweist. Dieser handliche, informative und reich illustrierte Band ist ein gelungener Reiseführer für den interessierten Laien, der die Vor- und Frühgeschichte unseres Bundeslandes erfahren und erwandern will. Aus der Region Württembergisch Franken sind das keltische *oppidum* Creglingen-Finsterlohr, die Limesrekonstruktion bei Großerlach-Grab, das Römerkastell Jagsthausen und das Kastell Welzheim vertreten. Ein wenig zu bedauern ist allerdings, dass die Limeswanderwege pauschal mit einem Hinweis auf die Deutsche Limesstraße abgehandelt werden.

Daniel Stihler

6. Kirchen- und Religionsgeschichte

RF Franz Berger, Kirchengemeinde Großallmerspann 300 Jahre. Die Geschichte einer katholischen Diasporapfarrei, Ilshofen (Selbstverlag d. Verfassers) 1996. 152 S.

Dieser Band kann wohl als das Hauptwerk des 1998 verstorbenen Lehrers und Heimatforschers aus Großallmerspann gelten. Mit der auf gründlichen Archivstudien beruhenden Geschichte der 1696 im Zuge der Gegenreformation durch den Comburger Dekan Johann Georg Heinrich von Ostein gegründeten Pfarrei liegt nicht nur eine Festschrift vor, die durch Umfang und Qualität beeindruckt. Darüber hinaus wird auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation „vor Ort“ und des Katholizismus in der Region geliefert. Für Hall besonders interessant ist das Kapitel über die von Großallmerspann aus durchgeführten Wallfahrten auf den Einkorn, die im 18. Jahrhundert zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und langwierigen juristischen Streitereien führten.

So unterstreicht das vorliegende Werk, dass der Tod von Franz Berger ein schmerzlicher Verlust für die Regionalgeschichtsforschung in Württembergisch Franken ist.

Daniel Stihler

Bernhard Demel, Der Deutsche Orden einst und jetzt. Aufsätze zu seiner mehr als 800 jährigen Geschichte (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und Hilfswissenschaften, Bd. 848), Frankfurt a. Main (Peter Lang) 1999. 387 S.

Sammelband mit sechs bislang ungedruckten bzw. überarbeiteten Aufsätzen des langjährigen Archivars im Deutschordenszentralarchiv in Wien zur Geschichte des Deutschen Ordens. Behandelt werden die Geschichte der Ballei Thüringen, der ökumenische Auftrag des Ordens aus ordensgeschichtlicher Sicht, das Verhältnis zum kaiserlichen bzw. österreichischen Regiment „Hoch- und Deutschmeister“ sowie zur zum Herrschaftsgebiet des Ordens gehörenden Stadt Gundelsheim, die Beziehungen zu Papst und Kurie zwischen 16. und 19. Jahrhundert sowie der Orden in der Tschechoslowakei 1918–1938.

Daniel Stihler

Jörg Thierfelder, Zusammenbruch und Neubeginn. Die evangelische Kirche nach 1945 am Beispiel Württembergs, Stuttgart (Quell) 1995. 197 S., Abb.

Zum Jubiläum „50 Jahre Kriegsende“ erschien das Buch über die evangelische Kirche Württembergs. Es könnte inzwischen ergänzt werden um ein aktuelles Kapitel: Das des Schuldbekenntnisses der Evangelischen Kirche in Deutschland in Hinsicht auf die Beschäftigung von Zwangsarbeitern von 1999. In diesem Zusammenhang hat auch die württembergische Landeskirche die Praxis ihrer Einrichtungen während des Dritten Reiches erforscht und Zahlungen in den Entschädigungsfonds beschlossen.

Freilich gibt es auch auf Ebene der württembergischen Landeskirche selbst eine Schulderklärung: die vom 18. Oktober 1945, der sich übrigens auch die badische Landeskirche ausdrücklich anschloss. Sie beschäftigt sich mit der eigenen Haltung zu den nationalsozialistischen Verbrechen und räumt ein, dass an dem Unrecht, das Deutsche anderen Völkern und Mitmenschen auch im eigenen Land antaten, die Kirche mitverantwortlich war – wo nicht durch aktive Teilnahme und Rechtfertigung wie bei den „Deutschen Christen“, da doch durch Passivität und unterlassene Hilfe für Verfolgte.

Der Autor macht an diesem Beispiel deutlich, welche Schwierigkeiten es nach Kriegsende gab, einen gemeinsamen Nenner zu finden. Zuvor schon bestehende Gegensätze, allen voran zwischen der Bekennenden Kirche Martin Niemöllers und der „offiziellen“ Kirche, setzten sich fort. Die Feststellung, nur durch rückhaltlose Offenheit und Übernahme von Verantwortung für das Geschehene könne Reinigung und Neuanfang geschaffen werden, kollidierte mit Auffassungen, die den Einzelfall gewürdigt sehen wollten und die Schuldauflösung als gefährlich für Einheit und Neuaufbau sahen.

Für den pragmatisch orientierten Ansatz einer erfahrenen Führungspersönlichkeit wie des

Landesbischofs Theophil Wurm bestanden, wie die vorliegende zusammenfassende Aufarbeitung unschwer nachzuvollziehen lässt, im zerstörten Deutschland gute Gründe. Thierfelder erarbeitet an verschiedenen Themenfeldern Voraussetzungen, Argumentationslinien und den Weg zu Beschlüssen, zur Einrichtungen von Institutionen. Auf diese Weise ist auch Informatives über die Strukturen der kirchlichen Neuordnung, über Entnazifizierung, das Evangelische Hilfswerk sowie die Rolle der Kirche in den Schulen und im öffentlichen Leben zu erfahren. Ein etwas aus der Reihe fallendes, aber äußerst aufschlussreiches Kapitel ist den Flüchtlingen gewidmet.

Der Autor vermittelt ein facettenreiches Bild der Neuformierung kirchlichen Lebens nach der Katastrophe von Diktatur, Krieg und Zusammenbruch – ohne dabei zu verschweigen, dass die Kirche jeweils mit dabei war. Er gibt dabei gelegentlich auch einen Kommentar ab. Das Bemühen, Polarisierung zu vermeiden, ist aber unübersehbar. Im gesamten fällt die Bewertung deutlich positiv für die Aufbauleistung der maßgeblichen Leute aus. *Sonja Jaser*

7. Wissenschafts-, Geistes- und Bildungsgeschichte

Uwe Müller (Hrsg.), „die Natur zu erforschen zum Wohle der Menschen“ – Idee und Gestalt der Leopoldina im 17. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 16), Schweinfurt 2002. 143 S., zahlr. Abb.

Dieser Band ist Festschrift und gleichzeitig Ausstellungskatalog der Stadt Schweinfurt zum 350. Jahrestag der Gründung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Sie wurde am 1. Januar 1652 in der damals Freien Reichsstadt Schweinfurt gegründet. Die „Royal Society“ in London (1662) und die „Académie des Sciences“ in Paris (1666) wurden später ins Leben gerufen. Damit ist die „Academia Naturae Curiosorum“, kurz Leopoldina, die älteste dauerhaft existierende naturforschende Akademie der Welt. Sie wurde von vier Schweinfurter Ärzten, dem Stadtphysicus Johann Laurentius Bausch, Johann Michael Fehr, Georg Balthasar Metzger und Georg Balthasar Wohlfahrt ins Leben gerufen.

Neben der Einführung und den Lebensläufen der Ärzte (kurioserweise an Hand von Leichenpredigten) gliedert sich der Band in sieben Kapitel: I. Voraussetzungen, II. Die Gründer, III. Die Gründung der Academia Naturae Curiosorum, IV. Die Veröffentlichungen im Rahmen des Gründungsprogramms, V. Die neuen Gesetze und die Begründung der Akademiezeitschrift, VI. Die Akademiezeitschrift und VII. Die Privilegierung der Akademie durch Kaiser Leopold I: Die Text stammen aus der Feder von Uwe Müller, Georg Drescher sowie Wieland Berg.

Die Akademiegründung ist im politischen Umfeld einzigartig: Dreieinhalb Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nur eineinhalb Jahre nach der danach noch andauernden Besatzungszeit der Freien Reichsstadt wurde ein weichenstellender Neuanfang gewagt. Alle Gründer waren als Ärzte promoviert und hatte im Laufe ihrer „Lehrjahre“ die weite Welt – in der Regel Italien – gesehen. Der Band beschreibt etwa die ersten fünfzig Jahre der Leopoldina, im Wesentlichen also die Zeitspanne bis zur kaiserlichen Privilegierung in den Jahren 1677 (Anerkennung der Akademie: „Sacri Romani Imperii Academia Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum“) und 1687/88 (Zensurfreiheit und Schutz vor Plagiaten). Als Kurzform hat sich „Leopoldina“ eingeprägt. In Schweinfurt erinnert noch heute der Name des städtischen Krankenhauses daran. Durch die vor dem Mauerbau erfolgte Stiftung des Carus-Preises durch die Stadt Schweinfurt konnte die Verbindung auch nach der deutschen Teilung aufrecht erhalten werden. Denn der Sitz der Leopoldina war damals bereits Halle an der Saale. Der nach einem ehemaligen Präsidenten benannte Preis wird auf Vorschlag der Akademie von der Stadt prämiert.

In diesem Zusammenhang ist von großer Bedeutung, dass wie durch ein Wunder die private Bibliothek des Gründers Bausch bis heute fast vollständig erhalten blieb. So hatte Bausch in

seinem Testament verfügt, dass die Bibliothek solange weitervererbt werden solle, wie ein direkter Nachkomme oder dessen Ehegatte den Beruf des Mediziners ergreift. 1813, also 160 Jahre nach der Gründung der Akademie, wurde gemäß der Bestimmung Bauschs die Bibliothek von den Nachkommen an die Stadt übergeben, da sie diesen Beruf nicht mehr ausübten. Sie steht heute in der Bibliothek Otto Schäfer in Schweinfurt und gilt als „Musterbeispiel einer Gelehrtenbibliothek des deutschen Renaissancehumanismus im konfessionellen Zeitalter“. Die Ausstellung und damit der Band schöpft aus dieser einzigartigen Quelle. Das Kunst- und Naturalienkabinett von Bausch ging im Zweiten Weltkrieg unter. Im reichhaltigen Literaturverzeichnis wird eine wahre Fundgrube zur Leopoldina und zur Stadtgeschichte Schweinfurts präsentiert.

Thomas Voit

Uwe Müller (Hrsg.), *„O sehet her! die allerliebsten Dingerchen...“* – Friedrich Rückert und der Almanach (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 15; Rückert zu Ehren, Eine Schriftenreihe der Rückert-Gesellschaft, Bd. 10), Schweinfurt 2001. 112 S., zahlr. Abb.

Die Ausstellung der Bibliothek Otto Schäfer, des Stadtarchivs Schweinfurt, Städtische Sammlungen Schweinfurt und der Rückert-Gesellschaft e. V. fand vom 25. 6. – 1. 10. 2000 in der Bibliothek Otto Schäfer statt. Der Ausstellungskatalog führt in die Welt der Musenalmanache an Hand von über 200 Exponaten ein. In der Glanzzeit – etwa zwischen 1770 und 1848 – begegnen wir hier den Namen aller bekannten deutschen Dichtern, angefangen mit Goethe und Schiller. Dabei begann die Übertragung der französischen Idee ins deutsche mit einem Paukenschlag: Der Herausgeber des ersten deutschen Musenalmanachs wurde vor Erscheinen von dessen Plagiat überrascht!

Rudolf Kreutner schildert in „Schöne Literatur im Kleinstformat – Historischer Abriss zur Almanachkultur des 18. und 19. Jahrhunderts“ warum diesem frühen Taschenbuch so überraschender Erfolg beschieden war. Es war einerseits die Mischung aus Literatur und praktischen Angaben wie z. B. Haushaltstabellen, Modekupfern, Tanzschritten, Musikbeilagen usw., die den Almanach begehrt machte. Andererseits war es die mit neuem Selbstbewusstsein gestärkten Bürger und hier besonders die Frauen, denen nunmehr Literatur in dieser Form als Lesestoff zugestanden wurde. Mit den Damen wurde eine neue Leser- und damit Konsumentengruppe erschlossen. Trotz des Erfolgs und hoher Auflagen blieben die Almanache jedoch exklusiv.

Claudia Wiener widerlegt in „Almanach und Taschenbuch als Ort der Erstveröffentlichung“ das Vorurteil, das hier nur seichte Belletristik für Frauen angeboten worden wäre – das Gegenteil ist richtig. So hat es z. B. Goethe verstanden, immer wieder mit Vorabzügen aus großen Werken das Interesse des Publikums wach zu halten und gleichzeitig seine Honorarforderungen positiv zu beeinflussen. Übrigens waren die Honorare wohl für alle Autoren lukrativ. Deshalb und durch die neuen Absatzmöglichkeiten war der Almanach auch die Plattform für manches Schriftstellerdebüt – gerade auch für Frauen.

Rudolf Kreutner setzt sich in „Friedrich Rückert und der Almanach“ mit den ambivalenten Verhältnis des Schweinfurter Dichters zum Musenalmanach auseinander – hat er doch nicht weniger als 2150 Gedichte in Almanachen veröffentlicht. Auch als Redakteur eines Almanachs ist er einige Jahre tätig gewesen, sogar einen eigenen 'Erlanger Musenalmanach' brachte er heraus. Jedoch führte eine persönlichen Kontroverse um Umland dazu, dass Rückert fortan fast vollständig auf Veröffentlichungen in Almanachen verzichtete. Andererseits konnte er es sich nach Erreichen der gesicherten Professorenstelle in Erlangen auch leisten, nicht mehr in Sammelbänden zu veröffentlichen.

Claudia Wiener nimmt sich der „Illustration im Almanach“ als wichtiges Kennzeichen dieser frühen Taschenbücher an. Dabei wird deutlich, dass der schwierige Abstimmungsprozess zwischen den Autoren und den Illustratoren (meist Kupferstechern) nicht immer glückte. So passen Text und Abbildung oftmals nicht zueinander. Aus der erstmals starren

Einteilung Frontispiz und Monatskupfer wurden im Laufe der Zeit eine Autorengalerie oder die bildliche Darstellung des Textes. Insgesamt gelten die Illustrationen als nur ausnahmsweise bemerkenswert.

„Gesellige Literatur – Zum Thee bei Fam. Hartmann in Stuttgart“ von Claudia Wiener schließt den Ausstellungsband ab. 1816 ist Rückert als Redakteur beim Morgenblatt Cotta tätig. Im Salon des Geheimrates Hartmann trifft sich regelmäßig eine illustre Gesellschaft, die über Literarisches diskutiert. Dass diese Diskussionen nicht immer im betulichen Stil der Zeit verliefen, macht eine geschilderte Szene zu einem Gedichtszyklusfragments Rückerts deutlich – es wird geharnischt gestritten. Ganz nebenbei wird noch auf die Bedeutung der Rätsel und deren hohem Niveau in den Almanachen hingewiesen.

Zusammengefasst: Eine Retrospektive der Musenalmanache vom Rokoko bis zum Biedermeier. Der besondere Schwerpunkt liegt auf den literarischen Beiträgen und hier insbesondere dem Schweinfurter Dichter und Orientalisten Friedrich Rückert. *Thomas Voit*

8. Herrschafts-, Regional- und Landschaftsgeschichte, Landeskunde

8.1. Baden-Württemberg

Mathias Beer (Hrsg.), *Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993 in Tübingen* (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 3), Sigmaringen (Thorbecke) 1994. 260 S., Abb.

In diesem Band zur Flüchtlingsintegration in Südwestdeutschland nach 1945 sind eine Reihe von Beiträgen zum Forschungssymposium 1993 in Tübingen versammelt. Ziel der Tagung war eine Bestandsaufnahme der Flüchtlingsforschung zum deutschen Südwesten sowie die Vorstellung von abgeschlossenen und laufenden Forschungsvorhaben und die dabei angewandten Methoden.

Nach einer Einführung von Horst Förster folgt eine Begriffserklärung und Problembestimmung von „Integration“ durch Volker Ackermann, wobei die unterschiedlichen Ziele und Phasen des Eingliederungsprozesses der nach dem Zweiten Weltkrieg in West- und Ostdeutschland aufgenommenen Flüchtlinge und Vertriebenen deutlich gemacht werden.

Mathias Beer untersucht in seinem Beitrag die bisherige Forschungs- und Quellenlage zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen. Herbert Schwedt berichtet über die Anfänge der volkskundlichen Flüchtlingsforschung v. a. anhand von Biographien von Volkskundlern. Wolfgang Walla verdeutlicht die Ost-West-Wanderung seit dem Zweiten Weltkrieg mit ihren Gruppen von Flüchtlingen, Vertriebenen und Übersiedlern mit Hilfe von Statistiken. Das Verhältnis zwischen amerikanischer Besatzungsmacht und den Flüchtlingen stellt Sylvia Schraut ausgehend von der Auswertung amerikanischer Akten vor. Zunächst hatte die Militärregierung stets betont, das Flüchtlingsproblem sei ein deutsches Problem, doch angesichts von 12 Millionen deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen, der damit verbundenen Aufgabe der Eingliederung und der Notwendigkeit von wirtschaftlicher Hilfe aus dem Ausland zur Erfüllung dieser Aufgabe änderte sich die amerikanische Haltung. Allerdings verfolgten die amerikanischen Stellen ein Assimilationskonzept. Roland Müller schildert die Anfänge der Flüchtlingsverwaltung in Württemberg-Baden, während Andrea Kühne die Entstehung und den Aufbau der Flüchtlingsverwaltung in Württemberg-Hohenzollern beschreibt. Den Zusammenhang von Pendlertradition und Eingliederung der Vertriebenen im Altkreis Leonberg untersucht Thomas Beckmann: aufgrund einer bestehenden Pendlertradition in die industriellen Zentren des mittleren Neckarraums um Stuttgart und guter Infrastruktur fiel die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen leichter, die

Neubürger konnten an die Tradition anschließen. Beate Bechtold-Comforty schildert in ihrem Beitrag das Schicksal der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Filderstadt und verdeutlicht die Bedeutung von Arbeit, Nachbarschaft und Vereinsleben für die Integration. Methodische Probleme der Forschung schildern die folgenden Beiträge:

Libuše Volbrachtová untersucht die Vor- und Nachteile der qualitativen Methoden der Feldforschung wie des narrativen Interviews am Beispiel der Integration der Sudetendeutschen. Thomas und Christiane Grosser plädieren in ihrem Beitrag für den Wandel der Oral History hin zur sozialwissenschaftlichen Befragung. Der Beitrag von Immo Eberl schildert die Entstehung, die Funktion und den Wandel von Vertriebenenverbänden, den Landsmannschaften, den wirtschaftlichen und politischen Interessensverbänden. Albrecht Krause untersucht die visuellen Möglichkeiten des Themas „Flüchtlinge“ in Ausstellungen.

Im Anhang befinden sich das Programm des Symposiums, ein Mitarbeiterverzeichnis sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

Dieser Band aus der Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde bietet viele interessante und anregende Beiträge zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen und damit auch zur Nachkriegsgeschichte des Landes Baden-Württemberg. Er liefert zahlreiche Ansatzpunkte für weitere Forschungen in bisher nicht untersuchten Gebieten.

Andrea Rößler

Otto Borst (Hrsg.), Ein Jahrhundert beginnt. Baden und Württemberg 1900 bis 1914, Tübingen (Silberburg-Verlag) 1996. 256 S., 17 Abb.

Die Milleniumshysterie liegt nun schon wieder ein paar Jahre zurück. Ungleich ruhiger verlief der Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert, schildert Otto Borst in seinem Aufsatz „Silvester 1900“, mit dem er die Beiträge im anzuzeigenden Sammelband eröffnet. Die Feiern zum (von Kaiser Wilhelm II. festgelegten) Beginn des neuen Jahrhunderts waren allerdings vor allem im württembergischen eher verhalten, lediglich das Militär war überall präsent mit Paraden, Ansprachen und Konzerten der Regimentsmusik. Das 19. Jahrhundert hatte sich als ein Jahrhundert des Wachstums erwiesen, Deutschland war nach Meinung vieler Zeitgenossen führend in der Literatur, der Musik, in Industrie und Handwerk, in den Ingenieurwissenschaften und Naturwissenschaften. Mit der Gründung des Deutschen Reiches einhergegangen war die weitgehende Abtretung der Staatlichen Souveränität Badens und Württembergs an das Deutsche Reich. Übrig blieben die Bereiche der Innenpolitik: Handel und Industrie, Schulen und Hochschulen, soziale Aufgaben und nicht zuletzt die Kunst. Die südwestdeutschen Bundesstaaten in bayerischen Gesandtschaftsberichten stellt Thomas Schnabel vor. Mit der Gründung des Kaiserreichs hatten Baden und Württemberg zwar einen Teil ihrer Souveränität verloren, aber neben den Reservatrechten bei Bahn, Post und Militär verfügten sie noch über die Möglichkeit, eine gewisse Selbstständigkeit nach außen zu demonstrieren, indem sie eigene Außenministerien, Gesandtschaften und Konsulate aufrechterhielten. Allerdings gab es 1910 nur noch fünf königlich württembergische Gesandtschaften (in Baden, Bayern, Hessen, Preußen und Sachsen) und noch vier großherzoglich badische Gesandtschaften (in Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberg). Bayern unterhielt von 1804 bis 1920 eine Gesandtschaft in Stuttgart, von 1803 bis 1829 und 1835 bis 1871 auch eine Gesandtschaft in Karlsruhe.

Bernhard Vogler untersucht in seinem Aufsatz die Beziehungen zwischen Baden und dem Elsass. Beide Regierungen verfolgen ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen. Konflikte bildeten sich heraus: Konkurrenz der rechts- und linksrheinischen Eisenbahnlinien, Konkurrenz der Häfen in Straßburg und Mannheim; Absatzmärkte im Nachbarland wurden gesucht und gefunden, v. a. die Großstädte Karlsruhe, Mannheim und Freiburg mit landwirtschaftlichen Produkten aus dem Elsass beliefert. Neue Brücken wurden gefordert zum Austausch von Arbeitskräften und Waren. Zahlreiche Studenten aus Baden waren an der Universität Straßburg eingeschrieben. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen hat diese Verbindungen unterbrochen.

Die Verfassungsreformen in Baden 1904 und in Württemberg 1906 stellt Hans Fenske vor. Themen in Baden waren u. a. die Abänderung der Verfassung, Änderungen bei dem Verfahren der Landtagswahl, Beseitigung des zweistufigen Wahlrechts, Änderung der Wahlkreiseinteilung, Änderung der Stellung der Ersten Kammer bei Finanzgesetzen. Die Themen in Württemberg umfassten u. a. die Umgestaltung der Ersten Kammer und die Abänderung der Verfassung.

Die Universitäten um 1900 sind das Thema von Bernd Thum. Nach einer kurzen Analyse des „Heidelberger Geistes“ betrachtet Thum die wachsende Zahl von Einschreibungen an den deutschen, v. a. an den badischen Universitäten. Ursachen sieht er in dem geordneten Schulwesen, in den verlängerten Studienzeiten, in dem verstärkten Zustrom von bisher unterrepräsentierten Katholiken und der Zunahme von Studierenden aus nicht-akademischen Familien. Seit 1890 durften Frauen an den Universitäten in Baden studieren, seit 1903/04 auch an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Neue Institute an den Universitäten entstehen, bedingt auch durch die Differenzierung und der Kumulation der Fächer. Am Beispiel der Technischen Hochschule Karlsruhe schildert der Autor abschließend die Kämpfe zwischen Universitäten, Ministerium und Technischer Hochschule.

„Theater zwischen Ambition und Anpassung“ stellt Dietrich Kreidt vor. Im 19. Jahrhundert dominierten die Hoftheater in Stuttgart und v. a. Karlsruhe, deren Spielplan am Geschmack der aristokratischen Elite ausgerichtet war (Oper, Ballett). Daneben existierten Stadttheater, die allerdings rein kommerzielle Unternehmungen ohne höheres künstlerische Niveau darstellten. Lediglich zwei Sonderfälle gab es im Südwesten: das Nationaltheater in Mannheim (seit 1839 in städtischer Verantwortung) und das Stadttheater in Freiburg (seit 1866 in städtischer Verantwortung). Die Uraufführung der „Ariadne auf Naxos“ 1912 in Stuttgart wertet der Autor als das „erinnerungswürdigste [...] Theaterereignis in unserer Region zwischen 1900 und 1914“.

In Jutta Dreschs Beitrag geht es um die Kunstvereine in Baden und Württemberg. Der Badische Kunstverein wurde 1818 in Karlsruhe gegründet, der Württembergische 1827 in Stuttgart. Daneben gab es zahlreiche Kunstvereine in den Städten: Freiburg (gegr. 1827), Mannheim (gegr. 1833), Konstanz (gegr. 1858), Baden-Baden (gegr. 1863), Heidelberg (gegr. 1869) Ulm (gegr. 1887). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Kunstvereine noch immer Zusammenschlüsse des elitären Bürgertums. Sowohl der Badische als auch der Württembergische Kunstverein fühlen sich der Förderung der heimischen Kunst verpflichtet, zeigten aber daneben auch Wanderausstellungen, die z. T. zumindest in Karlsruhe auf Unverständnis stießen, obwohl die ausgestellten Künstler heute zu bedeutendsten Vertretern ihrer Richtung gehören.

Der Beitrag von Hugo Ott beschäftigt sich mit Industrie und Handel, v. a. mit der Energiewirtschaft. Baden hatte sich zum industriellen Musterland entwickelt, v. a. am Hochrhein und Oberrhein etablierte sich die moderne Energiewirtschaft (Wasserkraftwerke) im Verbund mit einer elektrotechnischen und elektrochemischen Industrie. Ebenso diskutierte man in Baden bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Elektrifizierung der Staatseisenbahnen. Als Pilotprojekt wurde die Wiesen- und Wehrtalbahn bis 1913 elektrifiziert. Bei der Einrichtung von Zweckverbänden zur Elektrizitätsversorgung war Württemberg führend. So wurde 1909 der öffentlich-rechtliche Zweckverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke gegründet.

Am Beispiel der Industriepioniere Marquardt aus Rietheim in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg untersucht Friedemann Maurer den religiösen Aspekt der Werktagsheiligung von Arbeit und den Einfluss des Ethos der protestantischen Arbeits- und Leistungstraditionen. Die beiden Marquardts gründeten 1925 ein erfolgreiches Unternehmen zur Herstellung von Geräteeinbauschaltern.

Die Großherzoglich-Badischen und die Königlich-Württembergischen Sozialdemokraten stellt Karl Weingärtner in seinem Beitrag vor. Die südwestdeutschen Sozialdemokraten gehörten in der Regel den Reformern an. Besonders in Baden kam es zu einer Zusammenar-

beit von Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten im Parlament, die „Badische Großblockpolitik“, die seit 1909 vertraglich abgesichert war. Diese Mehrheitskoalition bestimmte für wenige Jahre die badische Politik, besonders die Finanz-, Rechts- und Kulturpolitik. In der Gesamtpartei war die Politik der badischen Sozialdemokraten heftig umstritten. Sogar mit Ausschluss wurde gedroht. Hervorzuheben ist, dass der einzige Internationale Sozialistenkongress zwischen 1890 und 1914, der in Deutschland stattfand, 1907 in Stuttgart abgehalten wurde, weil dort nach Meinung der deutschen Sozialdemokraten die Sicherheit der Delegierten und ihre Redefreiheit gewährleistet sei.

Anhand von Schreibmaschine, Morsetaste und Telefon veranschaulicht Christel Hess in ihrem Beitrag die Frauenarbeit in Baden. Vor allem Töchter aus dem Kleinbürgertum, aus Angestellten- und Beamtenfamilien sahen sich nach 1870 gezwungen, vor ihrer Eheschließung einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Während die Arbeit in der Fabrik oder im Verkauf nicht gerne gesehen wurden, erschien die Arbeit in einem Büro standesgemäß. Im Büro bildete sich schnell eine Arbeitshierarchie heraus: Maschinenschreiben wurde vor allem von Frauen ausgeübt, als Hilfstätigkeit klassifiziert und entsprechend schlechter bezahlt. Auch im Telegraphenamts oder im Vermittlungsamts wurden Frauen aufgrund ihrer speziellen weiblichen Eignungen eingesetzt. Viele Männer fühlten sich von der weiblichen Konkurrenz bedroht und forderten eine Rückkehr der Frauen in die Hauswirtschaft.

Den Arbeiteralltag im Bodenseeraum stellt Gert Zang in einem sehr anschaulichen Beitrag anhand von zehn „Bildern“ dar: Arbeitsplatz – Unfall/Gesundheit/Ortskrankenkasse – Pendler – Wohnen – Preissteigerung/Essen – Streiks: Löhne und Arbeitszeit – Fremdarbeiter – Sozialreform – Soziale Distanz. Als Beispiel dient die Eisengießerei Georg Fischer Schaffhausen mit ihrem Zweigwerk in Singen a. H.. Zusammenfassend lässt sich sagen, nach der Jahrhundertwende hatte die Integration der Arbeiter in die Gesellschaft erste Fortschritte gemacht hatte, eine soziale Distanz bestand aber noch immer. Die Arbeiter waren aber weiterhin im Fall von Krankheit oder Invalidität existentiell gefährdet.

Abgeschlossen wird der Band durch ein Verzeichnis der Autoren sowie ein Personen- und Ortsregister. Die Beiträge zu diesem Lesebuch, das gemeinsam vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg und der Stadt Stuttgart herausgegeben wird, wurden alle von ausgewiesenen Fachleuten verfasst. Zwölf Autorinnen und Autoren beschäftigen sich in Einzeldarstellungen mit verschiedenen Themen der Zeit um 1900 bis 1914 in Baden und Württemberg, eine Gesamtdarstellung der Verhältnisse 1900 bis 1914 wurde nicht angestrebt. Insgesamt ist eine ansprechend gestaltete, informative und gut zu lesende Veröffentlichung entstanden, die uneingeschränkt empfohlen werden kann. Für jeden, der sich mit der Geschichte beider Länder beschäftigt, bietet diese Zusammenstellung einen ausgezeichneten Überblick und Einstieg in die behandelten Themen. Zu bedauern ist lediglich die kartonierte Erscheinungsform.

Andrea Rößler

Regina Ille-Kopp, Württembergischer Schützenverband 1850–2000. Von der Stadtverteidigung zum Schießsport: Württembergs Schützenwesen seit dem Mittelalter. Hrsg. vom Württembergischen Schützenverband 1850 e. V., Stuttgart (Theiss) 2000. 272 S., zahlr. Abb. Die aus Anlass des 150-jährigen Bestehens des württembergischen Schützenverbandes entstandene Veröffentlichung ist die erste umfassende Darstellung des Schützenwesens in Württemberg und in ihr wird zudem erstmals die Geschichte württembergischen Schützenverbandes für den Zeitraum 1870–1945 veröffentlicht.

Unter Einbeziehung politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, aber auch historischer und volkskundlicher Aspekte bietet das erste Kapitel zunächst einen interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte des Schützenwesens. Die Autorin erläutert, wie die Schützengesellschaften aus der Notwendigkeit der Stadtverteidigung und der Übungsmöglichkeiten für die zum Waffendienst Verpflichteten entstanden und welcher Art ihre Aktivitäten und Einsätze waren – so dienten z. B. die oft als Volksfest gestalteten Schützentreffen neben der Übung an den Waffen auch der Geselligkeit.

In den folgenden Kapiteln wird die weitere geschichtliche Entwicklung beschrieben – über den seit der Einführung stehender Heere im Absolutismus einsetzenden Wandel und Niedergang bis zur Neugründung zahlreicher Krieger- und Schützenvereine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Nach einem Kapitel über die Geschichte des württembergischen Landesschützenvereins wendet sich die Autorin zunächst dem württembergischen Schützenwesen der Jahre 1851–1918 sowie der durch neue Ansätze und die Neuorganisation geprägten Zeit der Weimarer Republik zu. Es schließt sich ein Kapitel über die Einflüsse der nationalsozialistischen Politik auf das Schützenwesen in Württemberg an, wobei hier – wie die Autorin selbst bereits im Vorwort bemerkt – eine gründlichere Aufarbeitung noch aussteht.

Auf die Kapitel über die Zeit des Neuanfangs (1945–1954) und der weiteren Konsolidierung (1955–1959) folgen – jeweils in Zehnjahresschritten und gleichförmig aufgebaut – die Kapitel über die Zeit bis zu 1990er Jahren mit zahlreichen Detailinformationen zu einzelnen Vereinen und Wettkämpfen.

Insgesamt ist hier ein interessanter und dank der reichhaltigen Bildauswahl anschaulich gestalteter Überblick über die Entstehung des Schützenwesens von seinen Ursprüngen bis zu seiner heutigen Funktion als Freizeitsport gelungen. Der Band wird durch ein zuverlässiges Ortsregister, eine Auswahlbibliografie sowie eine nach Orten gegliederte Bibliografie der die einzelnen Vereine betreffenden Literatur ergänzt. Er enthält zudem in chronologischer Reihenfolge die Gründungsdaten aller württembergischer Vereine sowie ein Verzeichnis der durch Ehrungen ausgezeichneten Mitglieder des württembergischen Schützenvereins.

Barbara Löslein

Johannes Lehmann, *Barbarossa und Co. Reise zu den Stauern in Südwestdeutschland*, Tübingen (Silberburg) 2002. 160 S., zahlr. Abb.

Die Stauer erfreuen nach wie vor einer großen Popularität in ihrem Stammland, wie auch dieser Reiseführer „auf den Spuren der Stauer“ durch den Südwesten Deutschland zeigt. Der humorvolle Tonfall würde das Buch eigentlich zu einer unterhaltsamen Lektüre machen, fielen nicht bei den Abschnitten über Schwäbisch Hall und die Comburg zahlreiche Fehler auf. Dass die auf dem gefälschten „Öhringer Stiftungsbrief“ beruhende Erstnennung der Stadt am Kocher von 1037 wieder einmal auftaucht, ist man schon gewohnt. Doch dass Friedrich Barbarossa den Hallern das Münzrecht zugestanden haben soll, erfüllt einen dann doch mit Staunen. Der Kaiser richtete eine Münzprägestätte des Reichs ein und dürfte nicht im Traum daran gedacht haben, auf das einträgliche Münzrecht zu verzichten. Dieses Privileg erhielt Hall erst 1396 von König Wenzel! Interessant ist auch die Frage, wie der Autor zu seinen Aussagen über die Besuchsabsichten von Barbarossa zur Weihe von St. Michael 1156 gekommen ist, da der Text der Weiheurkunde derartiges nicht hergibt. Hat er etwa neue Quellen entdeckt, was wirklich eine Sensation wäre? Wohl eher nicht! Ebenso wenig hat Barbarossa den Hallern das Stadtrecht verliehen; eine solche formelle Verleihung ist überhaupt nicht nachweisbar, sondern lediglich die erstmalige Bezeichnung als Stadt („*civitas nostra*“) durch König Philipp. Auch dies geschah nicht 1202, sondern 1204. Ähnliches findet sich auch im Abschnitt über die Comburg. Falsch ist das Gründungsjahr 1079 (statt 1078), das Baudatum der vorhergehenden Burg um 1050 ist eine Spekulation, ebenso der angeblich „ausgedehnte Familienkrach“ innerhalb der Gründerfamilie. Die Quellen zeigen lediglich, dass das Kloster 1088 durch den Kaisergegner Adalbero von Würzburg geweiht wurde, der im folgenden Jahr durch den kaiserlichen Gegenbischof Emehard, einen Bruder des Klostergründers, vertrieben wurde. Mehr als die Aussage, dass sich dieser gegenüber der Gründung seines Bruders „sehr zurückhaltend“ (so Rainer Jooß) verhalten habe, lässt sich nicht machen.

Nun ist grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden, Geschichte auf humorvolle Weise zu erzählen. Ebenso wenig kann man bei einem an ein breites Publikum gerichteten Buch wie

diesem wissenschaftliche Maßstäbe anlegen. Ein gewisses Mindestmaß an Sorgfalt sollte man jedoch auch hier verlangen können – und dem wird der Autor leider nicht gerecht.

Daniel Stihler

Bernd Röcker, *Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt* (Heimatverein Kraichgau e. V.; Sonderveröffentlichung Nr. 22), Ubstadt-Weiher (verlag regionalkultur) 2000. 104 S., zahlr. Abb.

Mit diesem Band aus der Feder des langjährigen Vorsitzenden des Heimatvereins Kraichgau liegt erstmals eine zusammenfassende Darstellung des Geschehens von 1525 in Kraichgau und Hardt vor. Die schlechte Überlieferungslage, die territoriale Zersplitterung der Region und das Fehlen einer einheitlichen Aufstandsbewegung haben wohl dazu geführt, dass man die Geschehnisse – wenn überhaupt – nur am Rande dargestellt hat. In seiner kenntnisreichen und flüssig geschriebenen Darstellung geht der Autor auf die Ursachen und die Vorgeschichte des Bauernkriegs in der Region ein, wozu auch die Untergrombacher „Bundschuh“-Verschwörung des Joß Fritz von 1502 gehört. Neben dem „Kraichgauer Haufen“, der unter der Führung Anton Eisenhuts besonders radikale Forderungen erhob, werden auch die Haufen der benachbarten Regionen behandelt; hierdurch ergeben sich auch Überschneidungen mit dem württembergischen Franken, die das Buch auch für diese Region interessant machen. Behandelt werden z. B. der Neckartaler Haufen, dem sich auch Bauern aus dem Heilbronner, Hohenloher und Hällischen Land angeschlossen haben, und das Bauernparlament von Heilbronn. Einen interessanten Vergleich zur Reichsstadt Hall bietet die damals pfälzische Oberamtsstadt Bretten, die sich ebenfalls gegenüber den Bauern behaupten konnte und einer recht ähnlichen Taktik bediente. Eine weitere Verbindung ergibt sich aus den engen Beziehungen des Haller Reformators Johannes Brenz in die Region, die sich sowohl in seinem Gutachten über die „Zwölf Artikel“ für Pfalzgraf Ludwig als auch seinen Mahnungen zur Milde gegenüber den Bauern niedergeschlagen haben – seine berühmte Schrift „Von der milderung der fursten gegen den auffrurischen Bawren“ war dem Kraichgauer Adeligen Dietrich von Gemmingen gewidmet. Im Gegensatz zum Magistrat der Reichsstadt Hall, der Brenz' Mahnungen weitgehend ignoriert zu haben scheint, sind sie hier auf fruchtbarerem Boden gefallen. Kritisch anzumerken ist allenfalls, dass es für spätere Auseinandersetzungen mit dem Thema doch recht hilfreich gewesen wäre, Quellen- und Literaturnachweise in Fußnoten unterzubringen. Ein besonderes Lob verdient hingegen die großzügige Ausstattung des Bandes mit zeitgenössischen Abbildungen, die den Text vielfach ergänzen und erläutern.

Daniel Stihler

Annette Schäfer, *Zwangsarbeiter und NS-Rassenpolitik. Russische und polnische Arbeitskräfte in Württemberg 1939–1945* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, Bd. 143), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2000. 289 S.

Spätestens mit Beginn der Verhandlungen über eine Entschädigung für noch lebende ehemalige Zwangsarbeiter ist der deutschen Gesellschaft erneut deutlich gemacht worden, in welchem enormen Ausmaß zwischen 1939 und 1945 Menschen anderer Nationalitäten in Deutschland zur Arbeit gezwungen wurden. So hatte das Daimler Benz-Werk Sindelfingen im Jahr 1944 einen Ausländeranteil von rund 36 % (S. 97), während die Maschinenfabrik Esslingen bereits zwei Jahre früher sogar einen Ausländeranteil von über 46 % (S. 89) aufwies. Ohne ausländische Zwangsarbeiter wäre die deutsche Rüstungsproduktion und damit die Kriegführung zusammengebrochen.

Annette Schäfer, die seit Jahren über Zwangsarbeit in kirchlichen Einrichtungen in Baden-Württemberg forscht, hat in ihrer 1997 abgeschlossenen Dissertation die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Zwangsarbeitern aus Polen und der Sowjetunion während des Zweiten Weltkriegs in Württemberg untersucht. Als Quellen kann sie dabei Akten der staatlichen

und kommunalen Verwaltungen sowie der Parteigliederungen heranziehen, während ihr Firmenarchive weitgehend verschlossen blieben. Eine weitere Quellengruppe scheint sie hingegen gar nicht angefragt zu haben, obwohl diese wichtige Erkenntnisse bringen würden: Unterlagen der IHKs.

Schäfers Grundthese ist, dass die rassistischen Auffassungen der nationalsozialistischen Machthaber das Verhalten gegenüber den Zwangsarbeitern maßgeblich geprägt hätten und nicht ökonomische Vorgaben. Sie gliedert ihre Untersuchung in zwei umfangreiche Kapitel: Rahmenbedingungen des Zwangsarbeitereinsatzes und Existenzbedingungen der Zwangsarbeiter, wobei letzteres mit rund 150 Seiten den eigentlichen Kern des Buches ausmacht. Dadurch kann sie zum einen die rechtlichen und verwaltungstechnischen Bedingungen darstellen und zugleich die Lebenswirklichkeit der Zwangsarbeiter aufzeigen, die oft nicht den politisch gewollten Setzungen entsprach.

Der Zwangsarbeitereinsatz im Deutschen Reich, aber auch in Württemberg folgte den Wendungen des Weltkriegs. Zuerst kamen polnische Zwangsarbeiter, ab 1940 vor allem Franzosen, ab 1942 dann auch Menschen aus Gebieten der besetzten Sowjetunion. Hierbei sind der Einsatz von Kriegsgefangenen von dem der „zivilen“ Zwangsarbeiter zu unterscheiden, denn Kriegsgefangene unterstanden der Wehrmacht, während die zivilen von den Polizeibehörden überwacht wurden. Das württembergische Innenministerium hatte dabei genaue Anweisungen zur Überwachung der Polen erlassen, noch bevor es reichsweite Regelungen gab (S. 29). Damit kann Schäfer bestätigen, dass – wie bei den so genannten Arisierungen – im nationalsozialistischen Staat untergeordnete Stellen von sich aus aktiv wurden und nicht ein ausschließlicher Entscheidungsfluss von oben nach unten, gleichsam ein perfekt durchorganisiertes „Führerprinzip“, bestanden hat.

Der Einsatz von Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion ist von Hitler anfangs abgelehnt worden, weil diese in seiner rassistischen Denkweise als so genannte Untermenschen und Träger des jüdischen Bolschewismus „Todfeinde“ des Nationalsozialismus waren. Doch bereits im Juli 1941 ist ein Einsatz sowjetischer Kriegsgefangener erlaubt worden, später auch der von zivilen Zwangsarbeitern. Ausschlaggebend für diese Änderung war der seit Ende der 1930er Jahre herrschende Arbeitskräftemangel im Deutschen Reich, der sich mit Kriegsbeginn noch verschärfte. Mit dem Scheitern des „Blitzkriegs“ gegen die Sowjetunion hat es eine weitere Änderung in der politischen Auffassung gegeben. Zum einen musste nun mit einem langen Krieg gerechnet werden, während zum anderen wegen der militärischen Erfolge der Sowjetunion immer weniger Zwangsarbeiter aus dieser in das Reich kamen, sodass die einzelnen Arbeitskräfte wichtiger wurden. In der Frage des Einsatzes sowjetischer Zwangsarbeiter hatten einzelne Kommunen in Württemberg im Gegensatz zur Reichsführung stets einen pragmatischen Standpunkt eingenommen: Ihnen fehlten Arbeitskräfte, also sollten russische Zwangsarbeiter zur Verfügung gestellt werden (S. 39).

Doch wie sahen die Einsatzbedingungen der Zwangsarbeiter aus Polen und der Sowjetunion aus? Annette Schäfer kann zeigen, dass diese stets menschenunwürdig waren. Die Ernährung entsprach nicht den an die Arbeitsleistung gestellten Anforderungen, sodass viele Zwangsarbeiter hungerten und hungerbedingten Krankheiten ausgeliefert waren. Manche Unternehmen versuchten daher, anderweitig für „ihre“ Zwangsarbeiter Nahrungsmittel zu erlangen. Dies erfolgte, weil deren Produktivität nur auf diese Weise gesteigert werden konnte (S. 108). Die Bekleidung, besonders die Ausstattung mit Schuhen und Unterwäsche, war ebenfalls mangelhaft. Viele mussten daher barfuß arbeiten. Gleichzeitig wurde unerbittlich gegen Personen vorgegangen, die sich selbstständig Abhilfe schufen. Ein so genannter Ostarbeiter, also ein sowjetischer Zwangsarbeiter, wurde z. B. im Mai 1944 hingerichtet, weil er sich aus einem gestohlenen alten Treibriemen Ledersohlen gemacht hatte (S. 236).

Die Unterkünfte entsprachen ebenfalls nicht den hygienischen Anforderungen. Aufgrund überall fehlender Behausungen mussten viele Zwangsarbeiter in völlig ungeeigneten, aber dennoch heillos überfüllten Baracken hausen. Beispielsweise fehlten in einem Lager in Fellbach jegliche Waschelegenheiten (S. 118). Bei der eigentlichen Zwangsarbeit galten für

polnische und sowjetische Zwangsarbeiter viele Arbeitsschutzbedingungen nicht, etwa die Höchstarbeitszeiten, Schutzvorschriften und Altersgrenzen. Obgleich nach den geltenden Vorschriften für „Ostarbeiterkinder“ solche unter zwölf Jahren überhaupt nicht beschäftigt werden durften, hat Daimler-Benz in Sindelfingen Ende 1944 auch Elfjährige eingesetzt (S. 128). Dieses Beispiel verweist zudem darauf, dass Regelungen in der Praxis oft nicht eingehalten wurden, die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter also härter waren als in den Verordnungen vorgesehen.

Die medizinische Versorgung der osteuropäischen Zwangsarbeiter war mangelhaft. Ihnen sollte nur geringe Hilfe zukommen, deren einziges Ziel die schnelle Wiederherstellung der Arbeitskraft war. Unheilbar Kranke wurden anfangs in ihre Herkunftsländer zurücktransportiert. Mit den militärischen Erfolgen der Sowjetunion wurde dies jedoch vielfach unmöglich, sodass schließlich Sterbenlassen oder gezielte Tötung geübte Praxis wurde. Die so genannten Krankensammellager entwickelten sich zu Sterbelagern (S. 202), während die Ermordung in den „bewährten“ Euthanasie-Anstalten erfolgte, etwa für Hessen in Hadamar und für Württemberg in Schussenried (S. 222).

Einen Schwerpunkt legt die Autorin auf Reglementierungen der Sexualität. Sie macht deutlich, dass deutsche Frauen, wenn sie Beziehungen zu Zwangsarbeitern eingingen, härter bestraft wurden als deutsche Männer mit Beziehungen zu Zwangsarbeiterinnen. Zum anderen sind polnische und sowjetische Zwangsarbeiter wesentlich härter bestraft worden als in der rassistischen Auffassung der Nationalsozialisten höher stehende Angehörige germanischer (Niederländer, Norweger) oder romanischer Völker (Franzosen, Italiener). Im Gegensatz zu diesen wurde bei Angehörigen slawischer Völker in der Regel das Todesurteil für Geschlechtsverkehr mit Deutschen ausgesprochen, während die deutschen Frauen in Konzentrationslager kamen.

Die vorliegende Untersuchung ist eine gründlich erarbeitete, gut lesbare Regionalstudie über den Einsatz polnischer und sowjetischer Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs. Annette Schäfer gelingt es, an konkreten Beispielen die Behauptung deutscher Unternehmen und Kommunen, dass sie Zwangsarbeiter nur gezwungenermaßen beschäftigt hätten, zu widerlegen. Zum Beispiel forderte Ravensburg im November 1941 für eigene Zwecke 130 russische Kriegsgefangene an (S. 56), während Geislingen an der Steige eigenständig eine Baracke anmietete und umbauen ließ, um auf diese Weise zum einen eine Zuteilung von Zwangsarbeitern für die städtischen Betriebe zu erhalten und zum anderen den lokalen Betrieben Unterkünfte für Zwangsarbeiter im Rahmen der „Wirtschaftsförderung“ zur Verfügung zu stellen (S. 57). Aber auch die Industrie bemühte sich um Zwangsarbeiter und schreckte nicht davor zurück, ihre Interessen gegenüber den Kommunen durchzusetzen. So gelang es Daimler-Benz in Sindelfingen im Jahre 1944 gegen den Widerstand der Stadt, eine Turnhalle zum Lager für so genannte Ostarbeiterinnen umzugestalten (S. 119). Zudem wird offensichtlich, dass die Wirklichkeit der Zwangsarbeiter wesentlich härter war als es die entsprechenden Verordnungen vorsahen. Leider fehlt in der breit angelegten Studie indes eine Gruppe: Zwangsarbeiterkinder zwischen vier und zwölf Jahren. Wie wurden sie behandelt? Ab welchem Alter wurden sie selbst zur Zwangsarbeit herangezogen? Was passierte mit Waisen?

Bestätigt sich die Grundthese der allein rassistisch bedingten Vorgehensweise gegenüber osteuropäischen Zwangsarbeitern? Sicherlich sind die maßgeblichen Faktoren für die Bewertung der polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiter rassistischer Natur. Gleichwohl zeigt sich, dass die Staatsführung immer wieder aufgrund ökonomischer Bedingungen ihre eigene Vorgehensweise überprüfen und letztlich verändern musste. Im Gegensatz zum Umgang mit jüdischen Zwangsarbeitern, der stets auf das Ziel der Ermordung durch Arbeit gerichtet blieb, gibt es ein vergleichbares Verhalten gegenüber slawischen Zwangsarbeitern nicht. Und an diesem Punkt wird eine Schwäche der Arbeit offensichtlich. Wenn die rassistische Vorgehensweise beleuchtet werden soll, dann verwundert es, dass fast nie die Behandlung von Juden zum Vergleich herangezogen wurde. Viele Verhaltensweisen gegenüber

polnischen und russischen Zwangsarbeitern finden sich bereits ausgebildet in der Diskriminierung und Verfolgung der Juden: So gab es, um nur wenige Beispiele aufzuführen, seit Mitte der 1930er-Jahre ein Verbot von Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden inklusive so genannter Rassenschande-Verfahren. Seit Ende 1938 existierte bereits eine Zwangsarbeitspflicht für deutsche Juden, für die zudem Arbeitsschutzbestimmungen aufgehoben waren.

Aber auch der Umgang mit Personennamen muss kritisiert werden. Warum werden Opfer nationalsozialistischer Willkür mit Namen angeführt, die anderen Beteiligten aber nicht durchgehend? Ein polnischer Zwangsarbeiter, der wegen geschlechtlicher Beziehung zu einer Deutschen hingerichtet wurde, wird genannt, aber z. B. der bei der Hinrichtung anwesende Kreisstabsamtsleiter oder der Vertreter des Ortsgruppenleiters nicht (S. 137). Entweder sollten auch die Opfer anonymisiert und damit nicht mehr bloßgestellt werden oder jegliche Beteiligten sind zu nennen, wie es Wolfgang Dreßen in seiner 1998 erschienenen Arbeit über „Arisierungen“ vorgeführt hat. Und zum Schluss bleibt anzumerken, dass wie in so vielen wissenschaftlichen Werken ein Register fehlt, obgleich dieses die Nutzbarkeit wesentlich verbessern würde.

Jens Hoppe

Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde und dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein, Jahrgang 58 (1999), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1999. 506 S.

Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde und dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein, Jahrgang 59 (2000), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2000. 640 S.

Die beiden Bände der ZWLГ enthalten je einen Beitrag, der das Vereinsgebiet berührt. In Band 58 befasst sich Prof. Dr. Hans-Martin Maurer mit dem Thema „Justinus Kerner, die Burg Weinsberg und der Frauenverein. Ein Beitrag zu den Anfängen der Altertumsvereine“. Dr. Gerhard Lubich diskutiert in seinem Beitrag „Der Besitz der frühen Staufer in Franken – ein Erbe auf Umwegen“ die Forschungskontroverse zum Besitzübergang von den Grafen von Comburg-Rothenburg auf den Staufer Konrad III.; sein Aufsatz bildet eine Ergänzung zu seinem Beiträgen in „Württembergisch Franken“ 1997 und 2000. Im selben Band ist auch ein Beitrag des Schwäbisch Haller Kreisarchivars Dr. Hans-Peter Müller über „Die Deutsche Vaterlandspartei in Württemberg 1917/18 und ihr Erbe“ enthalten. Von dieser aggressiv-deutschnationale Organisation führen sowohl ideologische als auch personelle Kontinuitäten zum Nationalsozialismus.

Daniel Stihler

8.2. Württembergisch Franken

Sonja-Maria Bauer, Sönke Lorenz, Andreas Maisch, Peter Schiffer (Hrsgg.), Die Revolution von 1848/49 in Hall und Hohenlohe (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 11), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1998. 223 S., Abb.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall, dem Hohenlohe-Zentralarchiv und dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften Tübingen. Studentinnen und Studenten eines Tübinger Hauptseminars haben sich in einem mehrjährigen Seminar mit dem Themenkomplex „Revolution 1848 in Schwäbisch Hall und Hohenlohe“ beschäftigt und dabei intensiv in den genannten Archiven gearbeitet, da Veröffentlichungen zum Thema bislang Mangelware sind. Nachdem die Ergebnisse bereits 1998 bei einer gut besuchten Tagung in Schwäbisch Hall vorgestellt wurden, liegen mit diesem Band nun erweiterte Fassungen der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge vor.

Die acht wissenschaftlichen Arbeiten präsentieren wertvolle lokal- und regionalgeschichtliche Forschungsergebnisse zur Region Schwäbisch Hall und Hohenlohe, einem der würt-

tembergischen Zentren der Revolution von 1848. Enthalten sind – neben einem Überblick über die Geschehnisse in Schwäbisch Hall und Hohenlohe 1848/49 von Sonja-Maria Bauer – Beiträge über das Verhalten der Fürsten von Hohenlohe in der für die in den ländlichen Regionen Hohenlohes zentral wichtigen Frage der Grundlastenablösung (Bernd Mutscheller), über das politische Vereinswesen in der Oberamtsstadt Hall (Carolina Damm), das Handwerk in der Region zwischen Revolution und Tradition (Thomas Volkmann) – auffällig hier die im Zuge der Revolution erhobenen „konservativen“ Forderungen –, die Zehntablösung am Beispiel Braunsbachs (Karin Deininger-Spengler), das Jahr 1848 im Spiegel der vielfältige Einblicke in das Alltagsleben gewährenden Strafprotokolle (Esther Schinke) und über die Wahlen zu den Landesversammlungen 1849/50 als „Fortsetzung der Revolution auf parlamentarischem Weg“ (Jan Wiesner). Über den engeren Rahmen „1848“ hinaus greifen die Beiträge über Auswanderung aus den Oberämtern Hall und Hohenlohe zwischen 1816 und 1854 (Kathrin Veigel) sowie über die Juden im Vormärz und während der Revolution (Steffen Seischab); in zweiterem wird ausführlich die soziale, rechtliche und politische Stellung der hohenlohischen Juden in dieser Zeit dargestellt.

Mit ihren Arbeiten, die ein durchweg hohes Niveau aufweisen, haben die Studentinnen und Studenten wichtige Beiträge zur Geschichte der Region geliefert, die gerade für das 19. Jahrhundert in vielen Punkten noch nicht erforscht ist. Dies verdient umso mehr Lob, als der von den Autorinnen und Autoren investierte Arbeitsaufwand weit über das hinausgeht, was im Rahmen einer Semesterarbeit normalerweise erwartet werden kann. *Daniel Stihler*

Albrecht Bedal (Hrsg.), 20 Jahre Hohenloher Freilandmuseum!

Band A: Junges Museum für alte Zeiten. Zwei Jahrzehnte Hohenloher Freilandmuseum 1979–1999.

Band B: Menschen im Dorf. Dokumente, Erinnerungen, Bilder. Band C: Möbel zwischen Handwerk und Kunst. Die Möbelgestaltung Johann Michael Rößlers und ihre Ursprünge.

Band D: Alte Bauernhäuser um Kocher und Jagst. (Hohenloher Freilandmuseum Mitteilungen, Bd. 20), Schwäbisch Hall (Verein Hohenloher Freilandmuseum) 1999. Zus. 504 S., zahlr. Abb..

Anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen hat dessen Leiter Albrecht Bedal im Auftrag des Vereins Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall eine vierteilige Veröffentlichung herausgegeben, die verschiedene thematische Aspekte des Freilandmuseums behandelt.

In der eigentlichen Geburtstagsfestschrift (Band A) geben sechzehn Beiträge aus der Feder der am Aufbau und der Arbeit des Museums beteiligten ehren- und hauptamtlichen Museumsmitarbeiter nicht nur eine Rückschau auf die Entstehungsgeschichte des Museums (hier waren bei den zum Teil recht persönlich gehaltenen Berichten inhaltliche Überschneidungen manchmal nicht zu vermeiden). Sie bieten zudem einen interessanten Einblick in die praktische Arbeit der verschiedenen Museumsbereiche sowie einen Ausblick auf die zukünftige Arbeit. Auch fehlen nicht wesentliche Informationen über den das Freilandmuseum direkt umgebenden Vegetationsbestand, dessen relativ ursprüngliche Beschaffenheit eine Voraussetzung für die Ansiedlung gerade an dieser Stelle war. Der Band schließt mit einer Kurzchronik und statistischen Angaben sowie einer Liste ausgewählter Veröffentlichungen (wünschenswert wäre in einer Festschrift dieser Art eine Liste aller Veröffentlichungen des Freilandmuseums gewesen).

Band B bietet unter dem Titel „Menschen im Dorf. Dokumente, Erinnerungen, Bilder“ neun Beiträge, die in chronologischer Abfolge verschiedene Aspekte des Dorflebens in der Umgebung des Freilandmuseums Wackershofen zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert lebendig werden lassen.

Daniel Stihler beschreibt das Schicksal des Bauern Veit Lang, der sich im hällischen Bauernkrieg 1525 den Aufrührern anschloss und deshalb hingerichtet wurde. Die Schilderung

seines Prozesses gibt zudem Einblick in die damals gängige Praxis des Strafprozesses, in der Folter ein übliches Mittel zur Erlangung von Geständnissen war.

In Saskia Romosers Beitrag über den etwa seit 1840 bestehenden Gemischtwarenladen der Familie Reuß in Bibersfeld finden sich neben den Informationen zur Geschichte interessante Hinweise auf die Art der Kunden und den Wandel des differenzierten und reichhaltigen Warenangebots.

Hans Peter Müller schildert den Lebensweg und die politischen Leistungen des zu Unrecht vergessenen linksliberalen Landtagsabgeordneten des Oberamts Gaildorf, Johann Schock (1849–1927) und geht dabei auch auf das politische Geschehen auf dem Land zwischen 1895 und 1920 ein. Schock gelang es, bis zum Ende seiner politisch aktiven Zeit seinen Wahlkreis erfolgreich gegen den reaktionär-antisemitischen Bauernbund zu verteidigen, der sich in den benachbarten Oberämtern Hall und Crailsheim seit der Jahrhundertwende durchgesetzt hatte.

Ruth Steinke beschreibt in ihrem Beitrag die Feste des landwirtschaftlichen Bezirksvereins in Schwäbisch Hall 1870 und 1912, die eine Gelegenheit für die Bauern waren, sich und ihre Leistungen darzustellen. Sie kommt dabei zu dem Ergebnis, dass diese Feste sich von der eigentlichen Leistungsschau und dem traditionellen öffentlichen Vereinsfest hin zur Volksbelustigung gewandelt hatten und sieht darin ein Kennzeichen für den gesellschaftlichen Wandel hin zur Massengesellschaft.

Anita Switalski widmet sich der Geschichte des heute im Freilandmuseum Wackershofen stehenden Zaisenhausener Bauernhofs von 1550. Sie bringt die dort gefundenen, vorwiegend aus der Zeit ab 1880 stammenden Gegenstände aus dem Wohn- und Privatbereich in Zusammenhang mit den Erkenntnissen schriftlicher Quellen und der rekonstruierten Familiengeschichte der Bewohner. So lässt die Autorin eine Geschichte des Gebäudes und seiner Bewohner um 1900 entstehen.

Magdalene Thomanns Forschungen über die Schule in ihrem Heimatort während der Jahre 1933–1945 beschreiben den Schulalltag unter den Lehrern Theodor Seibold, Hans Hermann, Karl Ebert und Herta Mück, geben damit aber auch einen guten Einblick in das damalige Dorfleben. Sie zeigen, dass es gerade auf dem Dorf sehr von der Person des einzelnen Lehrers abhing, wie stark in der Schule nationalsozialistisches Gedankengut den Unterricht prägte. Theodor Seibold – schon vor 1933 eine anerkannte Persönlichkeit im Dorf – gelang es, den Unterricht so weit als möglich frei von nationalsozialistischem Einfluss zu halten. Nach seiner Versetzung änderte sich dies – vor allem unter der vom Nationalsozialismus überzeugten Lehrerin Herta Mück.

Der darauf folgende Beitrag ist die Wiedergabe eines Gesprächs, das Ulrike Marski mit der letzten Bewohnerin der 1687 in Weipertshofen errichteten Mühle führte. Maria Laun erzählt darin aus ihrem Leben und aus der Geschichte der Mühle bis 1981 – dem Jahr des Umzugs in die neuen Anbauten.

Auch Heinz Werners Text hat autobiographischen Charakter: Der 1946 in Mäusdorf Geborene schildert den dörflichen Alltag der 1950er Jahre und beschreibt auch dessen Infrastruktur, verschiedene Einrichtung und seine Bräuche.

Im letzten Beitrag berichtet Isolde Metz über die Entstehung der Bürgerinitiative gegen die Sondermüllverbrennungsanlage in Kupferzell-Westernach und schildert deren zahlreiche – letztendlich erfolgreiche – Aktivitäten in den Jahren 1990–1995.

Band C widmet sich der Möbelbaukunst des durch seine farbig gefassten Möbel bekannt gewordenen Johann Michael Rößler (1791–1849) und ihren Ursprüngen – er ist zugleich Begleitheft der Sonderausstellung, die das Rößler-Museum Untermünkheim anlässlich des 150. Todestags Rößlers zeigte. Auf den einleitenden Beitrag von Hans Peter Müller über die Lebens Epoche Rößlers folgt ein Beitrag von Frieder Krumrein, dessen aus zeitgenössischen Quellen erarbeiteter Beitrag über den in Untermünkheim lebenden und dort sehr angesehenen Schreiner eine biographische Beschreibung gibt. Darüber hinaus enthält dieser Beitrag

interessante Informationen über Betrieb und Aufbau der Rößler'schen Werkstatt, über dessen landwirtschaftlichen Zuerwerbsbetrieb sowie seine Tätigkeit als Gemeinderat.

Karl-Heinz Wüstner widmet sich daran anschließend der Frage, wie das hohe Ansehen Rößlers und seiner Werkstatt entstand. Neben Rößlers persönlichen und handwerklichen Qualitäten war sie auch bedingt durch günstige Bedingungen vor Ort; in diesem Zusammenhang wird v. a. die Vorgeschichte und Entwicklung der Glessing-Werkstätten in Untermünkheim, in der Rößler gelernt hat, beschrieben.

Beate Elsen-Schwedler untersucht, woher Rößler die Vorbilder für die Motive seiner bemalten Möbelstücke nahm und wie er sie – im Einklang mit dem Geschmack seiner Käufer – erfolgreich umsetzte. Sonja Klee behandelt im Anschluss daran speziell die Menschendarstellungen Rößlers, während Inge Bedal auf die Darstellung von Kleidung auf Schränken des 19. Jahrhunderts eingeht, die über deren Aussehen zum Teil recht detailliert Auskunft geben. Der Band schließt mit einem Beitrag von Elmar Hahn, der die Ergebnisse der ersten genaueren Untersuchung von 26 Verwahrn Möbeln aus der Zeit von 1585 bis um 1700 (überwiegend Truhen und einigen Schränken) aus dem Bestand des Hohenloher Freilandmuseums präsentiert (mit ausführlicher Beschreibung, wo möglich Datierung und Hinweisen zur Verwendungsweise).

Band D enthält unter dem Haupttitel „Alte Bauernhäuser um Kocher und Jagst“ die Ergebnisse von 20 Jahren Haus- und Bauforschung am und im Hohenloher Freilandmuseum. In sechs Beiträge informieren die Hausforscher Albrecht Bedal und Gerd Schäfer über Konstruktion und Funktion ländlicher Gebäude vor 1650 in Württembergisch-Franken.

Albrecht Bedal beschreibt die Bau- und Hausforschung am Hohenloher Freilandmuseum und kommt anhand neuerer Forschungsergebnisse zur Ablehnung der lange verfochtenen These, um 1800 sei das von Pfarrer J. F. Mayer entwickelte und empfohlene zweistöckige sog. „Pfarrer-Mayer-Haus“ als „das typische hohenlohische Bauernhaus“ völlig neu entstanden und der überwiegende Teil der Bauernhäuser gemäß den Empfehlungen Pfarrer Mayers neu erbaut worden. Vielmehr kommt Bedal zu dem Schluss, dass es ähnlich gestaltete frühere Haustypen – auch aus anderen süddeutschen Regionen – gibt. In seinem Beitrag über den älteren ländlichen Hausbestand um Kocher und Jagst beschreibt Bedal die meist in zwei Grundformen auftretenden Bauernhäuser, Scheuern u. a. profane Bauten sowie deren Nutzung und Möblierung; ergänzt wird er durch eine vergleichende Abhandlung über ältere Häuser im dem Einzugsbereich des Hohenloher Freilandmuseums benachbarten Gebiet zwischen Main und Donau.

Die Ergebnisse intensiver baugeschichtlicher Forschung in den Orten Rosengarten-Tullau und Crailsheim-Tiefenbach stellt Gerd Schäfer sehr anschaulich in seinen beiden Aufsätzen dar. Im Fall von Rosengarten-Tullau konnte durch die umfassende Untersuchung der historischen Bausubstanz, die durch eine gute archivalische Quellenlage ergänzt wird, viele Lücken in der Ortsgeschichte gefüllt werden. Den Abschluss des Bandes bildet ein von beiden Autoren erstellter und mit Plänen versehener Katalog der vierzig spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gebäude, die im Einzugsbereich des Hohenloher Freilandmuseums stehen und bereits eingehend untersucht wurden.

Insgesamt ist mit der vierteiligen Veröffentlichung ein interessanter Überblick in die Arbeit des Freilandmuseums Wackershofen und einzelne Teilbereiche gelungen. Alle Teilbände sind mit zahlreichen, gut auf den Text abgestimmten Bildern versehen. *Barbara Löslein*

Hohenloher Freilandmuseum Mitteilungen 21, Schwäbisch Hall (Verein Hohenloher Freilandmuseum e. V.) 2000, 110 S., Abb.

Der Titel „Menschen, Tiere und Museum“ deutet an, dass Tiere einen Schwerpunkt im 21. Jahrgang der Mitteilungen des Freilandmuseums bilden. Rudolf Bühler befasst sich mit dem Schwäbisch-Hällischen Schwein als „Botschafter guten Geschmacks“ und berichtet von der Rettung dieser alten Nutztierasse. Das Limpurger Rind als älteste noch existie-

rende württembergische Rinderrasse ist Thema von Dieter Kraft. Horst Schneider befasst sich mit einem etwas geheimnisvolleren „Mitbewohner“, der Schleiereule und stellt ihr ungewöhnliches Brutverhalten im Museumsdorf dar. Dass dieses Heimat vieler weiterer Vogelarten ist, zeigt ein weiterer Aufsatz von Wilhelm Schmauß.

Von den Tieren zur Landschaft wechselt Frank Hohlweg, der – inspiriert durch seinen Nachnamen? – „Hohlwege als Teil der Kulturlandschaft“ im Keuperstufenrandgebiet zwischen Schwäbisch Hall und Waldenburg analysiert. Es folgen die von Ernst Schedler aufgezeichneten Lebenserinnerungen der in der Obersteinfelder Ziegelhütte aufgewachsenen Bertha Ungerer geb. Blattert und die von Ulrike Marski aufgezeichneten Jugenderinnerungen Jörg Schnaithmanns, der aus seiner Jugend im Forsthaus Joachimsthal in den 1940er Jahren erzählt. Berichtigungen und Ergänzungen zur Festschrift von 1999, Neuerwerbungen und die Besucherstatistik schließen einen abwechslungsreichen Band ab. *Daniel Stihler*

9. Stadt- und Ortsgeschichte

9.1. Region Württembergisch Franken

Forchtenberg-Ernsbach

Eberhard Kugler, Vom Bauern- zum Industriedorf. Dargestellt an der Entwicklung Ernsbachs am Kocher (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 46), Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1998. 220 S., 62 Abb.

Der vorliegende Band entstand als Festschrift anlässlich des 100-jährigen Bestehens der heute zur Würth-Gruppe gehörenden Schraubenfertigung der Firma Arnold in Ernsbach. Der Autor konnte seine in den 1950er Jahren mit dem Ziel einer Promotion begonnenen Forschungen, die durch den Tod des Betreuers nicht zum Abschluss kam, im Ruhestand fertig stellen. Auf der Basis intensiver Archivstudien in Neuenstein wird die Entwicklung der Ernsbachs und seiner Industriebetriebe nachgezeichnet. An ihrem Anfang stand die Einrichtung einer Eisen-, Kupfer- und Papiermanufaktur, die Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Gleichen „aus lauter langer Weil“ in den 1660er Jahren mit Mitteln aus seinem Privatvermögen gründete. Die sich daraus entwickelnde Eisenindustrie im Ort musste erst in den 1880er Jahren ihre Produktion einstellen. Ihr folgte in den 1890ern eine Schraubenfabrik, heute die Arnold Umformtechnik GmbH & Co KG. Der Band bietet eine gelungene, quellennahe Darstellung einer trotz aller Infrastrukturprobleme gelungenen frühen Industrialisierung im ländlichen Raum und somit ein interessantes Kapitel der Wirtschaftsgeschichte Hohenlohes. *Daniel Stihler*

Heilbronn

Susanne Schlösser, Chronik der Stadt Heilbronn, Bd. 4: 1933–1938 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 39), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 2001, 604 S., Abb.

Ein Geschichte des Dritten Reiches in Heilbronn stößt von vornherein auf ein Problem: Die schlechte Quellenlage. Bei dem verheerenden Luftangriff vom 4. Dezember 1944, der nahezu die gesamte Altstadt zerstörte, wurden auch die meisten städtischen Akten vernichtet. Auch die Heilbronner Gemeinderatsprotokolle der Jahre 1933 bis 1944 sind seitdem verschollen und wohl für immer verloren. Für die Autorin Susanne Schlösser bedeutete dies: Auswertung von Quellen anderer Archive wie etwa des Staatsarchivs Ludwigsburg oder des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Sekundärliteratur und Zeitzeugendokumente und das Heranziehen des nationalsozialistischen „Heilbronner Tagblatts“ dieser Jahre, dessen Auswertung

natürlich „sehr hohe Anforderungen an die Quellenkritik“ stellte, wie die Autorin in der Einleitung schreibt.

In einem einleitenden Teil von 66 Seiten werden zunächst schwerpunktmäßig verschiedene Aspekte angerissen, wie etwa der Geschichte der NSDAP in Heilbronn vor 1933, wichtige Persönlichkeiten der Nazipartei, aber auch ihrer Gegner, die Stadtentwicklung nach 1933, antijüdische Maßnahmen und Ausschreitungen, das Verhältnis der Kirchen zum NS-Staat oder Frauen und die Kulturszene ab 1933. Erschöpfend kann diese Einleitung nicht sein, soll es auch nicht, sie leistet aber gute Dienste als ein Einstieg in die Thematik und gibt Hinweise für eine weitere Lektüre.

Neben dem Chronikteil und einem umfassenden Register umfasst der Band noch ein Glossar sowie Listen zu NS-Organisationen, Wahlen und den jüdischen Geschäften und Gewerbetreibenden dieser dunklen Jahre. Ein Bilderteil am Schluss trägt weiter dazu bei, dass dieser Band sicherlich als Grundlagenwerk zum Thema „Heilbronn im Dritten Reich“ gelten darf.

Peter Ehrmann

Christhard Schrenk (Hrsg.), heilbronnica. Beiträge zur Stadtgeschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 11), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 2000. 398 S., Abb.

Dieser Aufsatzband vereint eine Fülle von stadtgeschichtlichen Themen aus den unterschiedlichsten Bereichen. Die Spanne reicht vom „Nordhäuser Vertrag“ aus dem Jahr 1225, in dem Heilbronn erstmals als Stadt, als „oppidum“ Erwähnung findet, bis hin zu modernen, aus Heilbronn stammenden Pionieren der Luft- und Raumfahrttechnik und ähnlicher Bereiche: Männer wie Robert Mayer, Wilhelm Maybach oder Alexander Baumann.

An weiteren Themen sind zu nennen: Bernd Röcker untersucht die Heilbronner Lateinschule vor der Reformation und weiß den spärlichen Daten Interessantes und Aufschlussreiches über das Alltagsgeschäft v. a. des Lehrers Konrad Költer zu entlocken, der diese Schule um 1500 gewissermaßen fit für die Neuzeit machte. Hubert Weckbach verfolgt den Weg des gescheiterten Heilbronner Fabrikanten Johann Widmann nach Nordamerika ab 1849/50 und kann aus interessanten Briefen von Widmanns Familie zitieren, die an dem berühmt-berüchtigten „Oregon Trail“ teilgenommen hatte. In einem zweiten Aufsatz untersucht er das Liebesverhältnis der Tochter Widmanns, Minna, mit dem bekannten „Revolutionär“ Ludwig Pfau anhand einer ungedruckten Biographie. Ludwigburgs Stadtarchivar Wolfgang Läßle untersucht die Ludwigsburger Soldatenunruhen des „tollen“ Jahres 1848: Die Verlegung des aufrührerischen Heilbronner Infanterieregiments 8 nach Ludwigsburg sorgte auch dort für Unruhen. Kathrin Wenzel stellt die Geschäftsbeziehungen zwischen den Salzwerken Heilbronn und Bad Friedrichshall und der BASF im 19. und 20. Jahrhundert dar, Christhard Schrenk gelingt es, die bislang im Dunkel liegende Geschichte des Heilbronner Rotary Klubs von 1933 bis zur Selbstauflösung 1937 mit Hilfe von in Berlin-Dahlem aufbewahrten Akten des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz zu schildern. Susanne Schlösser untersucht die Geschichte von Zwangsarbeitern und „Displaced Persons“ in Heilbronn und geht dabei insbesondere ein auf die rechtliche Stellung der Angehörigen der verschiedenen europäischen Nationen im Dritten Reich und die Frage der Behandlung und praktischer Unterbringung dieser Menschen in der Stadt von 1939 bis 1951.

Eine umfangreiche Liste Heilbronner Flurnamen von über 130 Seiten, erarbeitet von Gerhard W. Bauer, schließt und rundet den Band ab. Ein Registerteil erschließt die Aufsätze über das Inhaltsverzeichnis hinaus – ein ungewöhnlicher, aber durchaus angenehmer Service bei diesem rundum gelungenen Aufsatzband.

Peter Ehrmann

Künzelsau-Belsenberg

Hubert Lung, Belsenberger Hausnamen. Generationsfolgen, Hofstellen und Entwicklung der Sippen durch 3 Jahrhunderte, Künzelsau (Selbstverl. d. Verf.) 2002, 112 S., zahlr. Abb. Über eine systematische Sammlung der Hausnamen von Belsenberg hinaus bietet der vorliegende Band, vom Urkataster von 1827 ausgehend, die Besitzgeschichte der Belsenberger Häuser sowie die Generationenfolgen der Hausbesitzer, ergänzt um Fotografien der Gebäude. Der Autor hat somit einen wertvollen Grundstein für familiengeschichtliche und weitere ortsgeschichtliche Forschungen gelegt und eine bemerkenswerte Leistung erbracht. Besonderes Lob verdient die aufwendige und gelungene Aufmachung und Gestaltung, die für ein im Selbstverlag veröffentlichtes Buch ungewöhnlich ist.

Daniel Stihler

Schwäbisch Hall

Andreas Maisch, Mayer Seligmann, Judt zu Unterlimpurg. Juden in Schwäbisch Hall und Steinbach 1688–1802 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 14), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv) 2001. 373 S. 81 Abb.

Die wissenschaftliche Erforschung jüdischen Lebens in Deutschland hat im letzten Jahrzehnt einen neuen zeitlichen Schwerpunkt gefunden: die Frühe Neuzeit. Und genau dieser Epoche widmet sich Andreas Maisch, der Leiter des Städtischen Archivs von Schwäbisch Hall, in seinem der Ortsgeschichte verpflichteten Werk über die Jüdischen Gemeinden in Steinbach und Unterlimpurg. Anstoß zu seiner Arbeit erhielt er bei der Aktenverzeichnung. Entsprechend hat er vor allem Bestände des Stadtarchivs Schwäbisch Hall sowie weiterer württembergischer Archive herangezogen. Die Arbeit zeigt einmal mehr, welch umfangreiches, noch nicht gesichtetes Material abseits der Spezialbetreffe „Juden/Jüdisches“ in deutschen Archiven vorhanden ist.

Auf rund 300 Seiten entwickelt Maisch ein Panorama jüdischen Lebens in zwei württembergischen Ortschaften. Im ersten Kapitel werden die rechtlichen Rahmenbedingungen jüdischen Lebens in den Orten dargelegt, die zwei verschiedenen Herrschaften mit unterschiedlichen Konfessionsbindungen unterstanden. Unterlimpurg gehörte der evangelischen Reichsstadt Hall, Steinbach dem katholischen Stift Comburg. Während die Juden aus Steinbach erst im Jahre 1677 vertrieben wurden, gab es in Hall bereits seit dem 15. Jahrhundert keine jüdische Gemeinde mehr. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gelang es jedoch einzelnen Juden, in den Schutz der Reichsstadt Hall aufgenommen zu werden. Mit der Aufnahme des Mayer Seligmann aus Gaildorf begann die allmähliche Bildung einer neuen jüdischen Gemeinde in der Haller Vorstadt Unterlimpurg. Ab 1702 lebten in Steinbach ebenfalls wieder Juden: die zwei Söhne des Mayer Seligmann. Damit zeigt bereits die Entstehungsgeschichte der beiden jüdischen Gemeinden die enge Bindung zwischen Unterlimpurg und Steinbach. Rechtliche Grundlage für beide Ansiedlungen bildeten (wie fast immer) personenbezogene Geleite.

Die nachfolgenden zwei Kapitel behandeln die ökonomischen Verhältnisse der wenigen in Steinbach und Unterlimpurg lebenden Juden. Wie andernorts auch fand sich für sie Handlungsspielraum lediglich in den Bereichen Geldleihe und Handel mit verschiedensten Waren, der ihnen jedoch wiederholt von christlichen Konkurrenten streitig gemacht wurde. Unter den von Juden ausgeübten Berufen gab es indes keine Besonderheiten wie Heilkundige oder Spezialisten (etwa Petschierstecher oder Pulvermacher), die für andere Städte nachweisbar sind – so etwa eine heilkundige Jüdin für Lübeck im Jahre 1573 durch Bernd-Wilhelm Linnemeier. Und auch die an verschiedenen deutschen Städten wiederholt auftretenden jüdischen Musiker sind in Hall nur als „Wandermusiker“ aus Hamburg für das Jahr 1708 nachgewiesen (S. 122).

Die beiden anschließenden Kapitel widmen sich den familienbezogenen Verhältnissen im Hinblick auf Hausbesitz, Familienbedingungen und Vermögensverhältnisse. Den jüdischen

Familien gelang es sehr rasch, Häuser als Grundlage ihres Lebens und Handelns dauerhaft zu erwerben. Mayer Seligmann besaß beispielsweise schon 1701 in Steinbach ein Wohnhaus. In anderen Territorien, besonders aber in Preußen, war es Juden hingegen nur schwer möglich gewesen, Hausbesitz zu erlangen, weil eine Ansiedlung von Juden generell als unerwünscht galt. Ähnliche starke Restriktionen hat es in Steinbach, also durch die Comburger Herrschaft, nicht gegeben, wohl aber in der Stadt Hall selbst, denn hier gelang Juden der dauerhafte Hauserwerb nur für die Vorstadt Unterlimpurg und auch erst rund ein Jahrzehnt später, nämlich 1710. Bei den jüdischen Familien bestand ein großer Unterschied zu den christlichen darin, dass sie wesentlich größere Heiratskreise hatten. Dies findet seine Ursache darin, dass die örtlichen Gemeinden klein waren und daher auf der Suche nach einem Heiratspartner auf die im weiten württembergischen und außerwürttembergischen Umfeld bestehenden jüdischen Gemeinden zurückgegriffen werden musste. Einblicke in jüdische Vermögensverhältnisse des 18. Jahrhunderts ermöglichen uns heute vor allem Akten aus Konkursverfahren oder Inventarisierungen nach Todesfällen. Sie zeigen für die beiden untersuchten Orte eine Verarmung der Juden zu Ende des 18. Jahrhunderts, z. B. auch für preußische Westterritorien nachgewiesen wurde.

Die abschließenden Kapitel beschäftigen sich zum einen mit der religiös geprägten Kultur der Juden und zum anderen mit den Beziehungen zur christlichen Umwelt. Neben den ökonomisch bedingten Konflikten sowie dem kirchlicherseits vorhandenen Willen zu „Judentaufen“ gab es gewaltsame Übergriffe auf Juden, so etwa einen Angriff von zwei Musketieren im Jahre 1698, die einen Juden mit dem Bajonett verwundeten (S. 287). Bei Streitigkeiten, die statt innerjüdisch vor einer christlichen Obrigkeit gerichtlich ausgetragen wurden, konnte Andreas Maisch indes – zumindest für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts – keine Vorurteile bei den Richtern nachweisen, vielmehr wurde wie bei rein christlichen Verfahren in der Regel ein Vergleich angestrebt, der das weitere Zusammenleben auf engstem Raum gewährleisten sollte. Insofern wird ein allmähliches Hineinwachsen der jüdischen Minderheit in die christliche Mehrheitsgesellschaft erkennbar.

Den Band runden schließlich eine Zusammenstellung von Kurzbiografien der in Unterlimpurg und Steinbach zwischen 1688 und 1802 nachgewiesenen Juden und umfangreiche Register ab. Erstere wird allen Familienforschern sehr hilfreich sein, während letztere die Nutzbarkeit des Bandes erheblich erhöhen. Das zahlreiche beigefügte Bildmaterial gibt zudem einen ersten Eindruck des lokalen Raumes sowie der beschriebenen Sachverhalte. Allerhand Abbildungen sind einem Werk aus dem 18. Jahrhundert entnommen, dass sich auf den Nürnberg-Fürther Raum bezieht. Somit sind die Darstellungen zwar nicht direkt mit Schwäbisch Hall verbunden, aber immerhin auf den benachbarten mittelfränkischen Raum. Insgesamt liegt eine gute Lokalgeschichte zweier jüdischer Ansiedlungen im Alten Reich vor, denn Andreas Maisch zeigt sich – erwartungsgemäß – als profunder Kenner des überlieferten Aktenmaterials. Immer wieder gelingt es ihm, die Lebensverhältnisse der Juden anschaulich offen zu legen. Doch ein großes Manko besitzt die Arbeit: die zu geringe Einordnung der örtlichen Befunde in überörtliche Verhältnisse. Mittlerweile liegt umfangreiches Vergleichsmaterial vor, welches eine Einordnung ohne Weiteres ermöglicht und damit die größeren Zusammenhänge aufdeckt. Schließlich ist die jüdische Geschichte in Unterlimpurg und Steinbach nicht losgelöst von denen anderer jüdischer Gemeinden abgelauten. Vielmehr gab es Gemeinsamkeiten, die beispielsweise durch ähnliche Herrschaftsverhältnisse oder Einstellungen der Herrschaftsträger verursacht wurden (z. B. Geleite). Aber auch das Besondere am Haller Raum, so es vorhanden war, wird erst dann eindeutig als solches erkennbar, wenn das Übliche in den anderen Territorien geschildert wird. Obzwar Maisch in einzelnen Fällen, etwa bei den Heiratskreisen, sehr deutlich die Einbindung der beiden Lokalgemeinden in das übergeordnete Netz jüdischer Ansiedlungen aufzeigt, beschreitet er diesen Weg nicht durchgehend. Entsprechend fehlen in der zahlreichen herangezogenen Literatur beispielsweise so gewichtige Werke wie Jörg Deventers 1996 publizierte Untersuchung der jüdischen Bevölkerung in der Fürstabtei Corvey zwischen 1550 und 1807

oder Jan Lokers bereits 1990 erschienene Arbeit über Juden in Emden von 1530 bis 1806. Welch enormen Gewinn eine Lokalgeschichte aus der Einordnung der Befunde in größere Zusammenhänge ziehen kann, hat jüngst Bernd-Wilhelm Linnemeier in seinem Werk über das ehemalige Fürstbistum Minden (Jüdisches Leben im Alten Reich. Stadt und Fürstentum Minden in der Frühen Neuzeit. Bielefeld 2002) auf eindruckliche Weise gezeigt. Allerdings geht eine solche Vorgehensweise zwangsläufig mit einem wesentlich größeren Arbeits- und Seitenumfang einher.

Jens Hoppe

9.2. andere Regionen

Esslingen

Hartmut Schäfer (Hrsg.), Materialien zur Geschichte, Archäologie und Bauforschung in Esslingen am Neckar (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 64), Stuttgart (Theiss) 2001. 258 S., zahlr. Abb.

Wer diesen Band aufschlägt, ist angenehm überrascht: In dem für die „Materialhefte“-Reihe typischen, wenig ansehnlichen olivgrünen Einband verbirgt sich ein lesenswerter und dazu noch attraktiv aufgemachter Band. Zur Ausstellung „Stadt-Findung“ erschienen, stellt er den ersten Versuch dar, die umfangreichen Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre in Esslingen darzustellen und in den Zusammenhang der Stadtgeschichtsforschung, der Bauforschung und auch der Bildüberlieferung einzuordnen. Angesichts des oft festzustellenden Nebeneinanders von Archäologen und Bauforschern einerseits, Historikern andererseits ist dieses Unterfangen einer interdisziplinären Zusammenarbeit sehr zu begrüßen. Behandelt werden in diesem Band die vier Themengebiete „Geschichtliches“, „Archäologie“, „Bauforschung“ und „Stadtzerstörung und –entwicklung“. Das Buch stellt keine endgültige Darstellung des Themas dar – was auch der von „Understatement“ geprägte Titel zeigt – sondern eine interessante und anregende Momentaufnahme zur Erforschung der Esslinger Stadtgeschichte und der daran beteiligten Disziplinen. *Daniel Stihler*

Ravensburg

Stefan Uhl, Das Humpisquartier in Ravensburg. Städtisches Wohnen in Oberschwaben dargestellt am Beispiel des Humpisquartiers und der Gebäude Marktstraße 16, Marktstraße 18 und Burgstraße 1 in Ravensburg (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalfpflege in Baden-Württemberg, Bd. 8), Stuttgart (Theiss) 1999. 450 S. mit 392 teilw. farbigen Abb.

Das Humpisquartier in Ravensburg ist benannt nach der Familie Humpis, die im 15. Jahrhundert hier ihr Domizil hatte und eng mit der Gründung und Führung der „Großen Handelsgesellschaft“ verbunden war. Es handelt sich bei dem Komplex um ein im Zuge von Sanierungsmaßnahmen intensiv untersuchtes Forschungsobjekt. „Durch Kombination von historischer Quellenforschung, bauhistorisch/bauforscherischer Untersuchung, restauratorischer Befunderfassung und dendrochronologischer Datierung konnte die wechselvolle Baugeschichte des Quartiers inzwischen im Rahmen mehrerer Untersuchungsschritte in beispielhaft umfangreicher Weise durchleuchtet und analysiert werden“ (Einleitung, S. 9).

Zunächst richtet sich das Augenmerk Stefan Uhls auf das Humpisquartier selbst. Von der Gesamtanlage ausgehend betrachtet er die insgesamt acht Gebäude einzeln. Dabei wird auch die jeweilige Besitzgeschichte geboten. Für die Häuser liegen bauhistorische Befunde vor, die eine Vorstellung von der Gesamtentwicklung ermöglichen. Als Einschränkung räumt der Autor ein, dass archäologische Untersuchungen jedoch fehlen.

Im Quartier haben sich bis heute hochmittelalterliche Steinbauten erhalten. Da später weniger tiefgreifende Veränderungen stattfanden, ist der spätmittelalterliche Baubestand „in ungewohnt hohem Maße“ (Vorwort von Dieter Planck, S. 5) bestehen geblieben. Weder in der Ausbauphase Ravensburgs im 16. bis 18. Jahrhundert noch im 19. und 20. Jahrhundert wurden grundlegende Eingriffe vorgenommen. Im ersten Zeitraum blieb es bei der klaren Trennung von den Wirtschafts- und Nebenräumen im unteren Teil und dem davon getrennten Wohnbereich darüber. In den beiden letzten Jahrhunderten wurden lediglich Fassaden geändert und die Raumnutzung durch Unterteilungen auch im Erdgeschoss verstärkt. Als Ergebnis stellt er für die spätmittelalterliche Grundrisslösung den sogenannten Großflurgrundriss fest, dessen Entwicklung er ausführlich behandelt.

Im Anschluss zieht der Verfasser Ravensburger Vergleichsbauten zu Rate, die Häuser Marktstraße 18 und 16 sowie Burgstraße 1. Aber er weitet den Blick bezüglich des Großflurgrundrisses nach Oberschwaben. Er begründet dies mit der „großen bauhistorisch-kulturschichtlichen Bedeutung, die der Feststellung dieser Grundrissform in Südwestdeutschland zukommt“ (S. 303). Dabei betritt er in gewissem Sinne Neuland, da eine übergreifende Studie zur Hausforschung in Oberschwaben nicht vorliegt (im Gegensatz zu Nord- und Mitteldeutschland). Es gibt bisher nur eine ganze Reihe Einzelstudien. Mit dem Abschnitt über „städtisches Wohnen am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit“ beendet Uhl sein Untersuchung. Hier fasst er die in den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen gewonnenen Erkenntnisse zusammen.

Die fundierte Publikation zeichnet sich auch durch das reichlich vorhandene Bild- und vor allem das Planmaterial aus, das die Aussagen der Texte optisch veranschaulicht. Die Befundlisten und dendrochronologischen Datierungen (S. 415–445) für jedes einzelne untersuchte Gebäude des Humpisquartiers und die drei Ravensburger Vergleichsbauten ergänzen die Abbildungen im Text und entlasten diese für den ungeübten oder eiligen Leser, dem die farblich unterschiedenen Angaben zu den Zeitaltersstufen im Baubestand genügen. Wer es jedoch genau wissen will, erfährt aus den Listen die Details.

Ute Schulze

Reutlingen

Reutlinger Geschichtsblätter NF 38, Jahrgang 1999, Reutlingen (Stadtarchiv, Reutlinger Geschichtsverein) 2000. 647 S., zahlr. Abb.

In Baden-Württemberg war der 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49 in vielfacher Weise Anlass, sich mit den damaligen Geschehnissen – erneut – zu befassen, von der großen Jubiläumsausstellung 1998 im Badischen Landesmuseum Karlsruhe bis zu zahlreichen Beiträgen und Studien über das Revolutionsgeschehen auf regionaler wie auch auf lokaler Ebene. Im Unterschied zu manch anderen Bemühungen nahm man sich in Reutlingen diesem Thema besonders eingehend, ja geradezu vorbildlich an. Man widmete dem Thema einen umfangreichen Jahrgangsband unter einer wissenschaftlich profihaften Betreuung. Mit der sogenannten Reutlinger Pfingstversammlung von 1849 hatte ein seinerzeit auch überregional beachtetes Ereignis stattgefunden; dies wie auch die Tatsache, dass die Revolution von 1848/49 und die vorangegangene Zeit des Vormärz in der Ortsgeschichtsschreibung Reutlingens bislang kaum Beachtung gefunden haben, waren im vorliegenden Fall gleichsam Anstoß und Ausgangslage dafür, sich mit den Vorgängen und Ereignissen jener Jahre einmal näher zu befassen.

Vor diesem Hintergrund hat sich das Stadtarchiv Reutlingen dazu entschlossen, mit Frau Dr. Silke Knappenberger-Jans eigens eine profilierte Historikerin damit zu beauftragen, die Quellen zur Geschichte Reutlingens im Vormärz und in der Revolution 1848/49 zu ermitteln, zu sichten und schließlich auch auszuwerten. Das Ergebnis der geleisteten Arbeit ist der erste – gelungene – Versuch einer neueren Gesamtdarstellung und Gesamtwürdigung dieser wichtigen Phase der Reutlinger Stadtgeschichte. Die aus den Archivrecherchen her-

vorgegangene Dokumentation „Forschungen und Quellen zur Reutlinger Stadtgeschichte in der Revolution 1848/49“ stellt zudem den mit Abstand umfangreichsten Beitrag im vorliegenden Band der Reutlinger Geschichtsblätter dar (S. 16–429). Insgesamt gliedert sich die Dokumentation in drei Abschnitte. Im ersten, darstellenden Teil beschreibt die Bearbeiterin Vorgeschichte, Strukturen und Ereignisse der Revolution in Reutlingen, verbunden mit einem kurzen Ausblick auf das, was man gemeinhin als Nachspiel der gescheiterten Revolution bezeichnet und was sich in Reutlingen nicht nur als eine Zeit der Repressionen, sondern auch als eine Zeit der „demokratischen Kontinuitäten auf Kommunalebene“ erwies. Obgleich dieser erste Darstellungsteil grundsätzlich chronologisch geordnet ist, wird er doch interessanterweise von strukturgeschichtlichen Einschüben – wie etwa zusammenhängenden Beiträgen zur Entwicklung der Presselandschaft, des Vereinswesens oder des Gewerbes in Reutlingen – immer wieder gleichsam unterbrochen, um bestimmte Themen eingehender zu behandeln und zu vertiefen. Im zweiten Teil der erarbeiteten Dokumentation werden annähernd hundert einschlägige Quellentexte aus den Jahren 1832 bis 1853 (!) in Transkription erstmals veröffentlicht. Das im dritten Teil als Anhang abgedruckte thematische Quelleninventar gibt schließlich einen Gesamtüberblick über die in den unterschiedlichen Archiven und Archivbeständen verstreut liegenden Vorgänge zur Reutlinger Stadtgeschichte im Vormärz und in der Revolution von 1848/49. Zusammen mit einer Auswahlbibliographie bietet jenes sachthematische Quelleninventar so einen sehr guten Einstieg für jeden, der sich eingehender mit den einzelnen Aspekten des Reutlinger Revolutionsgeschehens beschäftigen will.

Ergänzt und umrahmt wird die vorgelegte Dokumentation von vier Beiträgen, die herausragenden Persönlichkeiten des Reutlinger Revolutionsgeschehens gewidmet sind. Mit dem damaligen Schulleiter des Reutlinger Lyzeums bzw. Gymnasiums Dr. Carl Friedrich Schnitzer (1805–1874) stellt Heinrich Betz einen Mann vor (S. 431–496), der 1848/49 zu einem der führenden Köpfe der – gemäßigten – Reutlinger Demokraten gezählt werden darf. Von September 1848 bis August 1849 saß Schnitzer in der zweiten Kammer (dem eigentlichen Landtag) des Stuttgarter sogen. „Langen Landtags“, wo er sich als Finanzpolitiker einen Namen machte, von seinen politischen Gegnern aber auch als „superkluger Schulmeister“ gescholten wurde. Nach dem Scheitern der Revolution folgten Suspendierung vom Schulamt, Untersuchungshaft auf dem Hohenasperg, Prozess und schließlich die förmliche Entlassung aus dem Staatsdienst im Oktober 1852 „wegen moralischer Unbrauchbarkeit“ (S. 483). Nach dem damit einhergehenden Verlust des Beamtenstatus sowie des Ruhegehalts plagten den damaligen Rektor und dessen Familie elementare Existenzsorgen, die ihn dazu zwangen, sich als Schriftsteller und Redakteur des „Beobachters“ gewissermaßen durchzuschlagen. Währenddessen wurde Schnitzer erneut zum Abgeordneten (1856 bis 1859) der Zweiten Kammer gewählt – ohne Diäten im heutigen Sinne. Im Sommer 1859 erfolgte schließlich Schnitzers berufliche Rehabilitierung, allerdings unter der Auflage, „daß derselbe seine Kräfte sodann ausschließlich seinem Berufe widmen wird“ (S. 488), was für ihn ein weitgehendes Ausscheiden aus dem politischen Leben Württembergs bedeutete. 1860 wurde Schnitzer endgültig wieder in den Schuldienst übernommen (zunächst in Ellwangen 1860–70, später in Heilbronn 1870–74); 69-jährig – und noch nicht im Ruhestand (!) – starb er am 29. August 1874 während eines Kuraufenthalts in Schwäbisch Hall. Damit endete die „revolutionäre Karriere“ eines gemäßigten Linken, der seine demokratischen Grundsätze zeit seines Lebens offensichtlich nicht aufgegeben hat. Vergleichbare Züge und Positionen finden sich im Leben von Schnitzers Reutlinger Lehrerkollegen Prof. Wilhelm Kapff (1814–1877), der wie Schnitzer Schüler am Seminar Schöntal im Jagsttal war und den Heinrich Betz in einem zweiten Beitrag behandelt (S. 497–528). Als Vorsitzender der Reutlinger Turngemeinde profilierte sich Kapff von Beginn der Revolution an vor allem als Redner bei politischen Veranstaltungen und Festlichkeiten, war an führender Stelle in der Reutlinger Bürgerwehr aktiv und kann wie Schnitzer den gemäßigten Linken zugerechnet werden. Auch ihn trafen im Herbst 1849 nach dem Scheitern der Revolution Sanktionen; für kurze

Zeit in Untersuchungshaft und in den folgenden Monaten mehrfach vom Dienst suspendiert, wurde er im Gegensatz zu Schnitzer nicht aus dem Schuldienst entlassen. Der einzige führende Reutlinger Revolutionär war wohl der Zeitungsherausgeber und Redakteur Gustav Heerbrandt (1819–1896), dessen Leben Gerhard Junger vergleichsweise ausführlich schildert (S. 529–592). Bereits im Vormärz stellte Heerbrandt neben politische auch soziale Forderungen, gründete Vereine sowie neue Zeitungen und sorgte hierdurch für eine Verbreitung revolutionärer Ziele und Anliegen, zu denen nach seinem Dafürhalten auch die Verbesserung der Bildungschancen für die breiten und meist verarmten Schichten der Bevölkerung zählten. Nach mehreren Haftstrafen auf dem Hohenasperg wanderte er – gezwungenermaßen – 1850 nach Amerika aus, wo er seit 1876 eine der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Zeitungen, das „New-Yorker Schwäbische Wochenblatt“, redigierte und herausgab. Einen anderen Reutlinger Zeitungsredakteur, Theodor Greiner (1821–1849), behandelt Rainer Schimpf (S. 593–613). Er beschreibt dessen politische Aktivitäten in der Spätphase der Revolution und schließlich Greiners Zug als Freischärler nach Baden zum Kampf gegen die einrückenden Preußen. Dort kam er unter bis heute nicht geklärten Umständen am 30. Juni 1849 – vermutlich auf dem Schlachtfeld – ums Leben.

Die beiden abschließenden Aufsätze, die aus Vorträgen in Zusammenhang mit der Ausstellung über die Reutlinger Pfingstversammlung hervorgegangen sind, bewerten das Revolutionsgeschehen nicht aus lokaler, sondern aus übergeordneter Sicht. Unter der Überschrift „Die Revolution der Provinz 1849 wider die Gewalt rebellischer Regierungen“ lenkt der bekannte Tübinger Neuzeithistoriker und ausgewiesene Kenner der Revolutionsgeschichte Dieter Langewiesche den Blick zunächst auf die gesamteuropäischen Verhältnisse in der Endphase der deutschen Revolution; diese waren nunmehr so widrig und ungünstig, dass sie die Hoffnung der Demokraten auf die Republik endgültig scheitern ließen (S. 615–634). Nach dem Dafürhalten Langewiesches rückte das Zentrum der Revolution in ihrer Endphase eindeutig in die Peripherie der Provinz, denn die Metropolen blieben – im Unterschied zum vorangegangenen Revolutionsjahr 1848 – ruhig (S. 618). Die Reutlinger Pfingstversammlung von 1849 in die deutschlandweiten Aktivitäten einbettend, kommt Langewiesche zu dem Schluss, dass es das Hauptziel jener Pfingstversammlung war, das Verfassungswerk der deutschen Nationalversammlung zu retten und damit zugleich eine Radikalisierung der Revolution zu verhindern. Dieser Rettungsversuch aus der Provinz – und nicht nur in Reutlingen – scheiterte, wie im übrigen in ganz Europa. In einer scharfsinnigen Analyse fragt Hermann Bausinger schließlich nach dem Erbe der Revolution (S. 635–644). Vor allem räumt Bausinger mit dem Vorurteil auf, dass es in Baden gewissermaßen richtige Revolutionen gab und in Württemberg „nur Reformpolitik“ (Manfred Hettling) betrieben wurde; vielmehr gab es auch in Württemberg ein durchgehend revolutionäres Klima, in dem sich manches nachhaltig veränderte. So ist das Erbe der Revolution nach Bausinger als ein vielfältiges anzusehen, insbesondere aber nicht „als etwas Erledigtes, als ein Stück aus der Asservatenkammer zu betrachten. Es gibt manches, das damals bitter und teuer erkaufte wurde und das nicht abgegolten ist“ (S. 643). Eine in der Tat zu beherzigende Mahnung für nachfolgende Generationen! Der vorliegende Forschungsband zur Reutlinger Revolutionsgeschichte reiht sich würdig ein in die Reihe mehrerer neuerer Publikationen des Jahres 1998 zur Revolution von 1848/49 etwa in Oberschwaben (K. W. Steim über Riedlingen oder W. Heinz über das württembergische Oberschwaben) oder in Württembergisch Franken (S.-M. Bauer, S. Lorenz u. a. über Schwäbisch Hall und Hohenlohe, 1999) ein, auf die an anderer Stelle gleichfalls aufmerksam gemacht werden sollte.

Sven-Uwe Bürger

Saulgau

Georg Metzler, „Geheime Kommandosache“. Raketenrüstung in Oberschwaben. Das Außenlager Saulgau und die V2 (1943–1945), Bergatreute (W. Eppe) 1997 (2. Aufl.). 268 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Band bestätigt erneut die Feststellung, dass viele wichtige Untersuchungen zum NS-Terrorssystem der Orts- und Regionalgeschichte zu verdanken sind. Georg Metzler hat in seiner in jeder Hinsicht vorbildlichen Studie die Geschichte der Raketenrüstung im überschwäbischen Saulgau und der damit verbundenen Außenstelle des Konzentrationslagers Dachau erforscht. Von Ende 1943 bis kurz vor Kriegsende mussten etwa 400 KZ-Häftlinge in Saulgau unter menschenunwürdigen Zuständen an der Herstellung von „V2“-Raketen arbeiten. Zeitweilig bestanden 7 % der Bevölkerung des Ortes aus KZ-Häftlingen. Äußerst gründlich beschreibt der Autor zum einen die technischen Aspekte des Baus der „V2“, zum anderen das KZ-Außenlager, dessen Insassen als Arbeitssklaven für die Raketenrüstung dienen mussten. Schwerpunkt der Arbeit ist eine differenzierte Darstellung der „Häftlingsgesellschaft“ des KZ-Außenlagers, zu der Metzler trotz der schlechten Quellenlage erstaunlich viel Material auffinden konnte.

Daniel Stihler

Schweinfurt

Edgar Lösch, Die Schweinfurter Altstadt – Geschichte, Zerstörung, Erneuerung – Dokumentation zur Altstadtsanierung, Hrsg. von der Stadt Schweinfurt, Schweinfurt 2001. 384 S., zahlr. Abb.

Der großformatige Band besticht durch seine reichhaltige Ausstattung mit Fotos, Plänen, Grafiken, Zeitungsausschnitten, Wiedergaben historischer Fotos und nicht zuletzt durch die Reproduktion ausgesuchter Aquarelle mit Stadtansichten aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Grundlage des Bandes ist der Abschlußbericht zur Sanierung des ersten Stadtquartiers, die über drei Jahrzehnte dauerte.

Die Schweinfurter Altstadt stellte sich bis zum Zweiten Weltkrieg als weitgehend einheitliches Ensemble dar, das nach dem zweiten „Stadtverderben“ 1554 entstanden war. Dieses Renaissance-Ensemble litt im letzten Krieg gewaltig, war doch die Stadt wegen der ansässigen Wälzlagerindustrie eines der Hauptangriffsziele der Alliierten. Auch die Verteidigung war entsprechend einzigartig. Was Krieg und Wiederaufbau übrig ließen, wurde im „Wirtschaftswunder“-Zeitalter geopfert. Erst mit der Einführung des Städtebauförderungsgesetzes Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts konnte die Entwicklung umgekehrt; nach 30 Jahren Anwendung sind zumindest Teile der Altstadt als solche wiedererlebt.

In neun Kapiteln stellt Edgar Lösch die Sanierung dar. Er war bis zu seinem Ruhestand Leiter des Bauverwaltungsamtes und der Sanierungs- und Entwicklungsstelle. Die Kapitel unterteilen sich in „I. Die Geschichte der Stadt“, „II. Das Stadtbild“, „III. Die Stadtentwicklung“, „IV. Zerstörung im 2. Weltkrieg und Wiederaufbau“, „V. Städtebauförderung“, „VI. Altstadtsanierung in Schweinfurt“, „VII. Abschlußbericht für das Sanierungsgebiet *Südliche Altstadt*“, „VIII. Sanierungsgebiet Zürich“, „IX Sanierungsgebiet Krumme Gasse/Am Oberen Wall und Alt Oberndorf“. Vorworte des Regierungspräsidenten von Unterfranken, der Oberbürgermeisterin, des Baureferenten, des Hauptkonservators des Bay. Landesamtes für Denkmalpflege und des Autors sowie eine Danksagung und der Quellennachweis runden das Werk ab. Hauptbestandteil ist der Abschlußbericht des Kapitels VII.

Aus der vorläufigen Bilanz geht hervor, dass zu Beginn dieses ersten Sanierungsgebietes die Kosten mit rund 16 Mio. DM angenommen wurden. Tatsächlich wurden aber seitens der Stadt rund 40 Mio. DM und von privater Seite etwa 66 Mio. DM investiert. Diese über 100 Mio. DM wurden mit ca. 20 Mio. DM Städtebauförderungsmitteln bezuschusst; damit ergibt sich eine Förderquote von unter 20 %. Es wird deutlich, dass noch immer nicht – also

nach drei Jahrzehnten – alle Sanierungsziele erreicht werden konnten. Hier wie in anderen Gebieten der Altstadt bleibt noch viel zu tun. Es wird aber auch klar, dass sich ohne Sanierung das heute wieder nachvollziehbare Bild der Altstadt nicht mehr eingestellt hätte. Es wäre unwiederbringlich verloren. Darüber hinaus wäre die Innenstadt nicht wieder so stark und ausgewogen bewohnt, die urbane Funktion konnte gestärkt werden.

Insgesamt zeigt das Buch über die lokalen Aspekte hinaus eine exemplarische Schau zu Sanierungsvorhaben und deren Erfolgsaussichten, wie es wohl auch für vergleichbare Städte gilt. Die Besonderheit liegt darin, dass hier auch für den Laien die Schwierigkeiten der Stadtsanierung sehr anschaulich offengelegt werden. Auch wird eine nüchterne Bilanz über die Erreichbarkeit der Ziele sowie den dazu notwendigen zeitlichen und finanziellen Aufwand gezogen. Ein beispielhaftes Buch zum Themenkomplex Stadtsanierung! *Thomas Voit*

Uwe Müller, Georg Drescher, Ernst Petersen (Hrsgg.), 50 Jahre Sammler und Mäzen – Der Historische Verein Schweinfurt seinem Ehrenmitglied Dr. phil. h. c. Otto Schäfer (1912–2000) zum Gedenken (Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt e. V., NF Bd. 6), Schweinfurt 2001. 448 S., zahlr. Abb.

Der fünfzigste Jahrestag des Erwerbs des ersten illustrierten Buches durch Otto Schäfer nimmt der Historische Verein Schweinfurt e. V. zum Anlass einen umfangreichen Sammelband über den jüngst Verstorbenen und seine Bibliothek vorzulegen. Zunächst interessierte sich Schäfer für Druckgraphik in Einzelblättern bis er die Druckgraphik im Buch entdeckte. Mit dem Erwerb der Schedel'schen Weltchronik (Nürnberg 1493) legte er den Grundstein zu einer der bedeutendsten Privatbibliotheken Europas. Sie enthält u. a. eine der umfassendsten Sammlungen graphischer Werke von Albrecht Dürer sowie Einbände aus mehreren Jahrhunderten. Otto Schäfers Sammelleidenschaft ist wohl nur mit der seines Bruders Georg Schäfer, der Gemälde deutscher Künstler des 18.–20. Jahrhunderts, z. B. Spitzweg, Corinth, Menzel erwarb, zu vergleichen. Beide Sammlungen sind in Schweinfurt öffentlich zugänglich.

In der Bibliothek Otto Schäfer sind neben den eigentlichen Sammlerstücken Schäfers auch die ehemalige reichsstädtische Ratsbibliothek und die Kirchenbibliothek der Freien Reichsstadt Schweinfurt aufgestellt. Glücklicher Fügung zufolge wurde die Absicht, diese Bibliotheken nach dem Übergang ins Königreich Bayern – im Zuge der Mediatisierung – zur Geldbeschaffung zu verkaufen, nicht umgesetzt. Neben geringfügigen Verlusten durch Überlassung von Büchern an die 1872 gegründete Universität Straßburg und im Krieg 1944 durch Teile, die dem Schweinfurter humanistischen Gymnasium ausgeliehen waren und den Bomben zum Opfer fielen, blieb der Bestand weitgehend intakt. Die reichsstädtischen Bücher waren während des Krieges ausgelagert. Seit 1995 befindet sich hier auch die Bauschbibliothek des Gründers der Leopoldina, die als „Musterbeispiel einer Gelehrtenbibliothek des deutschen Renaissancehumanismus im konfessionellen Zeitalter“ gilt. In der Bibliothek Schäfer ist auch der Nachlass der beiden Altdorfer Mathematiker Praetorius (16./17. Jahrhundert) erwähnenswert.

Die Gedenkschrift beinhaltet zunächst die Dankrede „Warum ich Bücher sammle“ des Gelehrten anlässlich der Verleihung der Sir-Thomas-Moore-Medallie 1976 vor den Gleeson Library Associates, Kalifornien. Sie zeigt das Selbstverständnis des Sammlers und ist als Einführung in den Band hervorragend geeignet. Helwig Schmidt-Glintzer befasst sich mit „Büchersammler in China“ und stellt damit eine Verbindung zu den sinologischen Ambitionen Schäfers her. Georg Drescher widmet seinen Artikel „Die Reformationsdrucke der Bibliothek Otto Schäfer“ der Erschließung eines Teilbereiches der Bibliothek mit Verzeichnis, Registern und Konkordanzen. Kathi Petersen nimmt sich unter dem Titel „Martini Lutheri opuscula“ – Reformationsdrucke aus dem Besitz des Breslauer Stadtschreibers Heinrich Ribysch (1485–1544)“ vor. Uwe Müller beschreibt „Historische Buchbestände der wissenschaftlichen Stadtbibliothek Schweinfurt in der Bibliothek Otto Schäfer“. Ernst Petersen

schöpft bei „Denkmale aus Papier“ – Hochzeitsgedichte der Sakristeibibliothek von St. Johannis, Schweinfurt“ aus einer bereits vergessenen Literaturgattung. Anna Scherbaum würdigt „Dürer in den Sammlungen Otto Schäfers“ in einem kurzen Abriss. Das beigegefügte Verzeichnis notiert über 350 Nummern.

Im weiteren beschäftigt sich Franz Georg Kaltwasser aus kunsthistorischer Sicht mit „Col-ligite fragmenta, ne pereant“; Aus der Geschichte des Kunstsammelns und die Graphik-sammlung Hartmann Schedels“, Rainer Schoch mit „Archetypus triumphantis Romae“; Zu einem gescheiterten Buchprojekt des Nürnberger Frühhumanismus“, Erich Schnieder mit „Von Pontius zu Pilatus laufen“; Beobachtungen zu Dürers kleiner Holzschnittpassion“, Tilman Falk mit „Wolfgang von Maen's 'Leiden Jesu Christi' 1515“, Wilhelm Böhm mit „Du Liebbling der Natur und Kunst, o Wille“; Johann Georg Wille, ein deutscher Kupferste-cher, Kunstsammler, Literaturliebhaber im Paris des 18. Jahrhunderts“, Eduard Isphording mit „Der Illustrator Bruno Goldschmitt (1881–1964)“ und schließlich Horst Brunner „*Kein Vorthail ist bey Kriegen und streiten*; Das Bild des Krieges in Georg Rollhagens 'Frosch-meuseler' (1595)“. Eine Zeittafel zum Lebenslauf Otto Schäfers, die Auflistung der bisher durchgeführten Ausstellungen und die Liste der Subskribenten runden den Sammelband ab. Die Firma FAG Kugelfischer, als deren Besitzer die Familie Schäfer die materiellen Voraus-setzungen zum Erwerb der Kulturgüter schuf, wurde im Herbst 2001 nach einer feindlichen Übernahme aus der Schweinfurter Stadtgeschichte getilgt. Damit geht auch Schweinfurts Weltruf als Kugellagerstadt zu Ende. Der Band markiert also nicht nur 50 Jahre Sammeln für das Gemeinwohl, sondern – wenn auch unfreiwillig – einen markanten Wendepunkt in Schweinfurts Industriegeschichte. Bleibt zu hoffen, dass den Früchten der Sammellei-den-schaft der Brüder Schäfer ein längerer Bestand beschieden ist.

Thomas Voit

Uwe Müller (Hrsg.), *Erinnern – Alles hat seine Zeit – Nachklang auf die Schweinfurter Orchestergemeinschaft e. V.* (Ausstellungshefte des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 5), Schweinfurt 2000. 46 S., zahlr. Abb.

Im Vorwort schreiben die ehemaligen Vorsitzenden: „Schweinfurt ist nicht nur eine ehema-lige freie Reichsstadt, Industriestadt, Schulstadt, Sportstadt und eine Stadt mit vielen Kir-chen, sondern eine Kulturstadt mit vielen Besonderheiten, – eine musische Stadt.“ Dieses Statement belegt das vorliegende Heft eindrucksvoll mit einem Abriss über mehr als hun-dert Jahre Musikgeschichte Schweinfurts.

Waren die Anfänge ab 1875 geprägt durch finanzielle und organisatorische Probleme, so konnte doch gegen alle Widrigkeiten 1925 die Gründung einer Stadtkapelle erfolgen. Seit 1933 wurde auch die Musik instrumentalisiert. Eine Militärkapelle des dortigen Panzerregi-mentes kam hinzu, wobei die Musiker zum Teil identisch waren und so die Bemühungen der „zivilen“ Stadtkapelle ergänzten.

Kurz nach dem Krieg wurde 1948 das „Nordfrankenorchester“ gegründet und 1955 mit der „Schweinfurter Orchestergemeinschaft e. V.“ der dazugehörige Trägerverein. Das Nordfran-kenorchester gastierte in ganz Unterfranken und darüber hinaus – Wertheim war wohl auch einer seiner Gastspielorte. Änderung des Musikgeschmackes, Verbreitung der Musik-schränke als Vorläufer von Stereoanlagen und damit die permanente Verfügbarkeit qualita-tiv hochwertiger Musik brachten den Niedergang in den späten fünfziger und frühen sechzi-ger Jahren des letzten Jahrhunderts. Ein Unglück – der heimkehrende Bus mit den Musi-kern wurde an einem unbeschränkten Bahnübergang vom Zug erfasst – mit zwei Toten und zahlreichen Verletzten beschleunigte dies. 1964 wurde schließlich das Nordfrankenorchester aufgelöst. Einige Berufsmusiker fanden bei der Städtischen Sing- und Musikschule ein neues Auskommen. Dem Vernehmen nach sollen andere Musiker bei den nur 56 Kilometer entfernten Bamberger Symphonikern – eines der besten Orchester Deutschlands – eine neue Heimat gefunden haben. Die Trägerorganisation des Nordfrankenorchesters, die Schwein-furter Orchestergemeinschaft e. V., wurde Ende 1999 aufgelöst.

Insgesamt ein Heft, das die bundesweit zu verzeichnende Entwicklung regionaler Musikgemeinschaften exemplarisch darstellt. Besonders bemerkenswert bleibt die sachliche Darstellung der Ereignisse, die den Rückblick nicht verklärt.

Thomas Voit

Würzburg

Wolfgang Bühling, Kaserne und Lazarett im Hochstift Würzburg 1636–1802. Würzburg, Univ., Diss., 1997 (Selbstverl. d. Verf.), 178 S., zahlr. Abb.

In der hier vorliegenden medizingeschichtlichen Dissertation befasst sich der Autor mit der militärischen Kranken- und Invalidenfürsorge im Hochstift Würzburg, zu der die bislang vorliegenden Angaben „nicht nur äußerst dürftig, sondern dazu zumindest teilweise widersprüchlich und fehlerhaft“ sind – ein Missstand, dem hier nun gründlich abgeholfen worden ist. Trotz großer Archivalienverluste durch die Bombardierung Würzburgs im März 1945 konnte der Autor durch gründliche Recherchen in den noch vorhandenen Quellen umfangreiches Material zu Tage fördern.

Bühling skizziert zunächst die Entwicklung des Kasernenbaus in Würzburg und zeichnet dann die Entstehung eines eigenen Lazarettwesens nach. Mit dem Beginn der Entwicklung weg von den fallweise angeheuerten Söldnerarmeen früherer Zeiten hin zu stehenden Heeren stellte sich auch in Würzburg die Frage nach der Unterbringung kranker Soldaten; diese heute nebensächlich scheinende Angelegenheit war drängend in einer Zeit, in der die weitest- aus größte Zahl der Verluste sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten nicht durch Unfälle oder Kampfhandlungen, sondern von Krankheiten und Seuchen verursacht wurden. Während die Unterbringung kranker Soldaten in Bürgerquartieren in Würzburg keine große Rolle spielte, nahm man solche in verschiedene Zivilspitäler auf, was jedoch z. B. im Falle des „Ehealtenhauses“ zu langwierigen Streitereien mit dem Würzburger Rat führte, der diese Lasten nicht tragen wollte und auch den „contagieusen“ (ansteckenden) Charakter der Krankheiten fürchtete. Einen Abschluss fand diese Entwicklung in der Fertigstellung eines eigenen Militärspitals 1750, dessen Bau, Funktionsweise, Organisation und Belegung analysiert werden. Entsprechend wird auch die Geschichte der Bauten in Königshofen, Kitzingen und Walkershofen aufbereitet.

Über den engeren Rahmen des Themas hinaus wird auch mancher interessante Blick auf die Bau- und Architekturgeschichte Würzburgs geworfen, insbesondere im Abschnitt über die Rolle Balthasar Neumanns beim Bau des Militärspitals von 1750. Der Autor kommt hier zu dem Schluss, dass sich eine direkte Urheberschaft des großen Architekten zwar nicht belegen lässt, der Entwurf aber mit Sicherheit aus Neumanns Büro stammte. In diesem Zusammenhang kann er auf der Grundlage einiger Archivalienfunde auch die gängige Annahme relativieren, Neumann sei unter der Herrschaft des Fürstbischofs Anselm Franz von Ingelheim völlig aus dem herrschaftlichen Bauwesen entfernt worden. Wie auch immer – auch die Beteiligung Neumanns hat nicht verhindert, dass an diesem Bauwerk „mehrere schwere Mängel“ festzustellen waren, so das Fehlen einer eigenen Wasserversorgung, fehlende Sicherheit vor Beschuss bei einer Belagerung, zu enge Treppenhäuser, eine „primitive Aufteilung“ der Räume sowie ein insgesamt zu knapp kalkuliertes Raumangebot.

Fazit: Eine sehr gelungene, quellennahe Arbeit, die bislang bestehende Lücken in der Würzburger Militär- und Baugeschichte schließt und dabei gut zu lesen ist (nicht gerade selbstverständlich bei einer Dissertation!).

Daniel Stihler

10. Biografien

Blätter für Württembergische Kirchengeschichte, Jg. 100. Im Auftrag des Vereins für Württembergische Kirchengeschichte hrsg. von Hermann Ehmer, Martin Brecht, Stuttgart (Chr. Scheufele) 2000. 398 S.

Der vorliegende Band kann mit Fug und Recht als „Brenz-Festschrift“ gelten, beinhaltet der doch die Beiträge des anlässlich seines 500. Geburtstags in Weil der Stadt veranstalteten Symposions. Zu den 17 Beiträgen, die in ihrem weiten Themenspektrum die Breite der aktuellen Forschung deutlich machen, kommt ein Bericht über das Brenzjahr 1999 von Hermann Ehmer und Christoph Weismann; so schlägt dieser Band einen Bogen, der von der Theologie des Reformators bis hin zu den „Brenz-Biergläsern“ reicht. Der Band bildet als aktuelle Forschungsbilanz eine gute Ergänzung zum Begleitband der Haller Ausstellung.

Daniel Stihler

Stephan Diller (Hrsg.), Kaiser Karl V. und seine Zeit. Katalog zu den Ausstellungen der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt, des Stadtarchivs Schweinfurt sowie des Fördervereins und der Forschungsstiftung für vergleichende europäische Überseegeschichte, Bamberg (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 14; Schriften der Museen der Stadt Bamberg, Bd. 42; Beiträge zur Geschichte und Kultur der Neuzeit, Bd. 1), Bamberg 2000. 219 S., zahlr. Abb.

Die Ausstellung wurde vom 12. 3. – 11. 6. in der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt, und vom 15. 6. – 15. 10. 2000 im Historischen Museum Bamberg, Renaissancebau der Alten Hofhaltung gezeigt. Die über 100 Exponate kamen u. a. aus dem Kunsthistorischen Museum Wien, dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, der alten Pinakothek München und dem Hessischen Staatsarchiv Marburg. Der Katalog versucht nicht, ein umfassendes Bild Karl V. zu zeichnen, sondern begnügt sich mit schlaglichtartigen Artikeln und lässt im Übrigen die Exponate sprechen.

Der Band überrascht nicht nur durch seinen breiten Textteil, gestaltet durch eine Vielzahl hochrangiger Autoren, sondern auch durch eine sorgfältig recherchierte Zeittafel, einen Stammbaum und ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis. Der Textteil gliedert sich in vier Abschnitte: „I. Die Casa d'Austria im Porträt“. Hier gibt Stephan Diller biographische Anmerkungen unter dem Titel „Kaiser Karl V. 'das Produkt eines unwahrscheinlichen, weltgeschichtlich seltenen dynastischen Zufalls'“. Unter „II. Reich und Reformation“ schreibt Franz Machilek den Beitrag „Von der Kirchenreform des 15. Jahrhunderts zur Causa Lutheri“. Rudolf Endres befasst sich mit „Der deutsche Bauernkrieg“ und Walter Keller mit „Der Reichstag von 1530: Der Versuch Karls V., die Kirchenspaltung zu verhindern“. Dort ist ein außergewöhnliches Exponat angesiedelt. Das in der Schweinfurter Stadtpfarrkirche St. Johannis hängende erste bekannte Konfessionsbild – Übergabe der Confessio Augustana an Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530. Alle anderen Konfessionsbilder wurden diesem bzw. seiner Eisenacher Kopie nachempfunden.

Uwe Müller gibt unter dem Titel „Demnach empfehlen wir Euch mit Ernst vnd Wellen [...] – Karl V. und die Reichsstadt Schweinfurt“ Einblick in die vielschichtigen und z. T. delikaten Angelegenheiten zwischen dem Kaiser und seiner Stadt. So hatte die Stadt mit den aufständischen Bauern sympathisiert, die das benachbarte Schloss seines Reichsvogtes zerstörten. Folgerichtig musste sich die Stadt beim Wiederaufbau beteiligen. Diesen Konflikt und weitere tägliche nachbarliche Reibereien, gepaart mit dem Wunsch des Rates, einen starken Reichsvogt zur Einführung der Reformation zur Seite zu haben, konnte Karl V. selbst mit persönlichem Einsatz nicht schlichten. 1542 hatte der Rat auch die Kirchenhoheit durch die Reformation an sich gebracht und somit seine Verfassungsentwicklung vervollständigt. Dies war bei einer Stadt, die vollständig im Territorium des Hochstiftes Würzburg lag, ein weiterer entscheidender Schritt zur Festigung der Unabhängigkeit. Aber nochmals

sollte das Schicksal der Stadt in den Händen Karls V. ruhen. Nach dem Markgräflerkrieg 1554, als die Stadt völlig zerstört, geplündert, ohne Einwohner und mittellos war, stellte Karl nicht nur die zerstörten wichtigen Urkunden von 1361/62 und 1397 neu aus. Auch der wirtschaftliche Wiederaufbau nach dem zweiten „Stadtverderben“ wurde durch Spendenaufrufe an die Reichsstände unterstützt. Schließlich sicherte das Judenfreiheitsprivileg den Rat und die Bürger vor den bestehenden Forderungen aus Altschulden. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt mit dem Beitrag Horst Gehringer „Das Hochstift Bamberg während der Regierungszeit Karls V.“.

Im Abschnitt „III. Reichspolitik und Europäische Staatenwelt“ befasst sich Ralf Fuchs zunächst mit „Das Einungswesen zur Zeit Karls V.: Der Schwäbische und der Schmalkaldische Bund“. Hier erfährt der Leser die weltpolitischen Zusammenhänge um das Herzogtum Württemberg unter Herzog Ulrich. Als Mörder und Abtrünniger wird er zunächst abgesetzt, das Land an den Habsburger verkauft. Diesen machtpolitischen Erfolg kann Karl aber nicht halten, da er unter Bruch des Reichsrechts seinen Bruder mit dem Herzogtum belehnt. Das stärkt die Gegner und 15 Jahre nach dem Kauf muss er unter jetzt veränderten konfessionellen Proportions der Restitution Herzog Ulrichs zusehen – nicht einmal Ulrichs Sohn als Alternative konnte er durchsetzen.

Stefan Mühlhofer befasst sich mit „Die Reichstage zur Zeit Karls V.“, Andreas Edel mit „Um die Einheit der abendländischen Christenheit. Karl V. und Frankreich 1515–1556“, Gerald Hiltensberger „... die Weltherrschaft erringen!“ Die Idee der *Monarchia universalis* zur Zeit Karls V.“. Eberhard Schmitt schließlich schreibt über „Die ‘Ritter vom güldenen Sporn’: eine Leistungselite der Zeit Kaiser Karls V.“ zu der u. a. der in Franken bekannte Ulrich von Hutten zählt.

Im Abschnitt „IV. Karl V. und die neue Welt“ berichtet Carsten Valet „Plus Ultra – die überseeischen Reiche im politischen System Karls V.“. Der unermessliche Geldstrom aus Mittel- und Südamerika erleichterte dem Habsburger das Regieren und die Kriegsführung. Probleme dauerhaft lösen konnte er auch damit nicht. Zum Schutze der Indios wurden Gesetze geschaffen, nur leider vor Ort nicht umgesetzt. Im Zeitalter der Entdeckung neuer Erdteile darf ihre kartographische Erfassung nicht fehlen; Norbert Holst befasst sich mit „Tradition und Innovation – Weltkarten und Globen in der Zeit Karls V.“.

Der Versuch, mit schlaglichtartigen Artikeln die Person des Kaisers und seine politische Umwelt darzustellen, ist hervorragend gelungen. Weltpolitische Zusammenhänge, eine bis dahin unbekannte Konzentration der Macht sowie der unerhörte Reichtum der Neuen Welt fachten den Widerstand sich existentiell bedroht Fühlender an. In einer sich modernisierenden Welt blieb Karl ein „Fossil“, dem die Aufgaben auch aufgrund seines Anspruches über den Kopf wuchsen. Diesen großen Rahmen auf die lokale fränkische Sicht heruntergebrochen zu haben, bleibt das Verdienst dieses Buches.

Thomas Voit

Thomas Fritz, Ulrich der Vielgeliebte (1441–1480). Ein Württemberger im Herbst des Mittelalters. Zur Geschichte der württembergischen Politik im Spannungsfeld zwischen Hausmacht, Region und Reich (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 25), Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag Weinbrenner) 1999. 491 S., mehrere Abb.

Die bei Prof. Sönke Lorenz entstandene Tübinger Dissertation – dies sei gleich vorweggenommen – gelangt zu grundsätzlich neuen Bewertungen der Person und Politik Graf Ulrichs V. des Vielgeliebten (1413/33–1480) von Württemberg und liefert damit zugleich einen ganz wesentlichen Beitrag zur württembergischen Landesgeschichte im 15. Jahrhundert. Im Unterschied zu der noch hauptsächlich an der territorialen Herrschaftsentwicklung interessierten älteren Landeshistoriographie wird in der vorliegenden Arbeit der Betrachtungsrahmen des damaligen Geschehens um die Einbeziehung der reichspolitischen wie auch regionalpolitischen Handlungsfelder deutlich erweitert. Hierin liegt die eigentliche und vor allem auch überzeugende Forschungsleistung dieser neuen Publikation. Erstmals wird hier die Rolle

Württembergs im äußerst komplexen politischen Beziehungs- und auch Spannungsgeflecht zwischen dem Reichsoberhaupt, Kaiser Friedrich III. (1415/40–1493), und mehreren benachbarten Territorialherren (Fürsten), wie den bayerischen Wittelsbachern, den fränkischen Hohenzollern, den badischen Markgrafen, den Habsburgern und vor allem der Kurpfalz eingehend untersucht.

Eröffnet wird die Studie mit einer in mehrere Abschnitte zerfallende, aber nicht weiter untergliederte Einleitung, in der Fritz zunächst seine methodischen Fragestellungen erläutert, sich mit den historischen und historiographischen – bislang weitgehend negativen – Urteilen zum Grafen Ulrich beschäftigt, auf die allgemeine Situation im Reich eingeht, der sich der Württemberger seinerzeit gegenüber sah und in der Fritz schließlich die Forschungssituation zur Grafschaft im Spätmittelalter bespricht (S. 1–20). Dabei wählt er nach klassischem Muster eine weitestgehend chronologische Form der Darstellung, um „Übersichtlichkeit über die Vielzahl von Handlungssträngen, Schauplätzen, politischen Kombinationen und Verhaltensmustern“ zu erreichen (S. 20). Der in sieben Kapiteln gegliederte Hauptteil der Darstellung untersucht die Regierung Ulrichs V. von der Einrichtung der Vormundschaftsregierung für ihn und seinen älteren Bruder Graf Ludwig I. von Württemberg-Urach (1412/26–1450) nach dem vergleichsweise frühen Tod ihres Vaters, Graf Eberhard IV. des Jüngeren (1388/1417–1419), über die nach der Landesteilung erfolgte Politik der beiden Brüder Ludwig und Ulrich bis hin zu Ulrichs Resignation auf die Grafschaft Württemberg-Stuttgart zugunsten seines Sohnes Eberhards VI. (1447/80–1504) im Jahre 1480. Dabei beleuchtet Fritz eingehend die gemeinsame Politik der beiden Grafen von der Landesteilung (1441) bis zu dem gegen die Städte gerichteten Mergentheimer Bund (1445) sowie die unterschiedliche Politik in der Folge dieses Bündnisses. Trotz der nun auftretenden unterschiedlichen machtpolitischen Orientierung – Ludwigs eher traditioneller Anlehnung an den mächtigen Nachbarn Kurpfalz einerseits und Ulrichs Annäherung an den Führer der kaiserlichen Partei im Reich, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach (1414/40–1486), dem politischen Widerpart des pfälzischen Kurfürsten Friedrich des Siegreichen (1425/52–1476) andererseits – sei das persönliche Verhältnis zwischen den beiden Brüdern, so betont der Autor, weitgehend intakt geblieben (S. 77). Kritisch wurde die Lage Ulrichs allerdings nach dem unerwarteten Tod seines Bruders Ludwig (1450), über dessen beide Söhne, Ludwig II. (1439/53–1457) und Eberhard V. im Bart (1445/59–1496), dem späteren und ersten württembergischen Herzog (1495), Ulrich die Vormundschaft zufiel. Dies brachte ihn in Konflikt zu den hegemonialen Bestrebungen des mächtigen pfälzischen Nachbarn Friedrich des Siegreichen, der seinerseits einen Anteil an der Vormundschaft und damit einen politischen Einfluss auf die Grafschaft Württemberg-Urach beanspruchte. Überlagert wurde dieses Konfliktfeld von wachsenden Spannungen im Reich, wobei sich zwei große politische Lager vornehmlich im süddeutschen Bereich gegenüberstanden, das wittelsbachisch-pfälzische Lager auf der einen und das kaiserlich-brandenburgische Lager auf der anderen Seite, letzterem gehörte Graf Ulrich an. Als kaiserlicher Reichshauptmann geriet dieser 1462 in pfälzische Gefangenschaft, aus der er und andere Fürsten nur unter Zahlung immenser Lösegelder (ca. 100 000 Gulden) wieder freikommen konnten. Dies alles schildert der Verfasser mit akribischer Genauigkeit und liefert dabei im Detail eine Fülle neuer Informationen (S. 175–304). Ulrichs Herrschaft stand in der Folge eindeutig im Zeichen der Bewältigung der Folgen dieser großen Niederlage. Eine der Folgen jenes Krieges war schließlich auch die wachsende politische Kooperation zwischen Ulrich und seinem Neffen Eberhard V. im Bart, die Wiederannäherung der beiden württembergischen Landesteile mit den konkreten Aussichten auf eine spätere Wiedervereinigung, insbesondere nach dem sogen. Uracher Hausvertrag von 1473. Die Spätphase der Regierungstätigkeit Ulrichs charakterisiert Fritz als die erfolgreichste Phase der Politik dieses Württembergers, dessen geschickte, ja bisweilen gleichsam lautlose Politik/Territorialpolitik der kleinen Schritte vornehmlich im schwäbischen Nahbereich sich als äußerst effektiv erwies (S. 436), was ihm später – und vor allem seinen Nachfolgern – den Ausbau eines württembergischen

Hegemonialsystems innerhalb der schwäbischen Region ermöglichen sollte. Anfang 1480 dankte Ulrich ab und übergab seine Herrschaftsrechte an seinen Sohn Eberhard VI. Der Tod traf Ulrich am 1. September 1480 wenig später, und dies sozusagen standesgemäß, nämlich auf der von ihm über alles geliebten Jagd.

Einer der hauptsächlichen Verdienste der vorliegenden Studie besteht vor allem in der Korrektur der bislang weitgehend ungünstigen Beurteilung Graf Ulrichs V., die vor allem durch seine Niederlage im Reichskrieg 1460/62 und die von ihm durchgeführte Landesteilung 1441/42 geprägt ist. Hier gelangt Fritz zum einen zu einer grundlegenden Neubewertung jener Landesteilung, die nach seiner Auffassung nicht mehr als Rückschlag auf dem Weg zum frühmodernen Territorialstaat kritisiert werden kann, sondern als gewissermaßen „einvernehmliche Teilung“ (S. 46) im Sinne einer Prophylaxe zur Vermeidung dynastischer Konflikte und zur Schaffung familiärer Solidarität zu verstehen ist. Zum anderen hält der Autor fest, dass Ulrichs Abkehr von der bislang traditionellen propfälzischen Politik/„Außenpolitik“ weniger gegen den Kurfürsten von der Pfalz gerichtet war, als vielmehr seinem Bestreben nach einem erweiterten politischen Engagement innerhalb der süddeutschen Fürstentwelt entsprang, und das hatte auf neue Problemlagen entsprechend zu reagieren. Mit dem Wunsch des württembergischen Grafen, sein Haus angesichts der nunmehr fürstenähnlichen Stellung im südwestdeutschen Raum förmlich in den Reichsfürstenstand zu erheben, scheiterte Ulrich stets an der wertkonservativen und unnachgiebigen Haltung Kaiser Friedrichs III., landesfürstliche Vormachtbestrebungen in einer königsnahen Landschaft (Schwaben) grundsätzlich zu beschränken. In diesem Gegensatz zwischen Königtum und württembergischer Dynastie sieht Fritz letztlich auch die Hauptursache für die schwierige Phase Württembergs in der Mitte sowie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und weniger in mangelnden Regierungsqualitäten des Grafen. Seine Ehepolitik strebte ungeachtet dessen die Betonung fürstengleicher – und letztlich wohl auch die Anerkennung fürstlicher – Stellung an. Die Früchte seiner Bestrebungen ernteten bekanntlich erst seine Nachfolger, insbesondere sein Neffe Eberhard im Bart, allerdings unter einem anderen, etwas zugänglicheren Reichsoberhaupt, nämlich König Maximilian I. (1459/93–1519). Neben dem landesgeschichtlichen Erkenntnisgewinn ist vor allem – wie bereits angedeutet – die Berücksichtigung der reichspolitischen Aspekte hervorzuheben; jene breite Einordnung der fast vierzigjährigen Regierungstätigkeit Ulrichs V. in die Reichspolitik sowie in den territorialpolitischen Kurs benachbarter Landesfürstentümer macht die Arbeit von Fritz zu einer gelungenen Darstellung der Geschichte Südwestdeutschlands im ausgehenden Mittelalter, an der auch die spätmittelalterliche Reichs- und Verfassungsgeschichtsschreibung partizipieren kann.

Bei der Einbeziehung reichspolitischer Gesichtspunkte sollte man vom Autoren allerdings erwarten können, dass er die momentane Forschungslage zumindest in wichtigen Bereichen der spätmittelalterlichen Reichs- und Verfassungshistoriographie berücksichtigt und zur Kenntnis nimmt. So spricht Fritz in seiner Studie mehrfach von Reichstagen in der ersten Hälfte und im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts, obwohl es in jener Zeit „Reichstage“ im eigentlichen bzw. im späteren neuzeitlichen und uns eher geläufigen Sinne noch nicht gegeben hat; die zeitgenössische Bezeichnung ist hier vielmehr einfach Tag bzw. „tag“. Der Autor führt zwar mehrere Titel Peter Moraws auf, aber dessen diesbezügliche und wegweisende Studie über die Genese des spätmittelalterlichen „Reichstags“ von 1980 übergeht Fritz einfach. Überhaupt drängt sich wiederholt der Eindruck auf, dass der Verfasser die von ihm im Literaturverzeichnis zitierten Arbeiten nur ungenügend zur Kenntnis genommen hat. Bei der Wiedergabe reichspolitisch relevanter Quellentexte hätte man besser auch die Reichsakten (Ältere Reihe) unter König Sigmund (1410–1437) und König Albrecht II. (1438–39) direkt heranziehen und nicht aus der Sekundärliteratur zitieren (S. 27 u. a.) sollen. Auch ist das Korrekturlesen wohl nicht im gewünschten Sinne ausgefallen, denn in einzelnen Sätzen fehlt das Hauptverb (S. 20 u. a.) und an mehreren Stellen wird aus König Friedrich III. kurzerhand Friedrich IV. (S. 60 u. 61), was bei sorgfältigem Nachlesen eigentlich

hätte vermieden werden können. Leider fällt auch das Register der Arbeit unbefriedigend aus, denn im Text genannte Personennamen wurden mehrfach vergessen (z. B. Anm. 169 auf S. 156). Dies tut der detail- wie materialreichen Studie aber keinen Abbruch, die mit Gewinn und Genuss größtenteils flüssig zu lesen ist, was vor allem auf die gelungene Zusammenfassung (S. 431–441) zutrifft; etwas ermüdend wirkt zuweilen hingegen lediglich die Ausführlichkeit, mit der einzelne/bestimmte Aspekte behandelt werden. *Sven-Uwe Bürger*

Ulrich Hötzer, Mörikes heimliche Modernität. Hrsg. von Eva Bannmüller, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1998. 314 S.

Der vorliegende Band versammelt hinterlassene Schriften und Notizen des 1995 verstorbenen Mitherausgebers der Historisch-Kritischen Mörike-Gesamtausgabe, dessen vorzeitiger Tod eine geplante größere Monografie verhinderte. Bedeutung und Originalität des Hötzer'schen Ansatzes veranlassten die Herausgeberin, den vorliegenden Text – obgleich Fragment geblieben – posthum zu veröffentlichen. Mörikes „heimliche“ Modernität lag dem Autor zufolge darin, dass er „in der Maske der Tradition“ mit seiner Dichtung einen „Spiegel des Zukünftigen“ schuf. Dies wiederum ermöglichte ihm sein Gespür „für die Tiefenströmungen der Epoche, die aus der Geschichte kommen und Zukunft mit sich führen“. Der vorliegende Band dürfte für alle, die sich mit dem eng mit dem Württembergischen Franken verbundenen Dichter befassen, eine interessante und anregende Lektüre sein. *Daniel Stihler*

Heike Krause-Schmidt, Nikolaus David Müller. Vom Leben eines Pietisten in Schwäbisch Hall in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 6), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 96 S., Abb.

In der vorliegenden Magisterarbeit befasst sich die Autorin mit dem Leben des Schwäbisch Haller Ratsherren Nikolaus David Müller (1664–1741), einem Anhänger des Pietismus und Korrespondenzpartners Nikolaus von Zinzendorfs. Als Mitglied des obersten Gremiums der Reichsstadt versuchte der studierte Jurist, die theoretischen bzw. theologischen Vorgaben Speners, Zinzendorfs und Franckes in die Praxis umzusetzen, stand aber mit seinen Ansichten oft allein und scheiterte am Widerstand seiner Ratskollegen. Seine an der Idee des „idealen Alltagslebens“ ausgerichteten Vorstellungen hatten im Kontext ihrer Zeit teilweise schon fast revolutionären Charakter. Hervorhebung verdienen etwa seine Äußerungen zur Judentoleranz. Müller versuchte, die Juden als Mitmenschen zu sehen und erklärte angeblich „typisch jüdische“, negative Züge wie die Wucherei als Ergebnis von Berufsverboten. Eine Missionierung der Juden könne allein durch vorbildliches Verhalten der Christen gelingen. Mit seinen Ansichten blieb Müller jedoch ein Einzelgänger; seine Ideen wurden vom Rat lediglich in Fällen von „Interessenüberschneidungen“ aufgegriffen, nicht jedoch, weil man deren Motivation teilte. Angesichts der vielfältigen Themen, mit denen sich Müller im Rat beschäftigte, enthält das Buch zahlreiche interessante Einblicke in das Alltagsleben der Reichsstadt im 18. Jahrhundert. Sein besonderer Wert liegt jedoch darin, dass hier exemplarisch gezeigt wird, wie sich ein gebildeter und einflussreicher Mann um die Umsetzung der theologischen Ideen des Pietismus in die Verwaltungspraxis und den Alltag der Reichsstadt bemühte. Deutlich werden hier aber auch die Widerstände, aufgrund derer der Pietismus im Schwäbisch Hall des 18. Jahrhunderts nur eine unbedeutende Rolle spielte.

Daniel Stihler

Christian Leitzbach, Matthias Erzberger. Ein kritischer Beobachter des Wilhelminischen Reiches 1895–1914 (Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte, Bd. 7), Frankfurt a. M. (Peter Lang) 1998. 539 S.

Diese Düsseldorfer Dissertation basiert auf der publizistischen Produktion Erzbergers bis 1914. Sie ist also keine Biographie, vielmehr präsentiert sie Aussagen Erzbergers als eine Art Spiegel des Kaiserreichs. Die nicht gerade karge Erzberger-Literatur wird einleitend vorgestellt.

Leitzbach nimmt durchaus zu Recht das Verdienst in Anspruch, die enorme schriftstellerische Hinterlassenschaft des umtriebigen Vielschreibers „erstmalig gesammelt, erschlossen und ausgewertet“ zu haben. Demzufolge bietet er (S. 494–514) ein Werkverzeichnis mit sage und schreibe 342 Titeln bis 1914, das aber wegen zahlreicher ungezeichneter Presseartikel nicht vollständig sein kann. Die Fülle und die beeindruckende Bandbreite dieses Materials veranlassen den Verf., seinen „Helden“ mit den Großen der schreibenden Zunft – u. a. Naumann, Heuss oder Max Weber – quasi auf eine Ebene zu setzen. Bei aller Anerkennung des Erzberger'schen Wirkens ist dies dann doch wohl zu hoch gegriffen: Die Produktion des Zentrumsmannes diene allzu häufig, wenn auch keineswegs immer, dem politischen Tageskampf und schreckte auch vor bössartig-polemischen Ausfällen nicht zurück. Schließlich sah sich der zu seiner Zeit jüngste Reichstagsabgeordnete als eine Art Speerspitze des politischen Katholizismus.

Leitzbach gliedert seinen Stoff in sechs Kapitel: Verfassungs- und Parteifragen, politischer Katholizismus, Sozial- und Wirtschaftspolitik, Steuerreform, Kolonialpolitik, Außen- und Militärpolitik. Diese Stofffülle ist natürlich nicht zu referieren. Vielmehr ist der Band als eine Art historischer „Steinbruch“ verwendbar (Leider fehlt dazu allerdings ein Sachindex). Der Forscher muss dabei jedoch stets im Auge behalten, dass hier ein politischer Kämpfer nicht selten alle Register von Populismus und Opportunismus zog. Diese Feststellung soll Erzbergers Kritik an den vielen Fehlentwicklungen des Kaiserreichs keineswegs relativieren – im Gegenteil ist er dafür ausdrücklich zu loben.

Einem bei Erzberger durchaus relevanten Sachverhalt – dem Antisemitismus! – ist der Verf. nicht gerecht geworden. Er zitiert Aussagen gegen den Antisemitismus sowie solche, die man als ambivalent bezeichnen könnte (S. 59). Ganz und gar antisemitische (und antisozialdemokratische) Ausfälle in der ansonsten ausführlich behandelten Schrift zu den Gewerkschaften von 1898 blendet er dagegen aus – diese Passagen muss man bei Epstein nachlesen.

Ungeachtet dessen ist hier ein Werk über einen faszinierenden und vielfach schillernden Politiker anzuzeigen. Der self-made-man aus Buttenhausen entsprach so gar nicht dem Normalmaß seiner Kaste.

Hans Peter Müller

Uwe Müller (Hrsg.), *Erinnern – Theodor Vogel (31. 7. 1901 – 9. 2. 1977) – Schriftsteller, Unternehmer, Freimaurer zum 100. Geburtstag* (Ausstellungshefte des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 6), Schweinfurt 2001. 40 S., zahlr. Abb.

Das Heft erschien zur Ausstellung im Schweinfurter Gunnar-Wester-Haus im Zeitraum vom 8. 11. 2001 – 13. 2. 2002, die durch das Stadtarchiv und die Städtischen Sammlungen Schweinfurt durchgeführt wurde. Leihgaben kamen u. a. vom Deutschen Freimaurer Museum Bayreuth und der IHK Würzburg-Schweinfurt.

Neben den Beiträgen „Theodor Vogel – Der Schriftsteller“ von Barbara Vogel-Fuchs, „Theodor Vogel – Der Mann der Wirtschaft“ von Ulrich Hoede, „Theodor Vogel – Der Freimaurer“ von Roland Hoede enthält das Heft einen kurzen Lebenslauf und eine Auswahl seiner Werke, im wesentlichen Prosa.

Vogel besticht durch die Vielseitigkeit seiner Person. Angeregt durch elterliches Vorbild, entwickelte er eine Neigung zur Literatur, die durch eigene erfolgreiche Veröffentlichungen ab 1924 Früchte trug. Gleichzeitig konnte er auf dem Fundament der Erfahrungen im väterlichen Betrieb im selben Jahr die Universität als Diplom-Bauingenieur abschließen. Im Jahr 1933 wurde er gar als Dr.-Ing. promoviert. Dazwischen trat er 1926 der Loge „Brudertreue am Main“ bei.

Die Machtergreifung der NSDAP verhinderte ein weiteres geradliniges Entwickeln. Nach dem Verbot des Freimaurertums und damit dem Ende der Schriftstellerei und einer akademischen Laufbahn machte sich Vogel mit einem Ingenieurbüro selbständig. Und er wurde auch gebraucht und beschäftigt. Nach dem Ende des Krieges war er für die väterliche Firma

die politisch unbelastete Rettung, indem er die Führung übernahm. Aus einer der größten bayerischen Spezial-Stahlbauunternehmen machte er ein international tätiges Unternehmen. In diese Zeit fiel auch die Präsidentschaft der IHK Würzburg-Schweinfurt (1963–1967). Dabei war einer der Höhepunkte sein Engagement zugunsten der Bildung: So wurde Schweinfurt Hochschulort – heute Fachhochschule. Im Zusammenhang damit entstand die erste Technikerschule Bayerns.

Sein kulturelles Handeln war nach dem Krieg zunächst auf den Wiederaufbau gerichtet. So sind Volkshochschule, Musikschule, Historischer und Naturkundlicher Verein u. a. seinen Ideen zu verdanken. Seine schriftstellerischen Ambitionen mussten hinter Beruf, Kultur und Freimaurertum zurücktreten. Es entstanden nur noch die Familiengeschichte und seine Autobiographie in Form von Erzählungen.

Die größte gesellschaftliche Leistung ist aber die Einigung der Freimaurerlogen in den Jahren 1949 bzw. 1958. Als Großmeister der Vereinigten Großlogen von Deutschland trat er verabredungsgemäß 1960 zurück. Danach betrieb er „Außenpolitik“ sowohl im Ausland, um für ein anderes Deutschland zu werben; dafür begann er mit 46 Jahren die Fremdsprache Englisch zu erlernen. Im Inland konnte er die Vereinbarkeit der Freimaurerei mit dem evangelischem Christentum erreichen. Mit der katholischen Kirche blieb ihm dieser Erfolg verwehrt. Heute trägt eine Hamburger Loge seinen Namen.

In seinem Nachruf heißt es: „Es mag Freimaurer gegeben haben in Deutschland, die große Denker, große Politiker, große Künstler waren. Aber die Geschichte wird Theodor Vogel eines Tages ausweisen als den bedeutendsten Freimaurer, der seit 1737 in der Kette der Brüder stand.“

Thomas Voit

Bernd Otnad (Hrsg.), Baden-Württembergische Biographien, Bd. 2. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1999. 538 S.

Im zweiten Band der Reihe, die in knapper, lexikalischer Form ab 1952 verstorbene Personen behandelt, die in einer Beziehung zu Baden-Württemberg standen, sind zwei Schwäbisch Haller vertreten. Von Rudolf Kieß stammt ein Portrait Christian Mergenthalers (1884–1980), Lehrer am Gymnasium bei St. Michael, Mitbegründer der NSDAP-Ortsgruppe und 1933 bis 1945 württembergischer Ministerpräsident und Kultminister. Nach dem Ende des NS-Regimes wurde er als „Hauptkriegsverbrecher“ verurteilt. Derselbe Autor hat auch die Biografie des Lehrers, Schriftstellers und Dramatikers Paul Wanner (1895–1990) beigezeichnet, der sich große Verdienste um die Schwäbisch Haller Freilichtspiele erworben hat.

Daniel Stihler

Karin de la Roi-Frey, Mörke von A–Z, Leinfelden-Echterdingen (DRW) 2000. 139 S., Abb.

Mit diesem Band legt die Autorin eine Biografie Eduard Mörikes der etwas unkonventionellerer Art vor; von A wie „Aussteiger“ bis Z wie „Zwischenstation“ werden in alphabetischer Reihenfolge Stichworte zum Leben des Dichters abgehandelt. Es handelt sich um kurzweilige, kenntnisreiche und gut geschriebene Texte, die insgesamt jedoch – was bei dieser Form in der Natur der Sache liegt – insgesamt doch etwas sprunghaftes haben und einen mit Mörike nicht so vertrauten Leser gelegentlich verwirren können. Insgesamt ergeben die Artikel ein interessantes Bild des Dichters; der Rezensent würde allerdings doch eine „durchlaufende“ Biografie in gleichem Format vorziehen, auch wenn in diesem Rahmen reizvolle Nebenwege verfolgt werden können, die ansonsten wohl mangels Platz unter den Tisch fielen. Dies mag Geschmackssache sein – wer sich für Mörike interessiert, sollte einmal einen Blick in dieses liebevoll gestaltete Buch werfen.

Daniel Stihler

Gerhard Taddey, Joachim Fischer (Hrsgg.); Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. 20, Stuttgart (W. Kohlhammer) 2001, 529 S., Abb.

Der 20. Band der biografischen Reihe weist mehrere für das Vereinsgebiet interessante Beiträge auf: Anna-Franziska von Schweinitz zeichnet das Leben von Johanna Sophia Gräfin von Schaumburg-Lippe (1673–1743) nach, einer geborenen Gräfin von Hohenlohe-Langenburg. Ihre Flucht vor dem gewalttätigen Ehemann ins Exil nach London im Jahre 1702 war seinerzeit ein „unerhörter Fall“. Monika Firla, von der im Jahrbuch mehrfach Beiträge zu lesen waren, steuerte eine Biografie des Naturforschers, Ethnografen, Reisenden, Sammlers und Museumsgründers Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) bei, der in Bad Mergentheim lebte. Von Ernst Schlagenhauf stammt ein Beitrag über den evangelischen Pfarrer, Dichter und Jugendschriftsteller Ernst Friedrich Wilhelm Mader (1866–1945). Der in Nizza geborene Geistliche wirkte von 1897 bis 1917 im hohenlohischen Eschelbach. Seine „belehrenden Abenteuerromane“ wurden bis Anfang der 1960er Jahre gedruckt.

Daniel Stihler

11. Literatur und Dichtung

Achilles Jason Widman, Histori Peter Löwens. Reprint der Ausg. Augsburg 1559 mit einem Nachwort von Daniel Stihler, Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 2000. 37 Bll. und 51 S., 4 Abb.

Mit dem zu besprechenden Band liegt ein weiterer Reprint aus dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall vor. Der Nachdruck präsentiert „ein wichtiges Zeugnis der komischen volkstümlichen Literatur des Spätmittelalters bzw. der frühen Neuzeit“ und „soll auch dazu dienen, an ein in Vergessenheit geratenes Mitglied einer bedeutenden Schwäbisch Haller Familie zu erinnern“ (Nachwort, S. 23). Die Schwänke und Possen sind in Reimform und teilweise drastischen Schilderungen dargeboten und ganz ihrer Zeit der kirchlichen Umwälzungen verhaftet. So kommt der katholische Klerus oft schlecht weg. Aber auch die tiefe Frömmigkeit der einfachen Leute lässt sich herauslesen. Peter Löw, der Protagonist der Episoden, ist ein wahres Schlitzohr. Mit seinen Streichen führt er seine Mitmenschen an der Nase herum. Dabei macht er sich die Schwächen der anderen zu Nutze z. B. in der Geschichte, in der er dem Sohn des Messners zu Wettstein einredet, ein Bär habe die Birnen vom Baum geschüttelt, die er, Peter Löw, in Wahrheit doch selbst vertilgt hatte. (Bl. 26 verso bis 28 recto).

Aber das Buch bietet nicht den Text allein. In seinem Nachwort beschäftigt sich Daniel Stihler mit den authentischen Vorbildern für Peter Löw, da die Possen mehrerer Personen in dieser Figur zusammenfließen (S. 4 ff.). Auch die Frage des Verfassers selbst wird in Augenschein genommen. Dabei wird auch der Familie des Achilles Jason Widmann einbezogen. Die Quellen für die Geschichten und die Frage der Erstausgabe geben dem Leser weitere wichtige Hinweise zur Einordnung des Werkes.

Ein Glossar rundet den gelungenen Band ab. Hier findet man wertvolle Worterklärungen, die das Verständnis des Textes erleichtern.

Ute Schulze

12. Quellenwerke und Bibliografien, Geschichtswissenschaft, Archiv- und Museumswesen

Mathias Beer, Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 2), Sigmaringen (Thorbecke) 1994, 416 S.

Zu den nachhaltigsten Folgen des Zweiten Weltkrieges zählt die Bevölkerungsverschiebung in Ost-West-Richtung, die schon während des Krieges begonnen hatte und in der Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie und aus Süd- und Osteuropa gipfelte. Mehr als 12 Millionen Deutsche fanden nach dem Zweiten Weltkrieg Aufnahme in den vier Besatzungszonen. Auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg fanden im Vergleich zu den Hauptaufnahmeländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern weniger Vertriebene und Flüchtlinge Aufnahme, dennoch lag auch in Baden-Württemberg 1950 der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung bei 15,9 Prozent, was knapp über einer Million Personen entspricht. Durch die verstärkte Flucht aus der DDR und die Binnenumsiedlungen erhöhte sich der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung Baden-Württembergs bis 1961 auf 20,7 Prozent.

Dabei war die prozentuale Verteilung der Flüchtlinge innerhalb des Landes sehr unterschiedlich. Der amerikanisch besetzte Norden (Württemberg-Baden) nahm sehr rasch zahlreiche Flüchtlinge und Vertriebene auf, während im französisch besetzten Süden (Württemberg-Hohenzollern, Baden) erst ab 1947 vor allem im Zuge von größeren Binnenumsiedlungen Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen wurden.

Bisher liegen im Gegensatz zu den Hauptaufnahmeländern für Baden-Württemberg noch kaum Studien vor, die die Flüchtlings- und Vertriebenenthematik betreffen. Vor diesem Hintergrund ist die Initiative des baden-württembergischen Innenministeriums zu sehen, am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Forschungsbereich Migration/Zeitgeschichte ein Forschungsvorhaben zu begründen, dessen Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung und Dokumentation der „zeitgeschichtlichen Fragen von Flucht, Vertreibung und Eingliederung der deutschen Heimatvertriebenen“ bildet.

Als ein Ergebnis dieser Aufgabe ist die vorliegende Arbeit zu sehen. Die kurze Einleitung enthält einen geschichtlichen Überblick und gibt den derzeitigen Forschungsstand wieder. Es folgt eine Erklärung von Begriffen wie „Heimatvertriebene“, „Sowjetzonenflüchtling“, „Flüchtling“, „Aussiedler“, „Umsiedler“. Dabei stellt der Autor fest, dass die neuere Forschung im Gegensatz zum zeitgenössischen Sprachgebrauch und der Festlegung der einzelnen Gruppen im Bundesvertriebenengesetz die Begriffe „Flüchtling“ und „Vertriebener“ synonym für alle von Umsiedlung, Flucht und Vertreibung betroffenen Personen verwendet. Bei der Erfassung der Akten der einzelnen Archive aus dem Zeitraum 1939 bis ca. 1970 sind alle Akten mit diesen Personengruppen festgehalten. Aber auch Aktengruppen über „Ausländer“, „Evakuierte“, „Fremdarbeiter“ und „Displaced Persons“ wurden aufgrund des Inhalts als relevant angesehen und in das Verzeichnis einbezogen.

Einer kurzen Übersicht über Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten folgen Informationen über die Durchführung der Erhebung sowie Hinweise für die Benutzer. Hingewiesen wird darauf, dass nur Akten mit Flüchtlings- und Vertriebenenbetreffen erfasst wurden, d. h. andere wichtige Quellen wie Stadtrats-, Gemeinderats- und Kreistagsprotokolle oder die Zeitungsbestände keine Aufnahme gefunden haben. Erschwert hat die Erfassung, dass viele Nachkriegsakten noch nicht durch archivische Findbücher erschlossen sind, sondern sich noch in den (Alt-)Registraturen befinden. Den größten Raum dieser Veröffentlichung nimmt schließlich auf den Seiten 29–373 die Übersicht der relevanten Bestände und Akten ein, unterteilt nach Staatsarchiven, Kreisarchiven und Stadtarchiven.

Für jeden, der sich mit der Eingliederung von Flüchtlingen und Vertriebenen im deutschen Südwesten bzw. der Nachkriegsgeschichte beschäftigt, bietet diese Zusammenstellung der einschlägigen Bestände und Akten in den baden-württembergischen Archiven einen ausgezeichneten Überblick und Einstieg.

Andrea Rößler

Franz Fuchs, Karl-Friedrich Krieger (Bearbb.), Regesten Kaiser Friedrichs III. nach Archiven und Bibliotheken geordnet, Heft 15: Die Urkunden und Briefe aus den Beständen „Reichsstadt“ und „Hochstift“ Regensburg des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München

sowie den Regensburger Archiven und Bibliotheken, Wien, Weimar, Köln (Böhlau) 2002. 382 S.

Eberhard Holz (Bearb.): Regesten Kaiser Friedrichs III. nach Archiven und Bibliotheken geordnet, Heft 16: Die Urkunden und Briefe aus Archiven und Bibliotheken des Bundeslandes Sachsen-Anhalt, Wien, Weimar, Köln (Böhlau) 2002. 185 S.

Joachim Kemper (Bearb.): Regesten Kaiser Friedrichs III. nach Archiven und Bibliotheken geordnet, Heft 17: Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken der Stadt Speyer, Wien, Weimar, Köln (Böhlau) 2002. 273 S.

Die drei Bände bieten – abgesehen von dem Speyerer Band – kaum Quellen zur Geschichte der Region Württembergisch Franken; während Bd. 15 lediglich wenig aussagekräftige Nennungen Jörgs von Bebenburg und Konrads von Weinsberg aufzuweisen hat, finden sich in Bd. 16 immerhin drei Urkunden zur Familie von Weinsberg und ihrem Herrschaftsgebiet. Da es sich um Abschriften aus dem Landeshauptarchiv Magdeburg handelt und die Originale im Staatsarchiv Ludwigsburg vorliegen, sind sie der Forschung aber bereits bekannt. Band 17 hingegen enthält etliche Urkunden zu offenbar recht langwierigen Streitigkeiten zwischen den Grafen von Hohenlohe und der Stadt Speyer um den Nachlass des Speyerer Bürgers Jakob von Nürnberg, die sich von 1464 bis 1473 hinzogen; da auch die Reichsstadt Heilbronn involviert war, wird sie ebenfalls mehrfach erwähnt. Ansonsten sind sporadisch einzelne Adelige aus der Region wie Georg von Bebenburg oder Konrad von Berlichingen genannt.

Daniel Stihler

Andreas Zieger, Das Matrikelbuch des Haller Gymnasium Illustre (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 13), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 2000. 223 S., Abb.

Das 1655 gegründete „Gymnasium Illustre“ war die bedeutendste Bildungseinrichtung der Reichsstadt Schwäbisch Hall und entwickelte eine bemerkenswerte Anziehungskraft weit über die Grenzen der Stadt und ihre nähere Umgebung hinaus. Die im „Claßgebäude“ am Chor von St. Michael angesiedelte Schule hat bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1811 einen bemerkenswerten Bildungsgrad der (männlichen) Bevölkerung der Reichsstadt bewirkt – auch mancher Handwerker hat hier Latein gelernt – und einige bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht; am Ende ihrer Geschichte stand sie unter der Leitung des berühmten Germanisten und Nordisten Friedrich David Gräter.

Die Matrikel (jährlich angelegte Schülerverzeichnisse) haben sich für fast den gesamten Zeitraum des Bestehens erhalten und werden im vorliegenden Band ediert; sie wurden um Erklärungen zur Schule, zur Unterrichtserteilung und anderem sowie Orts- und Personenregister ergänzt.

So liegen hier wertvolle Informationen zur Geschichte des Gymnasiums sowie zur Bildungs-, Sozial- und Familiengeschichte vor. Schon ein Durchblättern zeigt, in wie starkem Maß Schwäbisch Hall eine „Bildungsmetropole“ war: Die Schüler stammten nicht nur aus der Stadt und dem Umland, sondern auch aus den hohenlohischen Fürstentümern, dem Limpurger Land, sogar dem Herzogtum Württemberg und dem heutigen Nordbaden. So hat dieses in jahrelanger, mühevoller Arbeit entstandene Werk nicht nur über die engere Haller Stadtgeschichte hinaus seine Bedeutung.

Daniel Stihler

13. Weitere Neuerscheinungen

Herta Beutter, Armin Panter (Hrsgg.), Impressionen aus Hohenlohe. Ansichten aus Schwäbisch Hall und seiner Umgebung von Johann Friedrich Reik (1836–1904). Schwarz-Weiss-Photographien von Roland Bauer. [Katalog zur Ausstellung im Hällisch-Fränkischen

Museum Schwäbisch Hall], Schwäbisch Hall (Hällisch-Fränkisches Museum) 1999. 240 S., zahlr. Abb.

Aufwendig gestalteter Katalog zur Ausstellung des Hällisch-Fränkischen Museums über das Werk des Malers Johann Friedrich Reik, dessen Arbeiten v. a. Gebäude und Stadtbild von Schwäbisch Hall und Umgebung im 19. Jahrhundert dokumentieren. Den alten Ansichten sind aktuelle Bilder des Fotografen Roland Bauer gegenübergestellt. *Daniel Stihler*

Auf dem Weg in die Zukunft. Die Freiwillige Feuerwehr Schwäbisch Hall blickt zurück auf 150 Jahre, Schwäbisch Hall (Freiwillige Feuerwehr) 1997. 167 S., zahlr. Abb.

Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der Schwäbisch Haller Feuerwehr mit Darstellungen und Analysen zur derzeitigen Lage und einer vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichenden Geschichte des Feuerlöschwesens der ehemaligen Reichsstadt. *Daniel Stihler*

Erwin Biermann, Wolfgang Schmierer, Gerhard Taddey (Bearbb.), Israelitische Oberkirchenbehörde im Königreich Württemberg. Inventar des Besands E 212 im Staatsarchiv Ludwigsburg (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Staatsarchiv Ludwigsburg, Serie C; H. 2), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1996. 119 S.

Der Aktenbestand der von 1832 bis 1924 bestehenden Behörde enthält zahlreiche Quellen zur Geschichte des Judentums in Württembergisch Franken. *Daniel Stihler*

Malte Bischoff (Bearb.), Archiv der Freiherren von und zu Thannhausen (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Bd. 24), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1998. 126 S., Abb.

Das Repertorium zum im Staatsarchiv Ludwigsburg deponierten Archiv der Adelsfamilie, deren Besitz im wesentlichen den Ort Tannhausen (Lkr. Aalen) umfasste und somit den Rand des Vereinsgebiets berührt. *Daniel Stihler*

Alexander Brunotte, Raimund J. Weber (Bearbb.), Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Inventar des Bestandes C 3, Bd. 4: I-M (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Bd. 46/4; Inventar der Akten des Reichskammergerichts; Nr. 16), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2000. 839 S.

Alexander Brunotte, Raimund J. Weber (Bearbb.), Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Inventar des Bestandes C 3, Bd. 5: N-R (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Bd. 46/5; Inventar der Akten des Reichskammergerichts; Nr. 16), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2001. 753 S.

Die beiden sorgfältig erarbeiteten Repertorien erschließen einen weiteren Teil des in seiner Bedeutung kaum zu überschätzenden Stuttgarter Reichskammergerichts-Bestandes; enthalten sind wieder zahlreiche vielfach bislang unbekannte Dokumente zur Geschichte des Raums Württembergisch Franken. *Daniel Stihler*

Lorenz Fries, Chronik der Bischöfe von Würzburg 742–1495, Bd. 4: Von Sigmund von Sachsen bis Rudolf II. von Scherenberg (1440–1495). Bearbeitet von Ulrike Grosch, Christoph Bauer, Harald Tausch, Thomas Heiler, Würzburg (Ferdinand Schöningh) 2002. 314 S. Mit diesem Band liegt der gesamte Text der Würzburger Bischofschronik des Lorenz Fries, die auch eine wichtige Geschichtsquelle für die Region ist, in einer modernen, wissenschaftlichen Edition vor. Der abschließende fünfte Band mit dem Register und einer Abhandlung über die Wappendarstellungen soll 2004 folgen. *Daniel Stihler*

Willi Glasbrenner, Schlitzöhrige Eisenbahner-Geschichten. Mit Zeichnungen von Siegfried Wagner, Crailsheim (Robert Baier) 1997. 72 S.

Sammlung von Geschichten und Anekdoten um Eisenbahn und Eisenbahner in Crailsheim.

Daniel Stihler

Claudia Gollor-Knüdeler, Christian Schweizer, Murrhardt, Stuttgart (Silberburg) 2002. 71 S., zahlr. Abb.

Ein dreisprachiger (deutsch, englisch, französisch) Bildband mit schönen, stimmungsvollen Aufnahmen von Murrhardt, seinen Sehenswürdigkeiten und seiner Umgebung, der Lust zum Spazieren gehen und Wandern macht. Beigefügt ist ein knapper Abriss der Ortsgeschichte.

Daniel Stihler

Claudia Gollor-Knüdeler, Bernhard Drixler, Der Schwäbisch-Fränkische Wald, Stuttgart (Silberburg) 2002. 99 S., zahlr. Abb.

Dieselbe Aufmachung wie das Buch über Murrhardt weist auch dieser Band auf, der eine fotografische Reise durch den Schwäbisch-Fränkischen Wald und die angrenzenden Städte wie Winnenden, Öhringen, Waldenburg, Schwäbisch Hall, Gaildorf, Lorch, Schwäbisch Gmünd und Schorndorf bietet. Dasselbe Lob wie im Murrhardt-Band verdienen auch hier die schönen Farbaufnahmen.

Daniel Stihler

Sonja Hosseinzadeh, Nur Trümmerfrauen und Amiliebchen? Stuttgarterinnen in der Nachkriegszeit. Ein geschichtliches Lesebuch, Stuttgart (Silberburg) 1998. 157 S., Abb.

Auf zahlreichen Zeitzeugeninterviews beruhende Darstellung des Alltagslebens von Stuttgarter Frauen zwischen 1943 und 1953; Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung.

Daniel Stihler

Andreas Maisch, Gelbingen 1248–1998. Bilder zur Ortsgeschichte, Horb (Geiger) 1998. 96 S., zahlr. Abb.

Bildband zu Geschichte von Gelbingen und Erlach, heute Teilgemeinden von Schwäbisch Hall.

Daniel Stihler

Hans-Martin Maurer, Stephan Molitor, Peter Rückert (Bearbb.), Übersicht über die Bestände des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Altwürttembergisches Archiv (A-Bestände) (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Bd. 32), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1999 (2., erweiterte Aufl.), 254 S.

Überarbeitete Neuauflage der Übersicht von 1975; enthalten sind auch zahlreiche Bestände mit Quellen zur Geschichte Württembergisch Frankens, etwa die Akten zu den „auswärtigen Beziehungen“ zur Reichsstadt Schwäbisch Hall im Bestand A 144.

Daniel Stihler

Thomas Meyer, Die Fayence-Manufaktur des Johann Mathäus Brabeck in Bad Mergentheim 1785–1798, Frankfurt a. Main (Selbstverl. d. Verfassers) 1996. 180 S., Abb.

Erste umfassende Darstellung der durch den aus Brunn in Mähren stammenden Fayencier Johann Mathäus Brabeck gegründete Bad Mergentheimer Fayence-Manufaktur mit Ausblicken auf andere Gründungen dieser Art, u. a. in Crailsheim.

Daniel Stihler

Karin de la Roi-Frey, Frauenleben im Biedermeier. Berühmte Besucherinnen bei Justinus Kerner in Weinsberg, Leinfelden-Echterdingen (DRW) 1998. 144 S., Abb.

Ein ansprechender, lesenswerter Band mit Biografien von Sophie Schwab (1795–1865), der Ehefrau von Gustav Schwab, Friedrich Schillers ältester Tochter Karoline Schiller (1799–1850), Agnese Schebest (1813–1870), Sängerin und Ehefrau von David Friedrich Strauß, der Reiseschriftstellerin Emma von Suckow (1807–1876) und Charlotte Gmelin (1812–1889), „Beinahe“-Ehefrau Nikolaus Lenau.

Daniel Stihler

Sabine Schnell (Bearb.), Württembergisches Ministerium des Innern Abteilung III: Polizeiwesen. Inventar des Bestands E 151/03 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Serie B Hauptstaatsarchiv Stuttgart; H. 3), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2000. 353 S.

Das Repertorium zu diesem einen Zeitraum von ca. 1808 bis 1945 umfassenden Aktenbestands nennt zahlreiche Quellen für den Raum Württembergisch Franken, z. B. über die Oberamtsgefängnisse und das Ortspolizeiwesen. Teilweise findet sich hier auch eine Gegenüberlieferung zu vor Ort verlorenen Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus.

Daniel Stihler

Christhard Schrenk, Hubert Weckbach, Susanne Schlösser, Kirchhausen – wie es einmal war: Das alte Ortsbild in Fotografien 1877–1945. Mit einem Beitrag zur Ortsgeschichte von Rudolf Mayer (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn; Bd. 37), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1995. 170 S., zahlr. Abb.

Bildband zur Geschichte der 1972 nach Heilbronn eingemeindeten Ortschaft.

Daniel Stihler

Christhard Schrenk (Hrsg.), Heilbronn 3-dimensional. Stadtperspektiven im Wandel. Mit 3-D-Aufnahmen und einem Textbeitrag von Manfred Kirschner (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn; Bd. 31), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 2000. 104 S., zahlr. Abb.

Ein Bildband der ungewöhnlichen Art – aktuelle 3-D-Aufnahmen und historische Fotos dokumentieren die Veränderungen im Stadtbild Heilbronnns. Mit beiliegender 3-D-Brille.

Daniel Stihler

Wulf Segebrecht (Hrsg.), Tübinger Epicedien zum Tod des Reformators Johannes Brenz (1570) (Beiträge zur deutschen Literatur; Bd. 24), Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien (Peter Lang) 1999. 262 S., Abb.

Zum Tode des württembergischen Reformators Johannes Brenz erschien 1570 eine Leichenpredigt mit einem Anhang von 22 Gedichten u. a. von Martin Crusius und Nikodemus Frischlin, die hier ediert und vor ihrem biografischen, literaturgeschichtlichen, theologischen und historischen Hintergrund analysiert, kommentiert und erläutert werden.

Daniel Stihler

Dieter Thoma, Die Revolution 1848/49 im Badischen Main-Tauber-Raum mit lokalspezifischem Anhang für die Stadt Boxberg (mit Dainbach), Boxberg (Stadt Boxberg) 1999. ca. 200 nnum. S.

Manuskript eines Vortrages zur Revolution 1848/49 im badischen Main-Tauberkreis mit einem Dokumentenanhang zum Geschehen in der Stadt Boxberg, v. a. zur Unterdrückung der Revolution und der Verfolgung ihrer Vertreter

Daniel Stihler

Dieter Thoma, Notizen zur 650-Jahr-Feier Lengenriedens, Boxberg (Stadt Boxberg) 1997. 125 S.

Geschichte des zur Stadt Boxberg gehörenden Ortes mit umfangreichen, kommentierten Quellenausügen.

Daniel Stihler

Karl Friedrich Wengert, Fritz Werner. Ein Komponist in unserer Zeit. Werkverzeichnis (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 47), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1999. 136 S., zahlr. Abb.

Werkverzeichnis und biografische Skizze des in Berlin geborenen Kirchenmusikers, Chorleiters und Komponisten Fritz Werner (1898–1977), der von 1946 bis zu seinem Tod in Heil-

bronn lebte und wirkte. Sein im vorliegenden Band erschlossenes Werk umfasst 134 Titel, zu dem Chorwerke, Liederzyklen, Kammermusik, Kompositionen für Orchester, Orgel und Klavier gehören. Der Nachlass wird vom Stadtarchiv Heilbronn aufbewahrt. *Daniel Stihler*

Claudia Wieland, Peter Müller (Bearbb.), Hospital Tauberbischofsheim 1333–1965. Inventar des Bestands LRA 50 im Archiv des Main-Tauber-Kreises (Inventare der Nicht-staatlichen Archive in Baden-Württemberg; Bd. 27), Stuttgart (W. Kohlhammer) 2000. 472 S.

Repertorium zum Archiv des im heutigen Kreiskrankenhaus aufgegangenen, 1354 erstmals erwähnten Hospitals von Tauberbischofsheim. Der im Kreisarchiv des Main-Tauber-Kreis verwahrte, bereits 1333 einsetzende Bestand gehört zu den ältesten und bedeutendsten Archiven des Landkreises und umfasst 91 Urkunden sowie 1611 Bände und Akten.

Daniel Stihler

Anni Willmann, Warum in die Ferne schweifen... Baden-Württemberg liegt nah. Aus meiner Reisechronik, Leinfelden-Echterdingen (DRW-Verlag) 1999. 158 S. zahlr. Abb.

Der vorliegende Band enthält eine Sammlung von Essays der 1998 verstorbenen Journalistin, die über viele Jahre hinweg in der „Stuttgarter Wochenzeitung“ erschienen. Enthalten sind u. a. Portraits von Schwäbisch Hall, der Comburg, Bad Mergentheim, der Region Hohenlohe insgesamt, der Residenzstädten der Region sowie die Beschreibung einer „schwäbisch-fränkischen Weinreise“.

Daniel Stihler

Karl-Heinz Wüstner, August Karl Wörner, Akanthusblatt und Tulpenblüt'. Bemalte Möbel aus der Schreinerei Wörner aus Fichtenberg im Limpurger Land. Begleitheft und Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung im Rößler-Museum Untermünkheim vom 5. Mai bis 14. Juli 2002, Untermünkheim (Kultur- und Förderverein Rößlermuseum Untermünkheim e. V.) 2002. 60 S., Abb.

Gemäß dem Ziel des Rößler-Museums, über die Untermünkheimer Werkstätten hinaus die Geschichte der alten Hohenloher Möbel und ihrer Hersteller zu erforschen, wird im vorliegenden Heft die Geschichte der seit 1745 bestehenden Schreinerei Wörner in Kirchberg, ihrer Produkte und ihres Dekorationsstils nachgezeichnet.

Daniel Stihler

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in den Jahren 2001 und 2002

Das Jahrbuch 2002 (Band 86) ist als Festschrift für Herrn Prof. Dr. Gerhard Taddey erschienen und enthält deshalb keinen Vereinsbericht. Wir fassen im Folgenden die Vorgänge der Jahre 2001 und 2002 in fortlaufender Berichterstattung zusammen.

1. Mitglieder

Am 1. Januar 2001 hatte der Verein	1.135 Mitglieder
Austritte und Sterbefälle 2001	42 Mitglieder
Austritte und Sterbefälle 2002	59 Mitglieder
Neueintritte 2001	24 Mitglieder
Neueintritte 2002	18 Mitglieder
Mitgliederstand am 31. Dezember 2002	1.076 Mitglieder
Der Mitgliederbestand hat sich also knapp gehalten.	

2. Jahreshauptversammlung 2001 und 2002

Sowohl am Tag der Hauptversammlung in Langenburg, dem 5. Mai 2001, als auch am 4. Mai 2002, als wir in Ingelfingen tagten, herrschte wolkenverhangenes, regnerisches, kühles Wetter. Es waren in Langenburg ca. 50 Teilnehmer und in Ingelfingen ca. 30 erschienen. S. D. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg hat uns den Jahreszeiteusaal in Schloss Langenburg zur Verfügung gestellt, ein Schmuckstück aus der Renaissance. Die Stadt Ingelfingen lud ein in den „Schwarzen Hof“, ein Adelspalais aus der gleichen Stilepoche. In Langenburg hielt Herr Prof. Gerhard Taddey den Festvortrag über „Die Erhebung der Grafen Hohenlohe in den Fürstenstand“. Nach der Versammlung fand eine Führung durch die Kapelle und die Repräsentationsräume des Schlosses statt. In Ingelfingen referierte Herr Dr. Michael Goer vom Landesdenkmalamt über die Restaurierung des „Schwarzen Hofes“, die sich über rund drei Jahre (1998–2001) erstreckte, wodurch die Stadt Ingelfingen ein stilvolles Kultur- und Vereinshaus erhalten hat. Nach seinem Vortrag führte uns der Referent durch die Räume des Palais und demonstrierte interessante Details der Sanierungsarbeiten. Eine Führung durch das Muschelkalkmuseum Hagdorn durch Herrn Dr. Hans Hagdorn beschloss das Programm.

3. Aktivitäten des Historischen Vereins

Das Jahr 2001 fing recht lebhaft an mit dem sogenannten „Logo-Streit“. Die Stadtverwaltung hatte die löbliche Absicht, das Erscheinungsbild von Schwäbisch Hall nach außen hin zu modernisieren. Insbesondere sollte das Stadtwappen geändert werden. Es gab einige Zeitungsbeiträge, Interviews und Leserbriefe, und wir haben uns mit einem Gastkommentar im Haller Tagblatt vom 11. Januar 2001 eingeschaltet. Das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, auf dessen Zuständigkeit für die Änderung von Stadtwappen wir hingewiesen haben, hat zwar

den Entwurf für das neue Wappen nicht direkt beanstandet. Die zurückhaltende Stellungnahme der Referentin hat aber doch wesentlich zu einer Sinnesänderung beigetragen. Der ursprüngliche Entwurf der Verwaltung wurde nochmals abgeändert und in der Sitzung des Gemeinderates vom 26. April 2001 genehmigt. Uns ging es hauptsächlich darum, den im ersten Entwurf vorgestellten „Propeller“ im oberen Feld des Wappens wieder zurückzuführen auf das alte christliche Kreuz, wie es zu allen Zeiten auf den in Hall geprägten Münzen und vielen Versionen des Stadtwappens geführt worden ist (vgl. auch die Monographie von Dr. Dr. Wilhelm Pfeifer „Wappen, Siegel und Fahne der Stadt Schwäbisch Hall“, Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e. V., 1975).

Am 20. Juli 2001 fand die feierliche Eröffnung des dritten Bauabschnitts des Hällisch-Fränkischen Museums in Schwäbisch Hall statt. Hierauf geht der Arbeitsbericht des Hällisch-Fränkischen Museums unter Ziffer 8 näher ein. Frau Dr. Isabella Fehle, die zum 1. Februar 2001 als Direktorin an das Pfälzische Landesmuseum Mainz übergewechselt ist, haben wir für ihre Arbeit bei der Leitung des Hällisch-Fränkischen Museums gedankt und ihr Erfolg in ihrem neuen größeren Wirkungskreis gewünscht. Nach ihrem Ausscheiden ging die Führung des Hällisch-Fränkischen Museums an Herrn Dr. Armin Panter als kommissarischen Leiter über. Er hat die turbulente Abschlussphase der Erweiterung des Hällisch-Fränkischen Museums bereits mit Bravour gemeistert.

Frau Dr. Elisabeth Grünenwald aus Nördlingen, die den Historischen Verein für Württembergisch Franken hinsichtlich des bildhauerischen Werkes von Leonhard Kern (1588–1662) mehrfach wissenschaftlich beraten hat, wurde am 12. Oktober 2001 mit dem Rieser Kulturpreis ausgezeichnet. Wir haben ihr beim Festakt unsere Glückwünsche persönlich überbracht.

Die schwere Finanzkrise, die mit der Ankündigung des ersatzlosen Wegfalls der Gewerbesteuerzahlungen der größten Haller Unternehmen, insbesondere der Bausparkasse Schwäbisch Hall AG, im September 2001 lawinenartig über die Stadt Schwäbisch Hall hereinbrach, war für den Rest des Jahres 2001 und die folgende Zeit ein von Sorgen beladenes Dauerthema. Alle Kulturträger in der Stadt, gleichgültig ob es sich um Einrichtungen der Verwaltung oder um selbstständige Vereinigungen handelt, leiden unter der lähmenden Atmosphäre. Die Sorgen unseres Vereins konzentrieren sich vor allem auf das Hällisch-Fränkische Museum, dessen Mitträger wir sind.

Dank einer Initiative des Architekten Werner Schuch und der Kunsthistorikerin Ariane Haack-Kurz, beide Schwäbisch Hall, wurde der „Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum e. V.“ gegründet. Die Gründungsversammlung fand statt am 13. Dezember 2001. Die Eintragung in das Vereinsregister Schwäbisch Hall datiert vom 20. März 2002 (Registernummer VR 742). Die Gründung des jungen Vereins erfolgte im Einvernehmen mit dem Vorstand des Historischen Vereins für Württembergisch Franken; die Satzung stammt aus der Feder seines Vorsitzenden und ist sozusagen mit unserer Vereinssatzung eng verwandt. Der Historische Verein und der Förderkreis ziehen im übrigen an einem Strang, wobei die Unterschiede in der Arbeit beider Vereine mehr in der Art und im Stil ihrer Aktivitäten zu finden sein werden: Während der Historische Verein weitgehend auf die sachliche Arbeit an der Geschichte unserer Region fixiert ist, spricht der Förderkreis das Publikum persönlich an und dürfte mit seinen Veranstaltungen dem Bereich, den man heute unter „Eventkultur“ versteht, wesentlich näher sein.

Am 5. Dezember 2002 wurde Band 86 unseres Jahrbuches als Festschrift für Herrn Prof. Dr. Gerhard Taddey in der Hospitalkirche in Schwäbisch Hall der Öffentlichkeit präsentiert. Gleichzeitig wurde das erste Exemplar der Festschrift in feierlichem Rahmen an den Jubilar übergeben. Er bedankte sich mit einem Referat zu neuesten archivalischen Funden,

die das Gebiet um die Stadt Niedernhall betreffen. Die Festschrift enthält 33 wissenschaftliche Beiträge und hat als Jahrbuch mit über 680 Seiten einen ungewöhnlichen Umfang erreicht.

4. Schöntaler Tage

Die Schöntaler Tage 2001 fanden statt vom 24. bis 27. Mai im Bildungshaus Kloster Schöntal. Diesmal war es eine Gemeinschaftsveranstaltung der Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg e. V. (GMG) und des Historischen Vereins. An der Organisation der Veranstaltung war Herr Ltd. Regierungsdirektor a. D. Albert Rothmund maßgeblich beteiligt. Das Thema aus Mörikes Werken „Frühling lässt sein blaues Band...“ umfasste „Das Lied im deutschen Südwesten vom 18. Jahrhundert bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Die Referate waren streng musikwissenschaftlich ausgerichtet. Hervorzuheben ist der Vortrag von Prof. Dr. Hartmut Schick, Universität München, über Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), den berühmten Häftling auf dem Hohen Asperg. Sein Lied von der Forelle, dessen Intonation uns später in einem der Sätze des Forellenzwischenquintetts von Franz Schubert wieder begegnet, ist die verschlüsselte Geschichte seiner Gefangennahme durch die Dragoner des württembergischen Herzogs Karl Eugen. Schubart hatte sich unvorsichtigerweise von einem württembergischen Zöllner in Blaubeuren, also auf württembergischem Boden, zum Abendessen einladen lassen und wurde dort verhaftet. Weitere Vorträge befassten sich mit den Kompositionen von Johann Rudolph Zumsteeg (1760–1802), Emilie Zumsteeg (1796–1857), Conradin Kreuzer (1780–1849), Karl Maria von Weber (1786–1826), Friedrich Silcher (1789–1860), Annette von Droste Hülshoff (1797–1848), Louis Hetsch (1806–1872) und Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866). Den Vortrag von Herrn Prof. Dr. Harald Krebs, Kanada, über Josefine Lang (1815–1880) begleitete seine Ehefrau mit einigen Liedvorträgen; das Paar erfreute die Tagungsteilnehmer am Sonntagmorgen erneut mit Liedern mit Klavierbegleitung. Zwei abendliche Konzertveranstaltungen in Öhringen und Schöntal sowie ein Orgelkonzert in Amorbach und eine vom Chor gesungene Messe beim katholischen Sonntagsgottesdienst in Schöntal rundeten das Vortragsprogramm weiter musikalisch ab. Die wissenschaftliche Leitung der Tagung durch Herrn Prof. Schmid von der Universität Tübingen und die Begleitung der ganzen Veranstaltung durch den Vorsitzenden der GMG, Herrn Hermann Fünfgeld, vermittelten dieser Tagung ein ganz ausgezeichnetes Niveau. Der Tagungsbericht wird in Buchform veröffentlicht werden.

5. Schrifttum

Als Band 84 in der Reihe „Forschungen aus Württembergisch Franken“ erschien die Dokumentation über die Schöntaler Tage 1998 „Unter Beobachtung der heiligen Regel, Zisterziensische Spiritualität und Kultur im baden-württembergischen Franken“ (21. bis 24. Mai 1998). Herausgeber ist Herr Dr. Dieter R. Bauer, Akademiereferent der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Der Band enthält acht der auf der Tagung gehaltenen Referate, teilweise mit schönen Illustrationen und weiter eine Einführung des Herausgebers. Das Buch wurde am 7. Juni 2002 in Kloster Schöntal der Öffentlichkeit vorgestellt.

In der Forschungsreihe stehen nunmehr noch drei Bände aus. Die Dokumentation über die Schöntaler Tage 1999 „Zum Ewigen Gedächtnis“ wird im Laufe des Monats Februar 2003 zur Auslieferung kommen; Termin für die öffentliche Präsentation ist der 21. März 2003. Der Band über die Schöntaler Tage 2001 „Frühling lässt sein blaues Band... Das Lied im deutschen Südwesten im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ be-

findet sich weiterhin in Vorbereitung durch die musikwissenschaftliche Tagungsleitung. Sehr erfreulich ist die Tatsache, dass sich auch die Monographie von Vera Schneider über den Forchtenberger Bildhauer Michael Kern (1580–1649) auf dem besten Weg zur Veröffentlichung befindet. Der Streit zwischen der Autorin und der Stadt Forchtenberg in zwei Gerichtsinstanzen, der die redaktionelle Arbeit an der Monographie blockiert hatte, konnte schließlich mit einer schriftlichen Vereinbarung vom 5./11. Juni 2001 beigelegt werden. Einige Änderungen der Arbeit haben zu einer weiteren Verzögerung des Erscheinens dieses Buches geführt. Mit der Fertigstellung und Veröffentlichung darf jedoch noch im laufenden Jahr 2003 gerechnet werden.

Am 21. März 2002 wurde in einer öffentlichen Buchpräsentation im Neuensteiner Rathaus die „Gesamtübersicht über die Bestände des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein“ vorgestellt. Zu der Veranstaltung, in der die Veröffentlichung als Ergebnis jahrelanger akribischer Arbeit der Archivmitarbeiter gewürdigt wurde, waren zahlreiche prominente Besucher gekommen. Das Hohenlohe-Zentralarchiv verwahrt neben dem Archiv des Gesamthauses Hohenlohe neun Linienarchive der Fürsten Hohenlohe. Die Gesamtübersicht listet die in mehr als 150 Bestände gegliederten Archivkörper auf und beschreibt deren Inhalt. Somit ist sie für alle, die sich mit der Geschichte der hohenlohischen Landesteile von württembergisch Franken befassen, ein unentbehrliches Handwerkszeug.

Am 17. Juli 2001 fand in Crailsheim die Präsentation des Werkes „Hexenverfolgung im Markgrafentum Brandenburg – Ansbach und in der Herrschaft Sugenheim“ der Autoren Traudl Kleefeld, Hans Gräser und Gernot Stepper statt. Herausgeber sind der Historische Verein für Mittelfranken (Band 15 der mittelfränkischen Studien, erschienen im Selbstverlag dieses Vereins), der Historische Verein für Württembergisch Franken (Band 19 der Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in württembergisch Franken) und der Crailsheimer Historische Verein. Das Buch bringt insbesondere mit der umfangreichen Aufarbeitung spätmittelalterlicher Prozessakten Licht in eine düstere Geschichte von Justizirrtümern, zeigt aber andererseits auch anhand mehrerer Verfahren auf, wie es durch die Beachtung strafprozessualer Vorschriften der *Constitutio Criminalis Carolina* zu Freisprüchen oder Verfahrenseinstellungen kommen konnte.

Als Band 21 der Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in württembergisch Franken erschien im Baier Verlag, Crailsheim, die Schrift „Feste und Bräuche der Hohenloher“ von Otto Ströbel. Die Buchpräsentation fand am 11. Juni 2002 im Freilandmuseum Wackerhofen statt. Der Autor referiert über das alte Brauchtum der Landbevölkerung, das längst in Gefahr geraten ist, vergessen zu werden. Aus seiner Beobachterposition als Lehrer an den ländlichen Schulen protokolliert er lebendige Eindrücke aus dem damaligen Geschehen.

Ein weiterer Beitrag zur gleichen Publikationsreihe ist der ebenfalls im Baier Verlag erschienene Band „Einst Feinde – heute Freunde“ von Charles Miles und Felix Pfaeffe (Band 20). Die Autoren waren am Ende des Zweiten Weltkriegs im militärischen Einsatz, Miles in der US-Armee und Pfaeffe in der deutschen Wehrmacht. Der Zufall brachte sie im April 2001 in den USA zusammen. Sie dokumentieren in diesem Band mit Unterstützung von Frau Donna Eichstaedt, Professorin an der Universität von Las Cruces, New Mexico, die damaligen Kampfhandlungen aus ihrer Sicht.

6. Vortragsveranstaltungen

24. Januar 2001, Prof. Dr. Philippe Alexandre, Friedrich Naumann und Frankreich.

7. Februar 2001, Prof. Volker Schaible, Das Panorama der Schlacht bei Murten von Louis Braun – Restaurierung und Wiederaufbau.

7. März 2001, Stefan Walter Römmelt, Erasmus Neustetter, Ein Humanist auf der Comburg.
10. Oktober 2001, Dr. Vera Schneider, Der Bildhauer Michael Kern (1580–1649), Vortrag mit Lichtbildern.
7. November 2001, Albrecht Bedal, Alte Häuser im Bereich der Löwenbrauerei und Kunsthalle Würth in Schwäbisch Hall.
5. Dezember 2001, Hertha Beutter, Die Künstlerfamilie Kern in Forchtenberg Das Alltagsleben in einer hohenlohischen Kleinstadt zu Beginn des 17. Jahrhunderts.
6. Februar 2002, Kerstin Hopfensitz M. A., 100 Jahre Frauenleben in Hall und der Region – Ergebnisse aus der Geschichtswerkstatt „Frauenleben im Wandel“.
6. März 2002, Dr. Heike Krause, Haller Diakonissen im Ersten Weltkrieg.
9. Oktober 2002, Andreas Deutsch, Das Ende der Reichsstadt Hall vor 200 Jahren, Vortrag mit Lichtbildern.
6. November 2002, Dr. Hans-Peter Müller, Antisemitismus im Königreich Württemberg 1871 bis 1914.
4. Dezember 2002, Ariane Haack-Kurz, Marie Sieger – Leben und Wirken einer Künstlerin aus Hohenlohe Anfang des 20. Jahrhunderts, Vortrag mit Lichtbildern.

7. Exkursionen

Am 21. September 2002 unternahmen wir gemeinsam mit dem Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum eine Exkursion nach Murten/Schweiz. Als Teil der „EXPO 2002“ war im See vor der Uferpromenade des Städtchens ein großer metallischer Würfel aufgebaut, in dessen Hauptgeschoss wir das Panorama der Schlacht bei Murten (1476) des Schlachtenmalers Louis Braun besichtigen konnten. Die Geschichte dieser Schlacht, in der der Burgunderherzog Karl der Kühne von den Truppen der Schweizer Eidgenossen geschlagen wurde, ist eines der identitätsbegründenden Ereignisse des Landes. Das in seinen Dimensionen riesige Gemälde (ca. 10 m hoch und auf der Peripherie des Kreises ca. 100 m lang) zeigt mit den zahlreichen ineinander übergehenden dramatischen Kampfsituationen jeden Betrachter in seinen Bann. Trotz der langen Fahrstrecke war die Exkursion für alle Teilnehmer ein lohnendes Erlebnis.

8. Arbeitsbericht 2001/2002 für das Hällisch-Fränkische Museum

Zum Hällisch-Fränkischen Museum

Zwei Ereignisse bestimmten 2001 das Geschehen im Hällisch-Fränkischen Museum: Die Fertigstellung des dritten und letzten Bauabschnittes, der Stadtmühle, und der nahezu vollständige Rückgang der Gewerbesteuern in Schwäbisch Hall.

Am 20. Juli 2001 eröffneten die Stadt Schwäbisch Hall und der Historische Verein für Württembergisch Franken gemeinsam den letzten Bauabschnitt des Hällisch-Fränkischen Museums. Als Festredner sprachen Herr Dr. Walter Döring, Wirtschaftsminister und stellv. Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, und Herr Michel Friedmann, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland.

Mit der Eröffnung der Stadtmühle sind Ausbau und Einrichtung des Hällisch-Fränkischen Museums abgeschlossen. Der bisherige Ausstellungsbereich wurde um ca. 1300 Quadratmeter auf insgesamt 3300 Quadratmeter erweitert. Sieben neue Abteilungen sind hinzugekommen. Die Darstellung der Stadtgeschichte des 19. und des 20. Jahrhunderts bildet den größten zusammenhängenden Block. Beginnend mit der Französischen Revolution, wird

die Entwicklung Halls vom Ende der Reichsstadtzeit bis zur Gegenwart anhand von einzelnen Themenbereichen nachgezeichnet. Dank der über 150jährigen Sammeltätigkeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken standen hierfür aussagekräftige und qualitativ hochwertige Objekte zur Verfügung, wie sie in vergleichbaren Städten in der Fülle kaum mehr vorhanden sind.

Darüber hinaus wurden Abteilungen zu einzelnen Sonderthemen eingerichtet. Der Haller Kunst des 19. Jahrhunderts mit Schwerpunkt Louis Braun, dem bedeutendsten deutschen Panoramamaler seiner Zeit, ist ein eigener Raum gewidmet. Großzügig wurde dem Bereich „Hall und das Salz“ Platz eingeräumt. Mehrere Modelle veranschaulichten die sich wandelnden Methoden der Salzgewinnung aus Sole und machen so die unterschiedlichen Exponate rund um die Saline erst verständlich. Die Vorstellung der „Freilichtspiele Schwäbisch Hall“ und verschiedener Puppenbühnen ergaben eine bunt-schillernde Abteilung. Von internationaler Bedeutung ist die Abteilung „Jüdisches Leben“, in der eine Laubhütte von 1882 und die Synagogenvertäfelung des Eliezer Sussmann von 1738/39 zu sehen sind. Die bemalten Holzpaneele aus Unterlimpurg gelten als das bedeutendste Judaicum Deutschlands! Bei der Einrichtung der Stadtmühle wurde versucht, trotz Mittelkürzungen noch während der letzten Ausbauphase dem Standard eines modernen Museums zu entsprechen. Dem Besucher stehen in verschiedenen Bereichen Zusatzinformationen in Form von Texten und abrufbaren Medieneinheiten zur Verfügung. In der Abteilung „Jüdisches Leben“ ermöglicht ein PC mit Internetanschluss den Abruf aktueller jüdischer Seiten.

Mit über 45 745 Besuchern (im Vorjahr 37 691) wurde im Jahr der Eröffnung der Stadtmühle eine Rekordzahl erreicht.

Folgende Sonderausstellungen wurden 2001 seit Erscheinen des letzten Jahrbuches gezeigt: Im Rahmen des übergreifenden Projekts der Kulturschaffenden der Stadt Schwäbisch Hall „Deutsche Begegnungen in Schwäbisch Hall – Geschichte und Gegenwart der Deutschen aus Russland“ erarbeitete das Hällisch-Fränkische Museum gemeinsam mit einer Gruppe Russlanddeutscher die Ausstellung „Schicksalswege der Deutschen aus Russland“. In diesem Zusammenhang wurden mehrere Lebensberichte von Russlanddeutschen gesammelt, die veröffentlicht werden sollten, jedoch aus Geldmangel bisher noch nicht gedruckt wurden.

Ein buntes Rahmenprogramm und Vorträge sowie mehrere kleinere Ausstellungen rundeten das Projekt ab.

„Räume und Relikte, Raum und Zeit“ war der Titel einer Sonderausstellung mit Fotoarbeiten der Haller Künstlerin Marion Reuter. Über die Jahreswende stand die Ausstellung „Engel der Völker – Grenzgänger zwischen Himmel und Erde“. Gezeigt wurde eine Auswahl von ca. 200 Engelsfiguren aus aller Welt, die die Sammlerin Maud Pohlmeier aus Hamburg dem Museum zu Verfügung stellte.

Das Jahr 2002 stand ganz im Zeichen der Finanzkrise der Stadt Schwäbisch Hall. Auf Grund des Wegfalls der Gewerbesteuern der Bausparkasse Schwäbisch Hall fehlten im städtischen Haushalt ca. 60 Millionen Euro. Trotz der Flächenerweiterung durch den Ausbau der Stadtmühle wurde dem Museum Personal abgezogen und die verfügbaren Mittel um ca. 50 % gekürzt. Seit April 2002 kostet der Eintritt ins Museum 2 Euro, dennoch war kein Rückgang zu verzeichnen. 45 060 Besucher wurden 2002 gezählt. Sowohl der laufende Betrieb als auch das Programm der Sonderausstellungen konnten trotz der Mittelkürzungen weitergeführt werden.

In Kooperation mit dem Landfrauenverband Württemberg-Baden e. V. und den Kreislandfrauen Schwäbisch Hall erarbeitete das Museum gemeinsam mit einer Gruppe von 37 Landfrauen die Sonderschau „Frauenleben im Wandel – Lebenswelten von Hohenloher

Land-Frauen im 20. Jahrhundert“. Zu diesem Themenkreis fanden im Museum zahlreiche Vorträge und Seminare statt. Während der Sommermonate stand die Ausstellung „Paul Swiridoff – Fotografie“. Am 17. Mai, wenige Wochen vor Beginn der Retrospektive, verstarb der Künstler, der seit 1950 in Schwäbisch Hall lebte. Sieben seiner über 50 Bildbände hatte er der Stadt am Kocher gewidmet. Zum Jahresende eröffnete das Museum eine Ausstellung mit Werken der aus Schöntal an der Jagst stammenden Malerin Marie Sieger (1886–1970). Dank der freundlichen Unterstützung der Tochter der Künstlerin konnte nahezu der gesamte Nachlass, der in den Besitz des Historischen Vereins übergehen soll, der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Zu jeder der drei Ausstellungen brachte das Museum ein begleitendes Buch heraus. Der Druck wurde fast ausschließlich über Sponsorengelder ermöglicht.

Im sogenannten Wintergarten, einem mit Glas überdachten Raum im Erdgeschoss der Stadtmühle, bietet das Museum überwiegend einheimischen Künstlern die Möglichkeit, ihre Arbeiten zu präsentieren. Seit Oktober 2001 stellten dort aus: Johannes Seibt, Dieter Häussler, Liselotte Spreng (im Rahmen der Freilichtspiele), Peter Winterhagen und Rosemarie Finckh.

Auf Grund von Schenkungen und Erwerbungen, insbesondere durch den Historischen Verein, konnten die Sammlungen erweitert werden, etwa durch Ansichten von Hall und durch mehrere außergewöhnliche Arbeiten von Louis Braun (1836–1916), die in einem der nächsten Jahrbücher vorgestellt werden.

Die Museumsleitung dankt allen Mitarbeitern, die durch den Ausbau der Stadtmühle in besonderem Maße gefordert waren. Unser besonderer Dank gilt all jenen, die das Museum ideell und finanziell unterstützt haben, den Mitgliedern des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und den Mitgliedern des neu gegründeten Förderkreises des Hällisch-Fränkischen Museums.

Dr. Armin Panter

Museumsleiter

9. Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“,

21. April 2001 Exkursion nach Weinsberg zur Besichtigung von Burg und Kirche in Weinsberg, Führung durch Rolf Werner.

26. Mai 2001 Tagesausfahrt nach Denkendorf, Lorch und zum Wäscherschlosschen unter der Leitung von Günter von Kulesa.

Ausflug zur Tannenburg, dort Führung von Günter von Kulesa.

24. Oktober 2001, „Römisches Öhringen“, Führung durch die Stadt und die römische Abteilung des Weygangmuseums.

5. November 2001, Frühchristliche Kirchen in der Türkei, Vortrag mit Lichtbildern.

26. November 2001, Vortrag über die Geschichte Gnadentals und seines Klosters.

10. Dezember 2001, Vortrag über die Geschichte Mainhardts.

2. Juni 2002, Exkursion nach Michelstadt im Odenwad, Stadtführung, Einhardsbasilika und Schloss Fürstenua in Steinbach, Eulbacher Park.

22. Juni 2002, Exkursion nach Heidelberg, Stadtbesichtigung und Heiligenberg.

27. Juli 2002, Exkursion „Überraschungen in Franken“.

8. September 2002, Besuch des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen unter Führung von Reinhold Hauser.

21. September 2002, Exkursion nach Lorch: Kloster, Stadt und Stadtkirche, Leitung Günter von Kulesa.

26. Oktober 2002, Exkursion nach Bönningheim: Stadtführung, Charlotte Zander-Museum (Sammlung naiver Kunst und outsider art), La Roche-Museum, Schnaps-Museum, Leitung Rainer Scholl.

9. November 2002, Exkursion nach Öhringen: Stadt, Schloss, Stiftskirche, Turm der Stiftskirche, Führung durch Werner Schenk und Fritz Offenhäuser.

15. Dezember 2002, Besuch des Landesmuseums Stuttgart (Altes Schloss).

10. Arbeitskreis „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“.

Der Arbeitskreis hat sich regelmäßig zu Sitzungen getroffen, Termine und Arbeitsthema wurde jeweils abgesprochen und ist im Programm nicht näher angekündigt.

11. Ingelfinger Geschichtsfreunde

14. bis 16. September 2001 Teilnahme am 4. historischen Symposium in Ettenheim/Baden „Zeit der Emigration des französischen Adels“. Ein Thema der gehaltenen Vorträge lautete „Dunkelgraf und Dunkelgräfin – ein europäisches Geheimnis“, Referentin Helga Rühle von Lilienstern.

22. Februar 2002 „Die Geschichte des Schwarzen Hofes in Ingelfingen“, Referent Rainer Gross.

6. Oktober 2002 „Geschichten von Menschen und Häusern“, Führung durch Heinrich Ehrmann.

12. Ortsverband Künzelsau, Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau.

20. Mai 2001, Busrundfahrt, „Hohenlohe – Wo alles begann“.

30. Juni 2001, Busrundfahrt, „Schlösser, Ritter, Schubertiade“.

16. September 2001, Busrundfahrt unter der Leitung von Karin Wohlschlegel, „Hexenverfolgung in Württembergisch Franken“.

27. September 2001, „Die ersten Demokraten aus Hohenlohe“, Referent Dr. Frank Raberg.

13. Oktober 2001, „Spätmittelalter am Oberrhein“, Exkursion zur Landesausstellung in Karlsruhe unter der Leitung von Claudia Scheller-Schach.

21. Oktober 2001, Busrundfahrt „Hexenverfolgung in Württembergisch Franken“ unter der Leitung von Karin Wohlschlegel.

6. Dezember 2001, „Die frühen Staufer“, Referent Matthias Rentschler.

12. Dezember 2001, „Die Grafschaft Württemberg und die Reichsstädte“, Referent Matthias Rentschler.

25. April 2002, „Die ersten Demokraten aus Hohenlohe“, Referent Dr. Frank Raberg.

2. Mai 2002, „Der Absolutismus auch in Württemberg“, Referent Matthias Rentschler.

16. Mai 2002, „Der Südwesten im Zeitalter der Revolution“, Referent Matthias Rentschler.

16. Juni 2002, Busrundfahrt „Auf den Spuren des lachenden Philosophen“ unter der Leitung von Karin Wohlschlegel.

23. Juni 2002, „Der jüdische Friedhof in Berlichingen“, Führung durch Barbara Schwedler.

14. Oktober 2002, „Ein bisschen unsterblich – schwäbische Profile“, Referent Prof. Dr. Hermann Bausinger.

18. September 2002, „Erd- und Landschaftsgeschichte des Hohenloher Landes“, Referent Dr. Theo Simon.

16. Oktober 2002, „Stunde Null oder neues Leben in der Triaszeit“, Referent Dr. Hans Hagdorn.

13. November 2002, „Salinen und Mineralwässer im mittleren Kochertal“, Referent Dr. Theo Simon.

11. Dezember 2002, „Von der Einfalt zur Vielfalt – Seelilien der Triaszeit“, Referent Dr. Hans Hagdorn.

15. September, 13. Oktober, 17. November und 8. Dezember, Matinee im Muschelkalkmuseum Hagdorn in Ingelfingen.

13. Geschichtsverein Murrhardt und Umgebung

(Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Murrhardt).

19. April 2001, Exkursion „Alte Kirchen im Rottal“, unter der Leitung von Dr. Rolf Schweizer.

23. Mai 2001, Exkursion „Staufenburgen in unserer Nähe“, unter der Leitung von Dr. Rolf Schweizer.

5. Dezember 2001, Judith Riedel-Orlai, „Das Altarretabel der Murrhardter Stadtkirche von 1496“.

29. Mai 2002, Exkursion auf die Frickenhofer Höhe, Hohenstadt – Eschach – Fachsenfeld, unter der Leitung von Dr. Rolf Schweizer.

14. Historischer Verein Crailsheim (Gemeinsame Veranstaltung mit der Volkshochschule Crailsheim).

15. Januar 2001, Günter Randecker, „Der Bauernkriegs-Zimmermann“ als Autor und Abgeordneter der Ortskirche.

5. Februar 2001, Folker Förtsch, „Der Crailsheimer Landtagsabgeordnete Kopp während der 1848er Revolution“.

20. Mai 2001, Exkursion, „Roth, Spalt, Abenberg“.

18. Juni 2001, Folker Förtsch, „KZ Hessental“.

23. Juni 2001, Ortsbegehung „KZ Hessental und Schwäbisch Hall im Dritten Reich“.

2. Juli 2001, Steffen Hinderer, „Die Schenken von Limburg und ihr Land“, Vortrag mit Lichtbildern.

8. Juli 2001, Exkursion „Limpurger Land“ (Schwäbisch Hall Urbanskirche, Ruine Limpurg, Michelbach an der Bilz, Gaildorf).

7. Oktober 2001, Exkursion „Lichtenau – Schwabach – Katzwang – Kornburg – Klein Schwarzenlohe“.

22. Oktober 2001, Hans Gräser, „Crailsheim und Amerika“.

12. November 2001, Susanne Sackstetter, „Wandlungen der Grabmalkultur an Beispielen des Crailsheimer Ehrenfriedhofes“, Vortrag mit Lichtbildern.

17. November 2001, Führung auf dem neuen Friedhof.

3. Dezember 2001, Dr. Herbert Löchner, „Das Geld der Kelten“.

21. Januar 2002, Willi Glasbrenner, „Die Geschichte der Eisenbahn in Crailsheim“, Vortrag mit Lichtbildern.

18. und 25. Februar, 4. März 2002, Gernot Stepper, Lesekurs von Archivalien.

9. März 2002, Susanne Sackstetter, Führung durch die neue Abteilung des Stadtmuseums: „Stadt ABC – Crailsheim im 18. Jahrhundert“.

15. April 2002, Hans Gräser, „Die Comburg und ihre Geschichte“.

21. April 2002, Exkursion Rieden – Tullau – Comburg.

13. Mai 2002, Fritz Baier, „Die Darstellung der Welt in Karten von der Antike bis zum Ende des Mittelalters“, Vortrag mit Lichtbildern.

10. Juni 2002, Folker Förtsch, „Crailsheimer im Boxeraufstand“.

23. Juni 2002, Exkursion Limpurger Land.

- 6. Jui 2002, Ortsbegehung Ellrichshausen.
- 6. Oktober 2002, Exkursion Ulm und Kloster Wiblingen.
- 14. Oktober 2002, Fritz Baier, „Landkarten im 16. Jahrhundert“.
- 19. Oktober 2002, Ortsbegehung Mariäkappel.
- 4. November 2002, Richard Badal, „50 Jahre Mc Kee Baracks“.
- 25. November 2002, Eugen Schöler, „Der Markgräfliche Hofbaumeister Carl Friedrich von Zocha“, Vortrag mit Lichtbildern.
- 2. Dezember 2002, Andreas Gut, „Die alemannische Besiedlung im östlichen Württemberg“, Vortrag mit Lichtbildern.
- 7. Dezember 2002, Besuch des Alemannenmuseums in Ellwangen mit anschließender Wanderung zum Ellwanger Galgen und zur Rinderburg.

15. Ortsgruppe Öhringen, Hohenlohe – Zentralarchiv Neuenstein und gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule

- 22. Juli 2001, Ausstellung „650 Jahre Stadt Neuenstein“.
 - 30. Juli und 6. August 2001, Dr. Peter Schiffer, „Die Stadterhebungsurkunde für Neuenstein“ (Quellenlektüre).
 - 2. und 12. Mai, 15. Juli 2001, Führungen durch die Stadt Öhringen.
 - 17. Januar 2002, Frank Kleinhagenbrock M. A., „Öhringen im 30jährigen Krieg“.
 - 30. Januar 2002, Rainer Gross, „Die Herren von Neuenstein“.
 - 26. Januar 2002, Werner Schenk und Siegfried Röhl, Führungen durch das Öhringer Schloss.
 - 19. September 2001 und weitere Abende, Reinhard Weber, „Arbeitskreis Öhringer Bürgerhäuser und ihre Geschichte“.
 - 26. September 2001, Dr. Peter Schiffer, „Das Hohenlohische Amt Neuenstein“.
 - 12. Juni 2002, Dr. Peter Schiffer, „Die Hohenlohe im Mittelalter“.
- Das Weygangmuseum Öhringen bot im Berichtszeitraum zahlreiche Führungen, Arbeitskreise für Kinder und Erwachsene, Sonderausstellungen und Lesungen an und im Juli 2002 sogar ein „Jazz-Frühstück mit der Rick von Bracken Combo“.

17. Deutschordensmuseum Bad Mergentheim

- 20. Mai 2001, Eröffnung der Ausstellung „Das Marienbild auf Siegeln im Wandel der Zeit (1200–1800)“.
- 18. Juli 2001, Eröffnung der Ausstellung „Faust Multimedial, Faustillustrationen des 19. und 20. Jahrhunderts“.
- 17. Oktober 2001, Dr. Klaus Oldenhage, „Kurfürst Maximilian Franz (1780–1801) als Hoch- und Deutschmeister“.
- 22. November 2001, Dr. Winfried Romberg, „Erzherzog Carl – Gegenspieler Napoleons, Hochmeister, Staatsreformer“.
- 13. Februar 2002, Prof. Dr. h. c. Reinhold Würth, Vortrag zum Thema „Macht“.
- 12. Juni 2002, Dr. Günther Bradler, „Auf den Spuren des Deutschen Ordens in West- und Ostpreußen unter besonderer Berücksichtigung Südwestdeutscher Geschichtsbeziehungen“, Vortrag mit Lichtbildern.
- 17. September 2002, Peter Hödler, „Deutschordensbaumeister Franz Josef Roth (1690–1758)“.
- 15. Oktober 2002, Dr. des. Martin Miersch, „Anspruch und Wirklichkeit – Die Bildnispropaganda des Kölner Kurfürsten und Hochmeisters des Deutschordens Clemens August (1700–1761)“. Vortrag mit Lichtbildern.

23. Oktober 2002, Diakon Wolfgang Urba M. A., „Marienverehrung“.

3. November 2002, Dr. Erik Soder von Güldenstübbe, „Marquard von Eck – Aufstieg und Fall eines Deutschordensritters“.

In den beiden Berichtsjahren hat das Deutschordensmuseum eine Fülle weiterer Veranstaltungen, wie Sonderausstellungen, Museumskonzerte, Workshops und Filmvorführungen angeboten, die hier in ihren Einzelheiten nicht dargestellt werden können.

18. Die Geschichtspreise des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Geschichtspreis unseres Vereins wurde zum 10. und 11. Mal an Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen.

Die Preisträger 2001 sind:

Stefan Bax, Wallhausen, Schloss-Schule Kirchberg, Kirchberg
Samuel Feinauer, Großerlach-Liemersbach, Erasmus Widmann-Gymnasium, Schwäbisch Hall
Daniel Göker, Assamstadt, Deutschorden-Gymnasium, Bad Mergentheim
Stefan Kalfah, Ingelfingen, Schlossgymnasium Künzelsau
Thomas Kirstätter, Widdern, Gymnasium Möckmühl
Jutta Miksche, Lauda-Königshofen, Martin-Schleyer-Gymnasium, Lauda-Königshofen
Kahina Nastaovi, Crailsheim, Albert-Schweitzer-Gymnasium, Crailsheim
Nadine Ostertag, Schwäbisch Hall-Eltershofen, Gymnasium St. Michael, Schwäbisch Hall
David Schaebs, Rot am See-Beimbach, Gymnasium Gerabronn
Annegret Schäfer, Schöntal-Sindeldorf, Ganerben-Gymnasium, Künzelsau
Charlotte Schubert, Öhringen, Hohenlohe-Gymnasium, Öhringen
Sabine Vogt, Niederstetten-Pfizingen, Gymnasium Weikersheim
Stefan Wannenwetsch, Oberrot, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium, Gaildorf
Markus Welz, Murrhardt, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt

Die Preisträger 2002 sind:

Tobias Bär, Insingen, Evangelisches Schulzentrum, Michelbach/Bilz
Milena Dorn, Ilshofen, Gymnasium Gerabronn
Nico Döttling, Obersulm, Hohenlohe-Gymnasium, Öhringen
Carolin Gatzke, Niederstetten, Gymnasium Weikersheim
Annemarie Glock, Schwäbisch Hall-Bibersfeld, Erasmus-Widmann-Gymnasium, Schwäbisch Hall
Florian Greiner, Schwäbisch Hall, Gymnasium bei St. Michael, Schwäbisch Hall
Jan-Oliver Menz, Lauda-Königshofen, Martin-Schleyer-Gymnasium, Lauda-Königshofen
Frieder Neumann, Jagsthausen, Gymnasium Möckmühl
Inka von Olnhausen, Karlsruhe, Schloss-und Ganerben-Gymnasium, Künzelsau
Sebastian Roggenbrod, Crailsheim, Albert-Schweitzer-Gymnasium, Crailsheim
Johannes Schairer, Weinsberg, Schloss-Schule-Kirchberg, Kirchberg
Elisabeth Stierand, Murrhardt, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt
Anna Vomstein, Untermünkheim, Gymnasium bei St. Michael, Schwäbisch Hall
Iris Weber, Gaildorf, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium, Gaildorf
Erika Wieser, Tauberbischofsheim, Matthias-Grünwald-Gymnasium, Tauberbischofsheim

19. Vereinsarchiv

Herr Pfarrer i. R. Jakob Rudolf Frank, Schwäbisch Hall, hat seine ehrenamtliche Tätigkeit des Vereinsarchivs zwecks Herstellung eines Repertoriums auch in der Berichtszeit weiter fortgesetzt. Für diese mühevollen Arbeit, die Herr Pfarrer Frank auch in seinem hohen Alter noch im Dienste der Allgemeinheit leistet, danken wir ihm sehr herzlich.

20. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde in den Berichtsjahren durch die nachfolgend aufgeführten Körperschaften, Wirtschaftsunternehmen und Banken finanziell gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Dr. Ernst Breit sen., Schwäbisch Hall
 Hohenlohekreis
 Eberhard Knorr, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall – Crailsheim
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Lions Club Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 Förderverein Künstlerfamilie Sommer, Künzelsau
 Stadt Forchtenberg
 Stadt Schwäbisch Hall
 Stiftung Würth, Künzelsau
 Adolf Würth GmbH, Künzelsau
 Prof. Dr. Gerhard Taddey, Neuenstein

Ohne die finanzielle Unterstützung dieser Institutionen und Personen könnten die umfangreichen Aufgaben, mit denen sich unser Verein befasst, nicht erledigt werden. Wir danken ganz besonders für diese ermutigende Unterstützung.

21. Neue Mitglieder

Im Jahr 2001 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Bax Stefan, Wallhausen
 Birzele Helmut, Bottrob
 Breuninger Angela, Schwäbisch Hall
 Feinauer Samuel, Großerlach
 Göker Daniel, Assamstadt
 Hirschberger Reiner, Mainhardt
 Hofmann Franz, Fürstenfeldbruck
 Kalfah Stefan, Ingelfingen
 Keller Hartmut, Öhringen
 Kirstätter Thomas, Widdern
 Kratochvil Hermann, Untermünkheim
 Mayer Konrad, Bühlerzell
 Miksche Jutta, Lauda-Königshofen
 Nastaovi Kahina, Crailsheim
 Ostertag Nadine, Schwäbisch Hall
 Reiser Charles L., Mulfingen

Schaeb's David, Rot am See
 Schäfer Annegret, Schöntal
 Schubert Charlotte, Öhringen
 Steiger Helga, Gründelhardt
 Tuchow Henning, Bad Hersfeld
 Vogt Sabine, Niederstetten
 Wannenwetsch Stefan, Oberrot
 Welz Markus, Murrhardt

Im Jahr 2002 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Bär Tobias, Insing
 Dorn Milena, Ilshofen
 Döttling Nico, Obersulm
 Fleischmann Claus, München
 Fuhrmann Jens, Schwäbisch Hall
 Gatzke Carolin, Niederstetten
 Greiner Florian, Schwäbisch Hall
 Hirzel Rainer, Murrhardt
 Menz Jan-Oliver, Lauda-Königshofen
 Neumann Frieder, Jagsthausen
 Olnhausen von Inka, Karlsruhe
 Roggenbrod Sebastian, Crailsheim
 Schairer Johannes, Weinsberg
 Stierand Elisabeth, Murrhardt
 Vomstein Anna, Untermünkheim
 Weber Iris, Gaildorf
 Wieser Erika, Tauberbischofsheim

22. Dank für ehrenamtliche Mitarbeit

Auch in den Berichtsjahren 2001 und 2002 haben zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken ehrenamtliche Arbeiten für die Zielsetzungen des Vereins geleistet.

Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies:

die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall, stellvertr. Vorsitzender

Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall

Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

die Mitglieder des Ausschusses und zwar

die Schriftleiter

Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall

Herr Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein

die Verantwortlichen für das Museumswesen

Herr kommissarischer Museumsleiter Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkische Museum,

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall

die Leiter der Arbeitskreise

Herr Konrektor Horst Clauß, Mainhardt,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler,

Herr Studienrat Dr. habil. Gerhard Fritz, Murrhardt,

die Vorsitzenden der Ortsverbände

Herr Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,

Herr Stadtarchivrat Stefan Kraut M. A., Künzelsau,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler,

Herr Rektor a. D. Richard Messerschmidt, Niedernhall

der Verantwortliche für die Offenen Abende

Herr Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall

der Verantwortliche für die Gemeinschaftsveranstaltungen mit den Volkshochschulen, dem Crailsheimer Historischen Verein, dem Förderverein Künstlerfamilie Sommer sowie für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall

der Kassenverwalter

Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

der Kassenprüfer

Herr Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall

die Verantwortlichen für die Graphiksammlung des Vereins

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

für die Anfertigung des Rundschreibens

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

die Helfer bei der Betreuung der Bibliothek des Historischen Vereins und dem Buchversand

Frau Eckart-Siller und Herr Daniel Stihler, Schwäbisch Hall

die Sekretärin, Frau Ingrid Cinarli

Dr. Christoph Philippi
Vorsitzender

Register zu den Buchbesprechungen

- Banach, Jens 265
 Bauer, Sonja-Maria 285
 Bedal, Albrecht 286
 Beer, Mathias 277, 308
 Berger, Franz 274
 Beutter, Herta 310
 Biel, Jörg 263
 Biermann, Erwin 311
 Bischoff, Malte 311
 Blickle, Peter 264
 Borst, Otto 278
 Brunotte, Alexander 311
 Bühling, Stefan 300
 Bürger, Sven-Uwe 296, 305

De la Roi-Frey, Karin 307, 312
 Demel, Bernhard 274
 Diller, Stephan 301
 Drescher, Georg 298
 Drixler, Bernhard 312

 Ehrmann, Peter 290
 Erzberger, Matthias 305

 Fischer, Joachim 308
 Fries, Lorenz 311
 Fritz, Thomas 302
 Frommer, Heike 271
 Fuchs, Franz 309
 Föbel, Amalie 267

 Glasbrenner, Willi 311
 Gollor-Knüdeler, Claudia 312

 Hanke, Adelheid 273
 Heidrich, Hermann 268
 Hopbach, Achim 270
 Hoppe, Jens 285, 293
 Hosseinzadeh, Sonja 312
 Hötzer, Ulrich 305

 Ille-Kopp, Regina 280

 Jaser, Sonja 272, 275

 Kohl, Herbert 265, 270
 Kraiss, Eva-Maria 271
 Krause-Schmidt, Heike 305
 Krieger, Karl-Friedrich 309
 Kugler, Eberhard 289

 Lehmann, Johannes 281
 Leitzbach, Christian 305
 Lösch, Edgar 297
 Löslein, Barbara 271, 281, 288
 Lorenz, Sönke 285
 Losch, Bernhard 271
 Lung, Hubert 291

 Maisch, Andreas 285, 291, 312
 Maurer, Hans-Martin 312
 Metzler, Georg 297
 Meyer, Thomas 312
 Mezger, Werner 272
 Molitor, Stephan 312
 Müller, Hans Peter 306
 Müller, Peter 314
 Müller, Nikolaus David 305
 Müller, Uwe 275, 276, 298, 299, 306

 Otnad, Bernd 307

 Panter, Armin 310
 Petersen, Ernst 298

 Reif, Heinz 269
 Reuter, Marion 271
 Rieckhoff, Sabine 263
 Röcker, Bernd 282
 Rößler, Andrea 269, 278, 280, 309
 Rückert, Maria Magdalena 268
 Rückert, Peter 312

 Schäfer, Annette 282
 Schäfer, Hartmut 293
 Schiffer, Peter 285
 Schlösser, Susanne 289, 313
 Schmierer, Wolfgang 311
 Schnell, Sabine 312
 Schrenk, Christhard 290, 313
 Schulze, Ute 294, 308
 Schweizer, Christian 312
 Segebrecht, Wulf 313
 Stihler, Daniel 263, 264, 265, 266, 271, 273,
 274, 282, 285, 286, 289, 291, 293, 297, 300,
 301, 305, 307, 308, 310, 311, 312, 313, 314

 Taddey, Gerhard 308, 311
 Thierfelder, Jörg 274
 Thoma, Dieter 313
 Todd, Malcolm 264

Uhl, Stefan 293

Voit, Thomas 276, 277, 298, 299, 300, 302,
307

Walther, Dirk 265

Weber, Raimund J. 311

Weckbach, Hubert 313

Wengert, Karl Friedrich 313

Werner, Fritz 313

Widman, Achilles Jason 308

Wieland, Claudia 314

Willmann, Anni 314

Wüstner, Karl-Heinz 314

Wörner, August Karl 314

Zieger, Andreas 310

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

unter Mitarbeit von

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Sven-Uwe Bürger, Burg Amlishagen, 74582 Amlishagen

Peter Ehrmann M. A., Kapellenweg 42, 72070 Tübingen

Dr. Michael Goer, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen, Alexanderstraße 48, 72072 Tübingen

Prof. Dr. Rüdiger German, Lieschingstraße 2, 72076 Tübingen

Jens Hoppe, Neuenhainer Str. 30, 60326 Frankfurt am Main

Sonja Jaser, Martha McCarthy Str. 26, 74564 Crailsheim

† Dr.-Ing. Eberhard Knoblauch, Wagenburgstr. 10, 70184 Stuttgart

Dr. Michael Knoll, Schloss-Schule Kirchberg, Schulstraße 4, 74592 Kirchberg/Jagst

Herbert Kohl, Brahmweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Liselotte Kratochvil, Brückenweg 9/1, 74547 Untermünkheim-Enslingen

Margarethe Krauß, Schlörweg 5, 74523 Schwäbisch Hall

Barbara Löslein, M. A., Stadtarchiv Neckarsulm, Binswanger Str. 3, 74172 Neckarsulm

Hans Müller, Stettener Straße 22, 74080 Heilbronn

Dr. Hans P. Müller, Kreisarchiv Schwäbisch Hall, Münzstraße 1, 74523 Schwäbisch Hall

Hans-Friedrich Pfeiffer, Charlottenhöhe 32, 74592 Kirchberg/Jagst

Elisabeth Pfisterer, Breslauer Weg 42, 74523 Schwäbisch Hall

Andrea Rößler, Nächstenbacher Berg 24, 69469 Weinheim

Dr. Maria Magdalena Rückert, Zwingerstr. 2, 74321 Bietigheim-Bissingen

Ute Schulze M. A., Herdstr. 9, 78050 Villingen-Schwenningen

Raimond Selke, M. A., Otto-Hahn-Straße 29, 93053 Regensburg

Dipl.-Ing. Thomas Voit, Berghausstr. 18, 70565 Stuttgart

Prof. Dr. Jost Weyer, Grandweg 40, 22529 Hamburg

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

Textteil

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Schrift:	Keine Proportionschrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschi- nenschrift (12 Punkte-Schrift).
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Absätze:	neue Zeile.
Anmerkungsziffern:	i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen.
Literaturzitate:	zwischen Anführungszeichen.
Quellenzitate:	ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie).
Abkürzungen:	nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.).
Literatur- und Quellenverzeichnisse:	nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen.
Abbildungen:	Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden.

Anmerkungen

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionschrift!

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Anmerkungsziffer:	vorgestellt, ohne Punkt und Klammer.

Literaturzitate

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbstständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907.

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101.

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Samengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13.
bei einem Herausgeber: (Hrsg.)
bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)
bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserblihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84.

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77.

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung wegfallen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserblihen (wie Anm. 5), S. 77.

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen: G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart ¹⁰1975, S. 215.

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Quellenzitate

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »v« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«). Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrennschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

Manuskripte auf Diskette

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII-, RTF- oder WORD-Dateien auf Disketten oder CD-ROM eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in der Datei enthalten sein:

[[ü1]]	Überschrift ersten Grades
[[ü2]]	Überschrift zweiten Grades
[[ü3]]	Überschrift dritten Grades
[[a]]	Absatzende
[[ku]]	kursiv
[[ka]]	Kapitälchen
[[s]]	Sperrung
[[u]]	unterstreichen
[[h]]	hochstellen
[[e]]	Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen.

*Literaturangaben im Kopf von Rezensionen**Muster*

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

Abkürzungen

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

A	= Archiv
Abb.	= Abbildung/Abbildungen
BWKG	= Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte
ebd.	= ebenda
GLAK	= Generallandesarchiv Karlsruhe
Hrsg.	= Herausgeber
Hrsgg.	= Herausgeber (Plural)
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jh.	= Jahrhundert
KB	= Kreisbeschreibung
OAB	= Oberamtsbeschreibung
S.	= Seite
StA	= Staatsarchiv
StAL	= Staatsarchiv Ludwigsburg

StadtA	= Stadtarchiv
Tab.	= Tabelle/Tabellen
UB	= Urkundenbuch
WFr	= Württembergisch Franken
WGQu	= Württembergische Geschichtsquellen
WJbb	= Württembergische Jahrbücher
WUB	= Württembergisches Urkundenbuch
WVjH	= Württembergische Vierteljahreshefte
ZGO	= Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZWLK	= Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

Buchbinderei Mende
Inh.: Fritz Schwarzbach

10. Nov. 2003



WÜRTTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
STUTT GART

lingenstraße 123
0188 STUTT GART

N13<>>29 30839 4 024



WLB Stuttgart

